

DIE GROSSE RAZZIA

BAND II – DER ÄGYPTENFELDZUG



ROBERT CASANOVAS

HISTORISCHER ROMAN



Zusammenfassung

Die große Razzia, Band II — Der Ägyptenfeldzug (1798-1801)

Als zweiter Teil einer vierbändigen historischen Saga über die napoleonischen Kunstraubzüge schildert dieser Roman die spektakulärste aller Razzias: die Ägyptische Expedition. Am 19. Mai 1798 stachen dreihundert Schiffe von Toulon in See. An Bord: eine Armee von vierzigtausend Soldaten und hundertsiebenundsechzig Gelehrten. Ihr Ziel ist geheim. Ihre Mission ist es nur für die Öffentlichkeit. In seinen privaten Aufzeichnungen bezeichnet Berthollet das Unternehmen als Erwerbungsoperation. Bonaparte nennt es wissenschaftliche Expedition. Es sind zwei Namen für dieselbe Wirklichkeit — eine, der der Roman Schritt für Schritt folgt, von der Einnahme Maltas bis zu den Ufern des Nils und bis in die Pariser Ateliers, in denen die Beschreibung Ägyptens entstehen wird. Durch Denons Skizzenbücher, Jomards Theodoliten, Geoffroy Saint-Hilaires Präparatengläser und Berthollets Schweigen enthüllt sich der innere Mechanismus des aufgeklärten Plünderns: die Schönheit der gelehrten Geste und die Gewalt der Razzia, die sie verbirgt. Und am Rand notiert Hassan ibn Youssef — Dolmetscher, Zeuge, Gedächtnis —, was die Männer des Wissens nicht aufschreiben. Am Ende der Reise bleibt eine Frage ohne Antwort: Was ist der Unterschied zwischen dem Fortnehmen einer Sache und dem Fortnehmen ihres Bildes? Der Stein von Rosette ist in London. Die Druckgrafiken sind in Paris. Ägypten selbst bleibt am Ufer seines Flusses.

Der Autor

Robert Casanovas, der bereits „Das gestohlene Zimmer“, „Das Testament war eine Fälschung“ und „Plünderung“ veröffentlicht hat, ist Honorarprofessor mit Aggregation und Mitglied des französischen Schriftstellerverbands. Als Jurist, dem die Geschichte der Kunstsammlungen eine lebenslange Leidenschaft ist, hat er viele Jahre dem Studium der staatlichen Aneignung von Kunstwerken gewidmet. Als Präsident der NGO International Restitutions hat er zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten zu diesem Thema vorgelegt.



Die grosse Razzia
Historischer Roman in vier Bänden

Robert Casanovas

casanovas@hotmail.com

Gesetzliche Hinterlegung April 2026 – digitales E-Book und Printausgabe

© 2026 Casanovas. Alle Rechte vorbehalten

ISBN: 978-2-488999-27-4

www.international-restitutions.org

Umschlagbild: Originalgroße Nachbildung des Steins von Rosette, eingefügt
 in ein optisches Theater, im Musée Champollion in Vif (Isère, Frankreich)

17. Juli 2022 – Julien Peytard



Deutsche Fassung
Band II
1798–1801 – Der Ägyptenfeldzug
3. Auflage, überarbeitet und korrigiert

Vom selben Autor:

Das gestohlene Zimmer (historischer Roman)

Das Testament war eine Fälschung (historischer Roman)

Plünderung (historischer Roman)

Die Grosse Razzia – Band I – Die Geburt des Systems (historischer Roman)

HINWEIS

Dieser Roman ist eine historische Fiktion, die auf realen Recherchen beruht. Alle erwähnten Werke wurden tatsächlich bei den französischen Eroberungen zwischen 1794 und 1813 entnommen.

Die meisten Figuren haben wirklich gelebt.

Der Ablauf der Ereignisse zeichnet authentische und belegte Tatsachen nach.

Für die Zwecke der Erzählung können Figuren, Szenen und Dialoge erfunden worden sein.

Die Originalfassung des Romans, verfasst in französischer Sprache, wurde in mehrere Fremdsprachen übersetzt. Die übersetzten Fassungen können sprachliche Fehler, Fehldeutungen oder Ungenauigkeiten enthalten.

INHALTSVERZEICHNIS

Band II

Kapitel I: Die Orient in Waffen

Kapitel II: Die Fahrt den Nil hinauf

Kapitel III: Die Zeit der Gelehrten

Kapitel IV: Der Zusammenbruch und die Heimkehr

DIE GROSSE RAZZIA

Historischer Roman in 4 Bänden

BAND II – DER ÄGYPTENFELDZUG (1798–1801)

KAPITEL I: DIE ORIENT IN WAFFEN

I - Von Toulon nach Malta

Am Morgen des 19. Mai 1798 hob Claude-Louis Berthollet am Kai von Toulon ein Stück teergetränktes Tauwerk auf und hielt es sich an die Nase. Um ihn herum machten mehr als dreihundert Schiffe unter Kettengerassel und Kommandorufen klar zum Auslaufen.

Das Tau roch nach skandinavischem Kiefernteer, nach dem Salz des Mittelmeers und nach etwas, das er nicht sofort einzuordnen wusste. Ein pflanzliches Harz vielleicht, Mastix von Chios. Er steckte es wieder ein, um es an Bord zu untersuchen. Der Kai vibrierte unter ihm. Dieser Geruch erinnerte ihn an das *Bel Paese*.

1796 hatte Bonaparte ihn mit Gaspard Monge nach Italien geschickt. Ihr Auftrag: in den Sammlungen der italienischen Fürsten herauszufinden, was es verdiente, in den Louvre zu gelangen. Sie hatten die Paläste von Mailand, Bologna und Rom durchstreift und dabei Titel und Maße notiert. Die Gemälde waren anschließend in Kisten gereist, einzeln gerahmt, in Decken verpackt. Manche waren beschädigt angekommen. Andere nicht.

Er hatte das nicht als schwierig empfunden. Es war angewandte Wissenschaft: den Wert eines Gegenstands bestimmen, ihn sichern, ihn fortschaffen. Dieselbe Logik wie hier, nur mit anderen Objekten. Er hatte es von Anfang an gewusst. Diese Expedition würde dasselbe hervorbringen wie in Italien, nur in größerem Maßstab. Was Bonaparte wissenschaftliche Expedition nannte,

nannte Berthollet in seinen privaten Notizen eine Erwerbsoperation. Das Wort war genauer.

Der Unterschied war Ägypten. Italien hatte Sammler, Märkte, Preise. Ägypten hatte Gräber, die seit dreitausend Jahren versiegelt waren.

Auf dem Deck der Orient, des Flaggschiffs mit hundertzwanzig Kanonen, sah Bonaparte zu, wie sich die Flotte in Bewegung setzte. Ihr Ziel kannten die Männer nicht.

Monge kritzelte Gleichungen auf den Umschlag seines Notizbuchs, während die Schiffe manövierten. Er sah nicht zum Kai. Monge sah nie auf das, was sich nicht berechnen ließ.

Weiter unten, auf dem Zwischendeck C, spannte Edme-François Jomard eine Schnur zwischen zwei Rollen, um die Länge eines Ganges zu messen. Er hatte die Polytechnique erst acht Monate zuvor abgeschlossen und verließ zum ersten Mal Frankreich. Die Schnur zeigte drei Meter zweiundsechzig an. Diesen bekannten Wert multiplizierte er im Kopf mit der Zahl der gezählten Gänge und leitete daraus eine Schätzung der Schiffslänge auf zwei Meter genau ab.

Jean-Baptiste Fourier, ein dreißigjähriger Mathematiker und Professor an der École polytechnique, hatte sich in einer Kabine auf dem Oberdeck eingerichtet, mit einem Stapel von Abhandlungen über algebraische Gleichungen, die er während der Überfahrt nicht aufschlagen würde. Was ihn zum Einschiffen bewogen hatte, war nicht die Feldforschung – dafür fehlte ihm jede Praxis –, sondern die Aussicht auf eine ganze Zivilisation, die es zu vermessen galt.

Dominique-Vivant Denon betrachtete lange den leeren Horizont. In seiner engen Kabine ordnete er zum dritten Mal seit der Einschiffung sein Material. Zuerst die Skizzenbücher, nach Formaten sortiert. Die Kohlestifte in ihrem Lederetui. Die Federn, die schwarze und die Bistertinte, die Pinsel in verschiedenen Stärken in einer Leinwandrolle. Diese Ordnung kannte er auswendig –

jedes Werkzeug an seinem Platz, jeder Platz mit seiner Funktion –, wie ein Grammatiker seine Sprache kennt. Nicht um sie zu sprechen, sondern um sie nie zu verlieren. Sie noch einmal neu zu ordnen gab ihm das Gefühl, etwas unter Kontrolle zu haben. Ägypten hatte in seinem Geist noch immer keine Gestalt. Sein Material dagegen hatte eine. Er dachte: Wenn alles andere schiefgeht, habe ich wenigstens meine Werkzeuge in Ordnung. Das war wohl die Definition ernsthafter Arbeit. Mit dem beginnen, was man kontrollieren kann.

Bonaparte hatte ihn mit einem zehnzeiligen Brief angeworben: *Sie werden die Monumente zeichnen*. Das hatte ihm genügt. Er hatte zugesagt, ohne zu fragen, wohin, wann oder unter welchen Bedingungen.

Die Flotte brauchte mehrere Stunden, um die Reede zu verlassen. Vom Ufer aus weinten Frauen, Kinder schwenkten Taschentücher. Denon sah, wie sich das Ufer entfernte.

„Haben Sie Angst?“, fragte Jomard ihn.

„Nein. Ich brenne darauf. Das ist etwas anderes.“

Während die Schiffe das offene Meer gewannen, zeichnete er Bonapartes Gesicht im Profil, vom Licht des Morgens erhellt. Diese Skizze sollte Jahre später in der Erstausgabe seiner *Voyage* erscheinen.

Mehr als einen Monat Seereise trennte Toulon von Ägypten, mit einem Zwischenhalt auf Malta. Die Flotte durchquerte das Mittelmeer in relativer Verschwiegenheit und wich Nelson ebenso durch Glück wie durch Disziplin aus. Der erste Halt war nicht Alexandria.

In den ersten Tagen war die See ruhig. Die Gelehrten überschwemmten die Decks, holten ihre Instrumente hervor, nahmen Messungen vor und notierten die Windrichtung. Jomard berechnete die Geschwindigkeit der Flotte, indem er die Knoten zählte. Die Naturforscher fischten Exemplare mit dem Netz. Denons Skizzenbücher füllten sich. Die geblähten Segel, die

dunklen Rümpfe, das wechselnde Licht auf dem Wasser. Das Meer zeichnete er nicht so gut wie die Monumente, aber er versuchte es. Alle versuchten es.

Bonaparte dagegen verbrachte seine Tage mit Lesen. Er hatte eine sorgfältig ausgewählte Feldbibliothek an Bord genommen. Die Feldzüge Alexanders, Cäsars Kommentare, die Geschichte des Polybios, die Berichte arabischer Reisender in Ägypten. Er las schnell, knickte die Seiten um und versah die Ränder mit Anmerkungen in enger Handschrift. Monge erappte ihn eines Morgens dabei, wie er zum wiederholten Mal Volneys Bericht über dessen Reise durch Syrien und Ägypten las, der elf Jahre zuvor erschienen war.

„Volney ist Pessimist“, sagte Bonaparte, ohne aufzublicken. „Er hat nur den Verfall gesehen. Wir werden die Quellen sehen.“

Bonaparte schloss das Buch und legte es auf seine Knie. Monge erkannte etwas Charakteristisches: Bonaparte las nicht, um widerlegt zu werden. Er las, um Präzedenzfälle für das zu finden, was er ohnehin tun wollte.

Die Bibliothek der Orient war eine Institution für sich. Bonaparte hatte sie wie eine kleine schwimmende Akademie eingerichtet. Abendliche Lesungen mit lauter Stimme, Gespräche über die mitgeführten Werke, Debatten über die alte Geschichte Ägyptens. Diese Abende versammelten am Tisch der großen Kabine die führenden Gelehrten und die Offiziere, die sich für Literatur interessierten. Man las Herodot, man diskutierte über Thukydides, man stritt über die Ursachen für den Untergang Roms. Bonaparte führte den Vorsitz und griff häufig ein; er bewies eine echte historische Bildung, die die Professoren des Instituts beeindruckte.

„Die Frage, die mich interessiert, ist nicht, warum Zivilisationen untergehen. Sondern warum sie dauern. Ägypten hat dreitausend Jahre gedauert. Was macht einen Staat über drei Jahrtausende hinweg so stabil?“

Fourier brachte eine Hypothese über die Regelmäßigkeit der Nilfluten und die Berechenbarkeit der Ernten vor. Er liebte historische Beispiele, weil sie abstrakten Ideen das Gewicht der Dauer verliehen. Jahrtausende regelmäßiger Überschwemmungen: Das war ein Beweis, den die Mathematik allein nicht erbringen konnte. Was ihn an Ägypten interessierte, noch bevor er dort ankam, war genau dies: eine Zivilisation, die komplexe Probleme gelöst hatte – Bewässerung, Architektur, Astronomie –, ohne die Algebra, die er seinen Studenten lehrte. Die Lösung war der Theorie vorausgegangen. Das war beunruhigend und faszinierend zugleich. Berthollet sprach von der Konzentration der Macht in einer zentralen Verwaltung. Denon antwortete, er wisse es nicht, hoffe aber, in den Monumenten Elemente zu einer Antwort zu finden.

Bonaparte beugte sich zu Berthollet.

„In Italien haben wir mit Fürsten verhandelt. Hier gibt es keine Fürsten. Es gibt nur Gräber und Monumente, die niemand für sich beansprucht. Was wir nehmen werden, hat seit langem keinen lebenden Eigentümer mehr. Das ist ein erheblicher Unterschied.“

Berthollet erwiderte, das Fehlen eines lebenden Eigentümers bedeute nicht das Fehlen eines Eigentümers. Doch er sagte es mit leiser Stimme, und Bonaparte hatte sein Buch bereits wieder aufgenommen. Berthollet hielt den Blick noch eine Weile auf die Flamme der Lampe gerichtet. Er hatte – seit Venedig, seit Mailand – gewusst, dass das gerechte Wort und das wirksame Wort nicht immer dasselbe waren. Bonaparte fragte ihn nicht nach seiner Meinung. Er verlangte von ihm, eine bereits gezogene Schlussfolgerung zu bestätigen. Das war der Preis der Expedition, und Berthollet hatte ihn akzeptiert, als er an Bord der Orient gegangen war.

Am zehnten Tag schlug das Wetter um. Ein Nordwestwind zwang die Flotte, ihren Kurs zu ändern. Die Schiffe zerstreuten sich leicht, ehe sie sich unter dem Befehl von Admiral Brueys wieder sammelten. Soldaten erkrankten. Mehrere Gelehrte

ebenfalls, darunter Monge, der zwei Tage lang in seiner Kojе lag, bleich und schweigsam, eine Schüssel in Reichweite, zum ersten Mal seit Jahren unfähig, ein Buch aufzuschlagen. Wer ihn kannte, wusste, dass dieses Schweigen einem Geständnis gleichkam. Der kranke Monge klagte nicht. Er wartete mit Ergebung darauf, dass sein Körper sich herabließ, die Arbeit wieder aufzunehmen.

Denon zeichnete weiter vom Deck aus, unempfindlich gegen die Seekrankheit. Das Meer hatte ein Blau, das er nie auf einem Gemälde gesehen hatte. Ein heftiges, beinahe aggressives Blau, das nichts mit den Seestücken von Claude Lorrain zu tun hatte. Um dieses Blau wiederzugeben, musste man das Meer anders malen. Niemand hatte es bisher getan.

Die Frage nach dem Ziel blieb lange unbeantwortet.

Bonaparte hatte an die Offiziere versiegelte Anweisungen verteilt, die erst auf See geöffnet werden durften. Die Soldaten spekulierten. Man hörte die unterschiedlichsten Namen: England, Portugal, Irland, die Antillen, Malta, Indien. Einige, die Bestinformierten, raunten Ägypten, doch dieser Name klang so fern und so unwahrscheinlich, dass nur wenige daran zu glauben wagten. An jenem Tag liefen die Spekulationen auf Hochtouren.

Am folgenden Tag ließ Bonaparte seine höheren Offiziere wissen, wohin es ging. Ägypten. Die afrikanische Küste des Mittelmeers. Der Nil, die Pyramiden, die Wüsten der Sahara, die Ruinen von Theben und Memphis. Das Gerücht verbreitete sich rasch unter den Gelehrten. Die Reaktionen fielen je nach Temperament und nach dem, was jeder am meisten fürchtete, unterschiedlich aus. Berthollet dachte sofort über die chemischen Implikationen des Nilwassers und die Eigenschaften des ägyptischen Natrons nach. Monge, noch immer von seiner Seekrankheit genesend, antwortete schlicht, er hoffe, dass man Trinkwasser finden werde. Jomard fragte nichts. Er schloss sich in seiner Kabine ein und verbrachte zwei Stunden damit, seine Notizen über die antiken Bewässerungssysteme noch einmal durchzulesen. Er zog es vor zu verstehen, was er sehen würde.

Denon zog Herodot aus seiner Tasche. Das Buch schlug sich von selbst bei der Erwähnung der Pyramiden auf. Der Einband hatte seine Gewohnheiten, so wie er die seinen hatte. Er überflog die Beschreibung des Moirissees, des Labyrinths von Hawara, der Pyramiden von Gizeh, wie der griechische Reisende sie fünf Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung gesehen hatte. Zweitausenddreihundert Jahre trennten Herodot von diesem Augenblick. Die Pyramiden standen noch immer da. Denon klappte das Buch zu, ohne die Seite zu markieren. Die Stelle würde sich von allein erinnern.

Nachdem sie die Küste Siziliens in vorsichtigem Abstand entlangefahren war, hatte die Flotte Kurs nach Südosten genommen. Die Sonne ging früher auf und später unter. Die Hitze nahm zu und kündigte die Breiten an, die sie erwarteten. Soldaten, die nie den Norden Frankreichs verlassen hatten, blickten mit einer von Beklommenheit durchsetzten Neugier zum Horizont. Für viele war dieses Meer schon der Rand der bekannten Welt.

Die Nacht des achtzehnten Tages war die schönste der ganzen Überfahrt. Nicht die mildeste – die Luft hielt noch die Wärme des Tages und roch nach Teer und Salz –, aber die klarste. Ein wolkenloser Himmel, ein Mond im letzten Viertel, erst seit kurzem aufgegangen, der ein kaltes, präzises Licht warf, als hätte jemand eine Laterne auf den Horizont gestellt. Die weißen Segel der Fregatten leuchteten wie feuchtes Papier. Die schwarzen Rümpfe der Linienschiffe zeichneten scharfe Schatten auf das ruhige Wasser. Man hörte die Wellen kaum – nur das langsame Knarren der Masten, das dumpfe Schlagen der Segel, die den Wind suchten – und, aus großer Ferne, etwas, das eine menschliche Stimme oder der Ruf eines Nachtvogels sein konnte.

Gegen Mitternacht kam Bonaparte zu Denon. Es war eine Gewohnheit, die er sich seit der Einschiffung zugelegt hatte. Nächtliche Rundgänge über das Deck, allein oder fast allein, während seine Offiziere schliefen. Er stützte sich auf die Reling und sagte lange nichts.

„Sie zeichnen nachts besser als am Tag.“

„Die Nacht tilgt die unnützen Einzelheiten. Es bleiben nur die wesentlichen Formen. Das ist ehrlicher. Nichts Neues. Alles ist schon gesehen worden. Aber nichts ist bisher genau gezeichnet worden. Herodot beschreibt die Pyramiden ohne Maße. Strabo erwähnt sie, ohne sie zu verstehen. Was ich will, ist, Bilder mitzubringen, von denen man nicht wird sagen können, sie seien ungenau.“

Bonaparte nickte. Das war eine Denkweise, die er verstand. In der Ferne, an Backbord, erkannte man eine dunkle Linie, die die sizilianische Küste oder eine tiefe Wolkenbank sein konnte. Keiner von beiden fragte den wachhabenden Offizier, was es war.

In derselben Nacht suchte, mehrere Seetage weiter westlich, Nelsons Geschwader die französische Flotte, ohne zu wissen, wo sie sich befand. Zwei Flotten, ein einziges Meer und die Dunkelheit zwischen ihnen. Hätten die Winde anders geweht, wäre alles, was Denon in seinen Skizzenbüchern mitnehmen würde, mit den Schiffen untergegangen. Was aufbrechen würde oder nicht, hing nicht allein von den Menschen ab. Es hing auch von den Winden ab.

Am 9. Juni, nach drei Wochen Seereise, erschienen die französischen Schiffe vor Valletta.

Die Insel Malta, seit 1530 vom Orden des Heiligen Johannes von Jerusalem gehalten, bewachte mit ihren als uneinnehmbar geltenden Festungswerken den Eingang zum östlichen Mittelmeer.

Bonaparte rief seine wichtigsten Generäle und die Gelehrten vor den Festungsmauern zusammen.

„Diese Mauern haben 1565 vierzigtausend Türken widerstanden. Aber die Ritter, die sie heute verteidigen, sind alt, zerstritten und mittellos. Wir brauchen sie nicht im Sturm zu nehmen. Wir müssen nur abwarten.“

General Louis Desaix, ein Offizier mit dem Profil eines Asketen, der eine der Divisionen der Armee befehligte, ergriff das Wort.

„General Bonaparte, sind Ihre Informationen über die innere Spaltung des Ordens zuverlässig?“

„Die Ritter von Malta sind in rivalisierende Fraktionen gespalten. Der Großmeister ist schwach. Sie werden nicht kämpfen. Wir werden in Kürze einziehen.“

Monge glaubte, eine Frage stellen zu müssen.

„General, welche Rechtfertigung werden Sie für den Angriff auf Malta geben, das sich nicht im Krieg mit Frankreich befindet? Der Orden des Heiligen Johannes ist eine souveräne, seit langem international anerkannte Institution. Droht dieser Angriff nicht negative diplomatische Reaktionen hervorzurufen, insbesondere seitens des Papstes und der katholischen Mächte Europas?“

„Monge, mein lieber Freund, du bist Mathematiker. Berechne, wie lange wir uns in Ägypten halten können, wenn die Engländer unsere Wege sperren. Malta ist der Riegel. Was die diplomatische Rechtfertigung angeht, so ist das nicht deine Sache. Mein Adjutant kümmert sich darum.“

Monge schwieg. Er hatte die Grenze begriffen.

Die Landung erfolgte gleichzeitig an mehreren Punkten der Insel und überraschte die Verteidiger. Der Widerstand dauerte drei Tage. Am 12. Juni kapitulierte Malta.

Die Bestandsaufnahme förderte verblüffende Mengen an Edelmetallen zutage. Genug, um mehrere Monate des Feldzugs zu finanzieren. Denon durchschritt den großen Schatzsaal, den die Kommissare Kiste für Kiste inventarisierten.

Der Reichtum des Ordens bestand zuerst in Geld: Silberbarren, Goldmünzen, liturgisches Goldschmiedegerät. Drei bis vier Millionen Francs nach Berthollets Schätzung.

Doch was ihn fesselte, lag anderswo. In der Sakristei der Kathedrale Sankt Johannes nahmen die Soldaten Gemälde von den Wänden. Das Gewölbe des Kirchenschiffs – ein monumentaler

Zyklus von Mattia Preti über das Leben Johannes' des Täufers, unmittelbar auf den Stein gemalt zwischen 1661 und 1666 – war nicht zu nehmen: zu groß, zu fest. Man ließ es. Aber die Staffeleibilder ließen sich mitnehmen.

Er erkannte mehrere Leinwände Pretis: eine *Enthauptung des Täufers*, düster und gewalttätig, aus ihrer Kapelle gerissen; Bildnisse von Großmeistern des Ordens; eine große *Auferweckung des Lazarus* der neapolitanischen Schule, die man ohne jede Vorsicht zusammenrollte.

Denon bemerkte auch, was man nicht nahm. Im Oratorium der Novizen, seit 1608 als Altarbild aufgehängt: die *Enthauptung Johannes' des Täufers*, Caravaggios größte Leinwand, drei Meter sechzig auf fünf Meter zwanzig aus schwarzem und rotem Sturm. Der Henker beugt sich über den enthaupteten Körper, dessen Blut eine Lache bildet. In dieses Blut hat der Maler seine Signatur gesetzt: *f. Michelangelo*. Die einzige Leinwand, die er je signiert hat, und er hat sich entschieden, sie im Blut seines Opfers zu signieren. Er selbst hatte einen Menschen getötet. Die Malerei wusste es.

Ein Soldat trat heran, um abzuschätzen, ob man sie abnehmen könne. Denon legte ihm die Hand auf den Arm.

„Diese hier kommt nicht weg. Sie wurde für diese Wand gemalt. Auf einem Schiff würde sie sterben.“

Der Soldat sah Denon einen Augenblick an, dann die Leinwand, dann zuckte er die Schultern und ging anderswohin. Das Gemälde blieb.

Er notierte in seinem Notizbuch die Maße, das Sujet, die Signatur und blieb dann vor der Leinwand stehen, ohne zu schreiben. Dieses Bild besaß eine seltene Eigenschaft. Es musterte seinerseits den Betrachter. Nicht der enthauptete Heilige. Aber der Henker, der sich über den Toten beugt, oder der Kerkermeister, der den Kopf wendet, schien den zu befragen, der die Szene betrachtete: Und du, was nimmst du mit?

Das Goldschmiedegerät des Hospitals des Ordens – Tafelbecken, Leuchter, Ziborien – wurde vollständig beschlagnahmt. Das Hospital von Malta hatte Marmorböden, Wandteppiche, ein Silbergeschirr, das in Europa als einzigartig galt. Es würde zu Barren eingeschmolzen werden. Die Kranken, die hierherkamen, würden aus Zinnnapfen versorgt werden.

Derselbe Vorgang, dachte er. Jede Eroberung finanzierte die nächste.

Die Tenture des Indes, ein Wandteppich, gewebt in den Gobelins nach Kartons, die von Gemälden angeregt waren, welche Prinz Johann Moritz von Nassau-Siegen aus Brasilien mitgebracht hatte, in noch lebhaften Farben, Elefanten, Papageien, tropische Festungen und exotische Hofszene darstellend. Ein Geschenk Ludwigs XIV. Der König von Frankreich hatte dem Ritterorden gegeben, was das Heer Frankreichs nun an sich reißen würde.--

Er notierte die Maße. Zwei Meter fünfzig Höhe, fünf Meter Breite ungefähr bei den größten. Wolle und Seide. Man hätte sie aufrollen können. Man hatte es nicht getan. Den Soldaten hatte die Zeit gefehlt, oder sie hatten ihren Wert nicht erkannt.

„Lassen Sie die Wandteppiche“, sagte Denon zu dem Unteroffizier, der die Inventarisierung beaufsichtigte. „Sie gehören Frankreich schon seit Ludwig XIV.“

Draußen lud man die Kisten in die Boote. Das Gold, das Silber, die Manuskripte, die bezeichneten Gemälde. Die Bibliothek des Ordens, Tausende von Bänden auf Latein, Französisch, Arabisch, Türkisch, wurde zurückgelassen. Kein Platz. Keine Zeit. Die Soldaten der Revolution plünderten schnell. Die Gelehrten lasen auf, was übrig blieb.

Die Bibliothek zählte ungefähr zwanzigtausend Bände. Inkunabeln, mittelalterliche Handschriften, Abhandlungen über Navigation und Kartographie, seit dem zwölften Jahrhundert gesammelt. Die Soldaten wussten nichts mit den Büchern anzufangen. Ein Feldwebel fragte, ob sie etwas wert seien. Denon

antwortete, ja, manche. Der Feldwebel bemerkte, er habe keine Kisten. Denon fand zwei und legte selbst die ältesten Manuskripte hinein. Etwa hundert Bände, nach Instinkt gewählt, ohne Katalog, ohne anderes Kriterium als das sichtbare Alter des Pergaments. Der Rest – fast zwanzigtausend Bände – blieb auf den Regalen zurück.

Die französische Garnison, die auf Malta verbleiben sollte, würde sie zwei Jahre lang als Packpapier und Brennstoff verwenden.

Berthollet notierte in seinen Beobachtungen, während er den beladenen Booten nachsah, die sich auf die Schiffe zu entfernten: „Flandern war methodisch gewesen, Italien war gelehrt gewesen, Malta war hastig. Jeder Feldzug hatte seine Weise zu plündern, je nach der verfügbaren Zeit und den anwesenden Männern. Ägypten würde etwas anderes sein. Keine Stadt, die in drei Tagen zu leeren wäre, sondern ein Land, das man Monate hindurch durchqueren würde. Die Plünderung würde dort langsam sein.“

Die Flotte lichtete am Abend des 19. Juni die Anker. An Deck sah Denon zu, wie Valletta sich entfernte. Eine Stadt aus blonden Steinen, Festungsmauern, die bis zum Meer hinabstiegen, barocke Glockentürme. In den Lagerhäusern stapelten sich die Kisten mit dem Gold und dem Silbergeschirr. In seinen Notizbüchern die Zeichnungen der Befestigungen, der Kathedrale, des Hafens. Was man mitnahm und was man zurückließ. Schon wusste er, dass er Malta nie wiedersehen würde.

Das Gold ließ sich einschmelzen. Die Kunstwerke kehrten, einmal versetzt, nie zurück.

II - Von Alexandria zum Nil

Am 1. Juli, nach einer Überfahrt, während der die Franzosen Nelson mehrmals ausgewichen waren, meldeten die Ausguckposten die flachen Küsten Ägyptens. Ein Geruch nach heißem Sand und Salz. Monge war schon im Morgengrauen an Deck.

„Alexandria. Euklid, Eratosthenes, Ptolemäus. Siebenhunderttausend Bände verbrannt. Seht, was davon übrig ist!“, rief Bonaparte aus.

Monge musterte die Küste.

„Offen gesagt, General, scheint diese heutige Stadt kaum den glanzvollen Beschreibungen zu entsprechen, die wir in den antiken Texten lesen. Sie wirkt eher verfallen und provinziell. Wo sind die prächtigen Monumente, die Tempel, die Paläste, die große Bibliothek?“

Bonaparte lächelte.

„All das ist verschwunden. Römer, Byzantiner, Araber, Osmanen. Das antike Ägypten existiert nur noch in seinen Steinen. Deshalb sind wir hier.“

Die Landung begann am Nachmittag bei starkem Seegang. Die Soldaten stiegen in Boote, die sie bis zum Ufer brachten, wo sie ins seichte Wasser sprangen und unter einer bleiernen Sonne zum Strand wateten. Der Geruch kam vor allem anderen. Etwas Warmes und Mineralisches, Fischiges und Rauchiges, der Geruch einer alten Stadt, die nicht erwartet hatte, überrascht zu werden.

Die Gelehrten gingen am Ende des Tages an Land, nachdem die Stadt genommen war. Alexandria war nicht das, was sie gelesen hatten. Fünfzehntausend Einwohner, enge Gassen, Häuser aus Lehmziegeln, die zerbröckelten.

Denon setzte zum ersten Mal den Fuß auf ägyptischen Boden und sah sich mit einer Enttäuschung um, die er nicht zu verbergen suchte.

„Ist es das wirklich? Ruinen und Hütten?“

Die Pompeiussäule erhob sich fünfhundert Meter entfernt, allein im Sandhimmel. Siebenundzwanzig Meter roter Granit aus Assuan auf einem Sockel aus Quadersteinen. Sie hatte mit Pompeius nichts zu tun. Sie war um das Jahr 297 unserer

Zeitrechnung zu Ehren des Kaisers Diokletian errichtet worden, nachdem er einen Aufstand der Alexandriner niedergeschlagen hatte.

Der Schaft war monolithisch, ein einziger Block von zweihundert Tonnen, vor fünfzehn Jahrhunderten poliert, unter dem Staub noch immer glatt unter der Hand. Das korinthische Kapitell an der Spitze hatte einige Akanthusblätter verloren, blieb aber lesbar. Jomard nahm mit seinen Instrumenten die Maße: Durchmesser an der Basis zwei Meter einundsiebzig; an der Spitze ein Meter neunzig. Die Säule war leicht verjüngt. Die Handwerker hatten die optische Täuschung berechnet, die den Schaft dem Auge vom Boden aus vollkommen gerade erscheinen ließ. Fünfzehn Jahrhunderte später hielt die Rechnung noch immer.

Am Sockel trugen verstreute Blöcke Fragmente hieroglyphischer Inschriften, wiederverwendet im römischen Bau, wahrscheinlich aus einem älteren pharaonischen Tempel gerissen. Diese Praxis der Wiederverwendung durchzog die gesamte ägyptische Geschichte. Die Römer plünderten die Tempel für ihre Bauten, die Araber plünderten die römischen Bauten, die Osmanen plünderten die arabischen Bauten. Jede Schicht diente der nächsten als Steinbruch. Die Pompeiussäule selbst stand auf Steinen, die schon anderswo gedient hatten.

Denon zeichnete die Säule aus drei verschiedenen Blickwinkeln. Von vorn, im Dreiviertelprofil, im Profil von Norden. Dieses Monument von zweihundert Tonnen war dazu verurteilt, den in den Hafen einlaufenden Schiffen als Orientierungspunkt zu dienen. Seine Zeichnung würde sich den Tafeln der *Beschreibung* anschließen. Die Säule würde dort bleiben. Ihr Abbild würde nach Paris gehen, nach London, nach Wien.

Alexandria war enttäuschend. Zu viele übereinandergelagerte Jahrhunderte. Aber der Nil öffnete sich vor ihnen. Die wahren Entdeckungen lagen anderswo.

Die Einnahme der Stadt hatte etwa dreihundert französische Tote und Verwundete gekostet. Kléber, am Kopf getroffen,

hatte überlebt. Bonaparte hatte sein Hauptquartier im Palast des osmanischen Gouverneurs eingerichtet und die Notabeln zusammengerufen, um ihnen in einer ins Arabische übersetzten Proklamation zu erklären, die französische Armee komme, um Ägypten von der Tyrannei der Mamelucken zu befreien und die Rechte des rechtmäßigen osmanischen Sultans wiederherzustellen.

„Völker Ägyptens“, verkündete der Text, „man wird euch sagen, ich käme, um eure Religion zu zerstören. Glaubt es nicht. Ich komme, um euch eure Rechte zurückzugeben und die Usurpatoren zu bestrafen. Wir sind wahre Muslime. Haben wir nicht den Papst und die Ritter von Malta unterworfen?“

Während Bonaparte die Verwaltung Alexandrias organisierte, begannen die Gelehrten ihre ersten Arbeiten. Denon suchte nach den Spuren ptolemäischer Größe. Wenig wurde gefunden. Alexandria die Große war fast verschwunden.

Denon verbrachte seine erste Nacht ohne Schlaf. Nicht aus Unruhe, sondern weil die Gassen weiter von einem nächtlichen Leben summten, das er noch nie gehört hatte. Stimmen auf Arabisch, streunende Hunde, das Geräusch eines Brunnens in einem unsichtbaren Hof, die Gebetsrufe, die vor der Morgendämmerung von den Minaretten widerhallten. Er setzte sich mit seinem Notizbuch ans Fenster und zeichnete, was er nicht sah, die Ohren führten seine Hand. Die Linien waren unsicher. Er ließ sie unsicher bleiben. Die Nacht war lang.

Am nächsten Morgen ging er mit Jomard in die Stadt. Dieser trug seinen Theodoliten und nahm an jeder Kreuzung Messungen vor. Denon skizzierte die Fassaden, die Gesichter in den Souks, ein im Staub lagerndes Dromedar, eine Gruppe von Kindern, die den vorüberziehenden französischen Soldaten mit einer Mischung aus Neugier und Misstrauen zusahen. Keiner von beiden sprach Arabisch. Sie verständigten sich mit den Einwohnern durch Gesten, durch Lächeln, durch Münzen.

„Das Ägypten, das wir erforschen werden, ist nicht nur das alte Ägypten“, sagte Denon zu Jomard, während er eine geschnitzte Holztür mit geometrischen Mustern zeichnete. „Hier liegen mehrere tausend Jahre übereinandergeschichtet. Jede Schicht hat die vorhergehende bedeckt, ohne sie ganz auszulöschen.“

„Was die Vermessungen erschwert“, fügte Jomard hinzu. „Ihre übereinandergeschichteten Lagen werfen ein methodisches Problem auf. Wenn alles zu allem gehört, lässt sich nichts datieren. Wenn ein alter Granitblock in einem Haus des achtzehnten Jahrhunderts wiederverwendet wird, welcher Epoche gehört er dann an?“

„Beiden. Das ist das Problem und das ist der Reiz.“

Der Fischmarkt hatte Étienne Geoffroy Saint-Hilaire, einem jungen Naturforscher und Mitglied der Kommission für Wissenschaften, etwa zehn Mittelmeerarten offenbart, die er noch nirgends als Exemplar gesehen hatte. Er kaufte mehrere, deren Namen er nicht kannte, packte sie sorgfältig in Salz und ließ sie in seine Unterkunft bringen, um sie am Abend zu sezieren. Seine Stubengenossen protestierten gegen den Geruch. Er erwiderte, der Geruch der Wissenschaft sei der Unwissenheit vorzuziehen.

Berthollet seinerseits interessierte sich für die Färbungen auf dem Markt. Die von den Händlern ausgelegten Stoffe zeigten Farbtöne, die er nicht kannte. Sehr tiefe Indigos, Rottöne, die nicht die Färbung des Krapps hatten, ins Safranfarbene spielende Gelbtöne. Berthollet entnahm Proben gefärbter Fasern, rollte sie in Papier und beschriftete sie sorgfältig.

Während die Gelehrten die Märkte Alexandrias erkundeten, jeder nach seinem Fach, spazierte Bonaparte nicht umher.

Es galt, die Garnison zu organisieren, die Beziehungen zu den örtlichen Behörden aufzubauen, die Fragen der Versorgung zu regeln, den Marsch auf Kairo vorzubereiten. Er empfing die Notabeln in einem Lehnstuhl, den er von seinem Schiff hatte herbeischaffen lassen, umgeben von seinen Adjutanten. Sie

erschieden mit der Vorsicht derer, die noch immer nicht wissen, ob die Neuankömmlinge bleiben werden.

Die Armee bereitete sich indessen vor. Die Soldaten füllten ihre Feldflaschen, beluden die Maultiere, überprüften ihre Munition. Ägyptische Führer waren angeworben worden. Männer, die den Weg durch die Wüste und die Wasserstellen kannten. Sie sahen diesen Vorbereitungen mit Fatalismus zu. Sie hatten viele Truppen durch diesen Korridor zwischen Meer und Wüste ziehen sehen.

Bonaparte beschäftigten die hydrologischen Berechnungen nicht. Er beobachtete die Wüste. Von der Terrasse des Palastes, in dem die Gelehrten untergebracht waren, sah man im Süden die scharfe Linie, wo die Stadt endete und der Sand begann. Eine gerade Linie. Auf der einen Seite die Häuser, die Gärten, die Palmen, die seit langem geordnete menschliche Gegenwart. Auf der anderen nichts. Eine gleichförmige Weite bis zum Horizont, ohne einen Schatten, ohne einen Farbwechsel, ohne ein Lebenszeichen.

Am 6. Juli gab Bonaparte den Marschbefehl. Zweihundertzwanzig Kilometer trennten die Küste von Kairo. Dazwischen: die Wüste. Niemand hatte es den Gelehrten deutlich gesagt.

Vierzig Grad im Schatten schon in der ersten Stunde. Kein Wasser zwischen den Brunnen. Soldaten starben im Gehen, niedergemäht nicht vom Feind, sondern von der Sonne. Man starb nicht auf einmal. Man blieb stehen. Man sank auf die Knie. Man stand nicht mehr auf. Die Kolonnen zogen weiter. Niemand brach den Schritt, um bei einem am Boden liegenden Mann zu bleiben.

Bonaparte marschierte zu Fuß wie seine Soldaten, in parallelen Kolonnen durch die Wüste. Die Gelehrten, ungeeignet für dergleichen, folgten, so gut sie konnten. Mehrere wurden ohnmächtig. Denon zeichnete die Landschaften im Gehen.

Monge taumelte, auf einen behelfsmäßigen Wanderstock gestützt. Bonaparte, der ihn in diesem Zustand sah, befahl, ihm Wasser aus seinem eigenen Vorrat zu geben.

„Trink, Monge“, sagte Bonaparte und reichte ihm seine Feldflasche. „Du musst diesen Marsch überleben.“

Monge trank ein paar Schlucke lauwarmes Wasser mit metallischem Geschmack. Monge wollte Danke sagen und hielt sich zurück. Einem General dankte man nicht für einen Schluck Wasser wie einem Freund. Monge gab die Feldflasche ohne ein Wort zurück. Bonaparte hatte schon woandershin geblickt.

„Alle großen Unternehmungen haben ihre Prüfungen“, fuhr Bonaparte fort und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Alexander ist acht Jahre lang bis nach Indien marschiert. Marco Polo vierundzwanzig Jahre fern von Venedig. Wir, wir werden durchhalten.“

Die Kolonnen kamen durch eine Landschaft voran, in der fast nichts wuchs. Ein paar Dornbüsche. Hin und wieder ein Dorf aus Lehmziegeln. Fellachen, die die Armee von ihren Türen aus wortlos vorüberziehen sahen. Die Hitze war anders als alles, was die Soldaten gekannt hatten. Sie kam nicht nur von der Sonne, sondern vom Boden selbst, als wäre die ganze Wüste ein offener Ofen. Die Feldflaschen leerten sich. Man füllte sie an den Brunnen, wenn man welche fand. Das Wasser schmeckte nach Erde und Salz, aber niemand beklagte sich.

Am vierten Tag, gegen Mittag, ging ein Murmeln durch die Kolonnen. Die Soldaten hoben den Kopf. Vor ihnen, jenseits der flirrenden Hitzelinie, zeichnete sich am Horizont ein grüner Streifen ab. Der Nil. Manche begannen zu laufen. Die Offiziere hielten sie nicht zurück. Sie liefen selbst.

Als die ersten Reihen das Ufer erreichten, sanken die Männer auf die Knie ins Wasser, ohne auch nur die Tornister abzunehmen. Sie tranken, wuschen sich das Gesicht, blieben reglos in der Strömung stehen, als weigerten sie sich, sie zu verlassen. Hinter ihnen

kamen weiter die Kolonnen an und wirbelten Staubwolken auf, die aufs Wasser niederfielen.

Denon ließ sich mit seinen Kohlestiften am Ufer nieder. Vor ihm die weite, unter der Julisonne schimmernde Wasserfläche, der fruchtbare Streifen von einigen Kilometern intensivem Grün, dann die Wüste, die genau dort begann, wo die Bewässerung endete.

„Sieh, Jomard“, sagte Denon zu dem jungen Ingenieur-Geographen, der sich neben ihn gesetzt hatte, um auszuruhen, „da ist es endlich, das wahre Ägypten.“

„Was mir auffällt, ist die Linie. Auf der einen Seite die Palmen, die Felder. Auf der anderen die Wüste. Zwei Kilometer vom Ufer entfernt.“

Jomard hatte recht. Alles hing vom Nil ab. Zwei Kilometer vom Ufer entfernt war Wüste. Absolut, unmittelbar. Ägypten war nur ein Korridor aus Wasser in einem Kontinent aus Sand.

Trinkwasser stand nun zur Verfügung. Die Armee schöpfte neue Kräfte. Jomard klappte seinen Messstab auf. Monge schrieb Gleichungen auf seine losen Blätter. Denon schlug sein Skizzenbuch auf. Die Ingenieure studierten die Bewässerungssysteme: Sakias, Schadufs, Verteilungskanäle. Jahrtausendealte Techniken, noch immer in Gebrauch. Nilwasser, mechanisch gehoben, um Felder zu erreichen, die einige Meter höher lagen. Einfach, wirksam, unverändert seit den Pharaonen. Die Botaniker sammelten fieberhaft: Dattelpalmen, Sykomoren, Lotos, Papyrus, in Europa unbekannte Aromapflanzen. Geoffroy stopfte Vögel aus – Ibis, Reiher – und füllte Kisten. Die Fauna des Nils bot sich ihm dar: Krokodile an den Ufern, selten gewordene Flusspferde, Zugvögel zu Tausenden.

„Sehen Sie sich diese Ibis an“, rief Geoffroy Berthollet zu. „Die Ägypter mumifizierten sie. Sie machten aus ihnen den Gott Thot. Die Weisheit, die Schrift. Ein Vogel, den man jeden Morgen am Ufer des Nils sieht.“

„Mein lieber Geoffroy, einen Vogel wie einen Gott zu verehren, scheint mir der Gipfel des Aberglaubens. Die Aufklärung hat das überwunden.“

Die Aufklärung hatte viele dieser Glaubensvorstellungen hinter sich gelassen. Aber Geoffroy begriff etwas, das Berthollet nicht sehen wollte. Einen Ibis zu verehren war wohl nicht bloßer Aberglaube, sondern die Gestalt, die die strenge Beobachtung der Natur in einer bestimmten Zivilisation annahm. Die Ägypter hatten bemerkt, dass der Ibis mit den Nilfluten erschien. Sie hatten einen Gott aus ihm gemacht. Die Naturforscher des achtzehnten Jahrhunderts bemerkten dasselbe und machten Gleichungen daraus. Der Unterschied lag in der Sprache, nicht in der Aufmerksamkeit für die Welt.

Geoffroy hatte schon im ersten Monat zu kaufen begonnen. Seinen Kollegen sagte er nichts davon. Fourier, Monge, Berthollet hatten in dieser Frage keinen klaren Standpunkt. Wissenschaftliches Sammeln oder persönliche Aneignung? Die Unterscheidung war fließend.

Einige Wochen später, als die Armee in Kairo Quartier bezogen hatte, war der Markt von Sakkara in vollem Gang, seit die französischen Soldaten gezeigt hatten, dass sie kauften. Fellachen aus den Nachbardörfern brachten, was sie auf den Feldern und in den Gräbern fanden. *Uschebtis* zu Dutzenden, Skarabäen zu Hunderten, Papyrusfragmente, Amulette, ptolemäische Münzen, grün von Patina. Denon kam morgens, bevor die Hitze das Gehen zur Qual machte. Langsam schritt er zwischen den improvisierten Auslagen umher, Binsenmatten, die auf der Erde lagen, die Gegenstände darauf ausgebreitet. Er hockte sich hin. Wog in der Hand. Betrachtete. Was ihn innehalten ließ, war nicht immer das Älteste oder das Spektakulärste. Ein *Uschebti* aus bemaltem Holz, eine Totenfigur von fünfzehn Zentimetern, die Arme über der Brust gekreuzt in der Haltung des Osiris, das Gesicht hieratisch, die blaue Perücke von fein gezogenen goldenen Linien durchzogen. Das Gesicht besaß die stille Genauigkeit höfischer

Porträts. Jemand hatte es angesehen, jemand hatte gewollt, dass es im Jenseits wiedererkannt würde. Dieser *Uschebti* hatte dreißig Jahrhunderte lang einen Toten in einer versiegelten Grabkammer begleitet. Nun lag er hier, auf einer Binsenmatte, in Sakkara, unter der Sonne. Der *Uschebti* wurde in einen Lappen gewickelt, und Denon steckte ihn in seine Tasche.

Der Fellache sagte einen Satz. Denon verstand ihn nicht. Er wandte sich an Hassan, den Dolmetscher, den die Armee ihm zugeteilt hatte. Hassan hörte zu, sah auf seine Füße und übersetzte dann mit leiser Stimme.

„Er sagt, es sei das Grab seines Vorfahren.“

Hassan kehrte an jenem Abend allein ins Biwak zurück. Er ging am sich leerenden Markt entlang, die Händler waren mit ihren Piastern im Staub des Abends verschwunden. Er blieb an der Stelle stehen, wo der Fellache seine Gegenstände ausgebreitet hatte. Die Matte lag noch da. Eine Mulde im Sand zeigte, wo der *Uschebti* gelegen hatte. Seit vier Jahren Dolmetscher, hatte er für Kaufleute übersetzt, für Notare, für osmanische Offiziere, nun für französische Gelehrte. Er hatte gelernt, dass Übersetzen heißt, zwischen Wörtern zu wählen, die sich niemals genau decken. Den Satz des Fellachen – das Grab seines Vorfahren – hatte er genau übersetzt. Was er nicht übersetzt hatte, war der Ton.

In den folgenden Tagen machte Denon weitere Erwerbungen.

Skarabäen. Einer aus blauer Fayence mit der Kartusche Thutmosis' III., des sechsten Pharaos der XVIII. Dynastie, auf die Unterseite eingraviert mit einer Präzision, die er mit der Lupe prüfte: das Schachbrett, der Skarabäus, die Sonnenscheibe. Dreitausendzweihundert Jahre, und der Strich war unversehrt. Ein zweiter aus schwarzem Steatit, einen Käfer mit fein ausgearbeiteten Flügeldecken darstellend. Die Ägypter hatten den Skarabäus beobachtet, wie er seine Mistkugel zur Sonne rollte, und darin den Gott Chepre gesehen, der bei Tagesanbruch die Sonne schiebt.

Sie hatten ihn in die Gräber gelegt, auf die Herzen der Toten, um die Wiedergeburt zu sichern.

Amulette. Das Udjat-Auge aus türkisfarbener Fayence, das Auge des Horus, von Seth im Kampf herausgerissen und dann wiederhergestellt. Drei Zentimeter, eine aufgemalte Pupille, kosmetische Linien, die das Gefieder des Falken nachahmten. Ein ibisköpfiger Thot aus Lapislazuli, den die Schreiber trugen, damit ihr Schreibrohr zuverlässig bliebe. Eine Sachmet aus dunkelrotem Karneol. Man trug sie, damit Krieg und Seuchen einen verschonten.

Denon kaufte außerdem zwei Kanopenkrüge aus Alabaster – ein Deckel in Gestalt eines Schakalkopfes, ein anderer in Gestalt eines Pavians –, Hüter der Eingeweide des Toten. Sechzehn Zentimeter hoch, der durchscheinende Alabaster ließ das Licht in Honigfarbe hindurch, als lebte der Stein noch. Papyrusfragmente, bedeckt mit hieratischer Schrift, erworben, ohne zu wissen, was sie sagten. Was sie sagten, würde nichts daran ändern, was sie waren.

Was sie sagten, wusste er noch immer nicht. Jahre später würden die Orientalisten es erfahren: Formeln aus dem *Totenbuch*, Schutzbeschwörungen für den Übergang in die andere Welt. Ein ähnlicher Papyrus, in Theben vom Ingenieur Simonel erworben und später als Papyrus Cadet bekannt, enthält den Spruch 125, das Gericht über die Seele vor Osiris.

Der Papyrus Cadet würde in das Cabinet des manuscrits der Bibliothèque nationale gelangen, unter der Signatur *Égyptien 1 à 19*.

Doch an diesem Morgen in Sakkara wusste er von alledem noch nichts. Was ihn innehalten ließ, kaufte er. Der Markt leerte sich. Die Hitze stieg. Morgen würde es andere Matten geben, andere Gegenstände, andere Geschäfte, von denen er nicht alle Sätze aufschreiben würde. Ägypten war größer als seine Notizbücher. Das wusste er seit dem ersten Tag. Er würde dennoch weitermachen.

Im Morgengrauen hatte Geoffroy zwölf Seiten Notizen und eine Überzeugung. Das Nilkrokodil und der südamerikanische Kaiman teilten einen so ähnlichen Knochenbau, dass er kein Zufall sein konnte. Diese anatomische Übereinstimmung über Zehntausende von Kilometern und einen Ozean hinweg warf eine Frage auf, auf die die Biologie seiner Zeit keine Antwort hatte.

Geoffroy hatte noch mit niemandem darüber gesprochen. Die Idee war zu verschieden von dem, was die Wissenschaft seiner Zeit lehrte.

Geoffroy hatte Denon gebeten, ihm die Tierdarstellungen in den Basreliefs von Sakkara zu zeigen. Sie hatten einen halben Tag damit verbracht, die Ibis der Malereien mit den lebenden Ibissen zu vergleichen. Die Malereien und die Vögel glichen einander vollkommen. Dreitausend Jahre hatten nichts verändert. Denon hatte beide nebeneinander gezeichnet – den lebenden und den gemalten toten –, ohne zu wissen, welcher dem Original mehr ähnelte.

III - Die Schlacht bei den Pyramiden

Am 21. Juli erblickte die Armee die Pyramiden.

Die dreieckigen Silhouetten zeichneten sich seit etwa zehn Kilometern am Horizont ab. Die Soldaten blieben von selbst stehen. Niemand hatte einen Befehl gegeben. Bonaparte, zu Pferd, betrachtete sie wortlos.

Dann wandte er sich zu seinen Männern um:

„Soldaten, von der Höhe dieser Pyramiden schauen vierzig Jahrhunderte auf euch herab.“

Er gab seinen Generälen ein Zeichen, ohne die Stimme zu senken:

„Bon, linke Division. Desaix, rechte Division. Wir rühren uns nicht. Wir lassen sie kommen.“

Dann, nur für sich, ein letztes Mal den Pyramiden zugewandt:
„Dann lieber als Sieger.“

Die Gelehrten wurden mit dem Gepäck und den Verwundeten ins Innere der Infanteriekarrees geschickt. Sie fanden sich eingezwängt zwischen Maultieren und Munitionswagen wieder, in Schulterhöhe der Soldaten der hintersten Reihen. Monge sah fast nichts.

Von dort, wo er stand, konnte man nur sehen, was sich in Maneshöhe abspielte: die Füße, die enger zusammenrückten, die Gewehre, die man mit beiden Händen hielt, den Schweiß auf den Nacken. Den Staub, der von Osten aufstieg. Die mamelukische Kavallerie, die sich näherte, noch unsichtbar. Ein Soldat zu seiner Linken murmelte auf Elsässisch. Monge verstand nicht. Der Ton genügte. Er fragte sich, zum ersten Mal seit Toulon, ob es sich für diese Expedition lohnte, zwischen Maultieren und Munitionswagen eingekellt zu stehen, während eine Kavallerie durch den Staub heranstürmte.

Das Grollen kam vor dem Getrappel der Hufe. Etwas in der Luft, ein Beben in der Erde unter seinen Füßen. Dann feuerten die vordersten Reihen, und der schwarze Rauch verhüllte alles. Die Salven folgten einander in regelmäßigem Takt. In den Pausen hörte man Schreie. Die der Männer, die vom Pferd stürzten.

Was Monge aus dem Inneren des Karrees nicht sehen konnte, sahen die berittenen Offiziere. Murad Bey hatte seine Streitkräfte im Osten aufgestellt, zwischen den Franzosen und dem Nil. Sechstausend mamelukische Reiter, vielleicht siebentausend, zusammengeballt in wogenden Formationen, die ihre Gestalt wandelten, ohne je zu erstarren. Keine Linien. Keine festen Reihen. Eine Kavallerie, die sich ausbreitete wie Wasser auf unebenem Grund. Die arabischen Pferde, kleiner als die französischen Reittiere, galoppierten in Gruppen zu fünfzig, zu hundert und wechselten die Richtung auf das Zeichen eines Anführers, den man nicht sah. Hinter ihnen stieg ockerfarbener Staub auf, bis er den Himmel verdeckte.

Bonaparte hatte seine Divisionen zu fünf großen Karrees formiert. Fünfundzwanzigtausend Mann, in sechs Gliedern Tiefe aufgestellt, die Bajonette nach außen, die Offiziere im Inneren mit dem Gepäck. Es war die theoretische Formation, die an der École militaire gelehrt wurde, jene, die unter einem Kavallerieangriff niemals nachgeben sollte. In der Theorie. Niemand in der Armee hatte je irgendwo sechstausend Reiter gleichzeitig angreifen sehen.

Der erste Angriff kam aus Südosten. Etwa tausend Reiter, vom Hauptteil der mamelukischen Armee abgetrennt, die geradewegs auf das Karree von Desaix zuhielten. Die Mamelucken trugen Krummsäbel, Pistolen im Gürtel, Karabiner über der Schulter. Manche hatten Kettenhemden, die in der Sonne glänzten. Andere seidene, bestickte Gewänder. Das war keine Armee. Das war eine berittene Kriegeraristokratie, jeder Reiter kämpfte für seinen eigenen Ruhm, ohne gemeinsame Ordnung.

Sie griffen in vollem Galopp an, über dreihundert Meter hinweg. Das Karree von Desaix wartete. Zweihundertfünfzig Meter. Die Offiziere brüllten, die Reihen zu halten. Zweihundert Meter. Die Gewehre hoben sich. Hundertfünfzig Meter. Bonaparte, von seiner Position in der Mitte aus, sah regungslos zu. Hundert Meter. Die Entfernung, auf der ein Infanterist das Gesicht des angreifenden Reiters erkennen konnte. Fünfundsiebzig Meter. Der Feuerbefehl.

Die erste Salve traf den Angriff frontal. Die Kugeln schlugen zuerst in die Pferde, die breiter waren als die Männer, dann in die Reiter, die nach vorn oder zur Seite kippten. Auf fünfzig Meter wurde der Angriff langsamer. Kein abruptes Anhalten. Ein Zerbröckeln. Die Pferde weigerten sich, auf die Bajonette zuzulaufen. Einige versprengte Reiter gelangten bis zum Karree. Sie schlugen mit ihren Krummsäbeln gegen die gekreuzten Gewehre, konnten aber die sechs Glieder Tiefe nicht durchdringen. Die zweite Salve streckte sie aus nächster Nähe nieder.

Die Überlebenden zogen sich zurück. Doch weitere Angriffe folgten. Murad Bey warf seine Schwadronen in aufeinanderfolgenden Wellen vor, in der Hoffnung, eine Lücke in den französischen Formationen zu finden. Jede Welle brach sich an den Gewehren. Nach einer Stunde standen die Karrees noch immer. Der Boden vor den französischen Stellungen war übersät von toten Pferden und verwundeten Reitern. Der Pulverrauch stand in der reglosen Luft und bildete einen grauen Dunst, der die Pyramiden im Hintergrund verhüllte.

Denon zeichnete weiter, blind. Rücken, Gewehre, Rauch, einen Zipfel Pyramide über den Köpfen. Aus dem Inneren des Karrees sah er nur Bruchstücke: den Nacken des elsässischen Soldaten vor ihm, die Gewehre, die sich hoben und wieder senkten, den beißenden Rauch, der alles verhüllte. Was draußen geschah – die Angriffe, die Salven, die die mamelukischen Schwadronen zerschlugen, der Gegenangriff der französischen Kavallerie –, würde er nicht sehen. Er würde nur den Rauch behalten, die Hitze, den Schweiß und den Lärm.

Gegen Ende des Nachmittags warf Bonaparte die Divisionen von Bon und Vial zum Sturm auf das befestigte Lager von Embabeh am Nilufer. Die Infanteriekolonnen rückten mit dem Bajonett vor. Das war keine Verfolgung. Es war ein berechneter Rammstoß, um den Zusammenhalt des Feindes zu brechen. Die Mamelucken, zwischen den Kolonnen und dem Fluss eingeklemmt, wichen zurück. Manche ertranken beim Versuch, den Fluss zu Pferd zu durchqueren. Andere wurden an den Ufern von der französischen Infanterie erschossen, die sie verfolgte.

Murad Bey begriff, dass die Schlacht verloren war. Seine Reiter, einzeln betrachtet prächtig, vermochten nichts gegen eine disziplinierte Infanterie, die ihre Stellungen hielt. Er gab den Befehl zum allgemeinen Rückzug. Keine zwei Stunden nach Beginn des Kampfes galoppierten die überlebenden Mamelucken nach Süden und überließen den Franzosen das Schlachtfeld. Sie ließen

mehrere tausend Tote zurück. Die Franzosen zählten weniger als dreihundert Tote und Verwundete.

Denon zeichnete die Pyramiden mit den Toten im Vordergrund. Diese Skizze, nicht die später in Auftrag gegebenen Triumphgemälde, sagte die Wahrheit über diesen Tag.

Die Armee setzte sich wieder in Marsch. Und da kehrten die Pyramiden zurück. Nicht so, wie sie am Morgen erschienen waren, ferne Silhouetten im Staub, sondern wie Dinge anderer Natur. Sie wuchsen, je näher man kam, auf eine Weise, die nichts mit der gewöhnlichen Perspektive zu tun hatte. Nicht dass sie größer wurden. Vielmehr hörten sie auf, mit irgendetwas Bekanntem vergleichbar zu sein. Auf zweihundert Meter Entfernung begriff Denon, dass er sein ganzes Leben damit verbracht hatte, sich Monumente im Maßstab eines Menschen vorzustellen. Diese Pyramiden waren im Maßstab einer Idee errichtet worden, die die Erbauer davon hatten, was Bestand haben sollte. Sie waren gewaltig, schamlos in ihrer Größe. Kein europäisches Bauwerk war damit vergleichbar.

Jomard, der junge Polytechniker, holte seine Messinstrumente hervor und begann mit seinen Aufnahmen. Die Zahlen, die er an diesem Abend notierte – Länge der Basis, Neigungswinkel der Flächen, geschätzte Höhe –, bildeten die erste genaue wissenschaftliche Vermessung der Pyramiden von Gizeh. Diese mühselige und akribische Arbeit, am Abend des Sieges selbst verrichtet, fasste die Ambivalenz der gesamten Expedition zusammen.

Denon betrachtete die Pyramiden, dann die Armee, die zu ihren Füßen lagerte. Diese Monumente wogen Millionen Tonnen. Sie würden nirgendwohin gehen. Aber die Gegenstände, die sie enthielten, waren eine andere Sache. Die Statuetten der Grabkammern. Die Papyri. Die Skarabäen aus Fayence. Alles, was eine Hand aufheben und in eine Feldkiste legen konnte.

Die Nacht senkte sich rasch über das Plateau von Gizeh. Die Soldaten entzündeten ihre Biwakfeuer. Das orangefarbene Licht der Flammen verlieh den Steinen eine Farbe, die er noch in

keinem Gemälde gesehen hatte. Denon blieb lange stehen, nachdem Jomard sich auf seiner Decke ausgestreckt hatte, die Augen offen zum Himmel gerichtet.

Nach Mitternacht nahm er seine Kohlestifte und näherte sich der Großen Pyramide. Die Wachposten hielten ihn nicht auf. Man hatte sie unterrichtet, dass dieser Zivilist mit dem Notizbuch überall herumspazierte und keine Schwierigkeiten machte. Er ging am Fuß entlang, bis er einen Winkel fand, in dem der Mond die Westseite unmittelbar beschien. Die Blöcke waren höher als ein Mann. Zwei, drei Blöcke erklommen, setzte er sich auf den vierten.

Der Stein war noch warm. Nicht die diffuse Wärme der Luft. Eine eigene, innere Wärme, als hätte die Kalksteinmasse die Sonne des Tages aufgesogen und gäbe sie langsam in die Nacht zurück. Die Handfläche flach aufgelegt. Hundertsechsvierzig Meter Stein über ihm, unsichtbar im Dunkel. Er sah nur die untersten Blockreihen, die ins Schwarze aufstiegen.

Denon versuchte zu zeichnen. Der Mond gab genug Licht, um die Fugen zwischen den Steinlagen zu unterscheiden, die leichte Unregelmäßigkeit der von Hand behauenen Oberflächen, den tiefen Schatten der Zwischenräume. Die Horizontlinie, dort gezogen, wo die Pyramide den Himmel schnitt, die aufeinanderfolgenden Blockreihen, die in Stufen emporstiegen. Es war einfacher als die Zeichnung des Tages.

Jomard fand ihn dort gegen ein Uhr morgens. Er setzte sich wortlos neben ihn, betrachtete die Skizze im Notizbuch, dann die Pyramide, dann wieder das Notizbuch.

„Wir haben soeben eine Schlacht gewonnen, an die sich niemand mehr erinnern wird, sie verloren zu haben. Wer wird in tausend Jahren wissen, dass Murad Bey vorhin nach Süden geflohen ist? In tausend Jahren wird diese Pyramide hundert Schlachten wie die unsere gesehen haben. Sie zählt sie nicht. Der Stein führt nicht Buch über die Siege der Menschen.“

„Unsere Notizbücher werden es niederschreiben“, fügte Jomard hinzu. „Es gibt einen Unterschied zwischen Wissen und Schreiben. Aber unsere Notizbücher werden davon Zeugnis ablegen, wenn jemand sie liest.“

„Unsere Notizbücher. Das bleibt von den Siegen. Notizbücher und Pyramiden.“

Jomard dachte nach. Die Spitze des Bauwerks zog seinen Blick an.

„Ich habe heute Abend berechnet, dass die Große Pyramide etwa zwei Millionen dreihunderttausend Blöcke enthält. Hätten die Arbeiter zehn Stunden am Tag gearbeitet, dreihundertfünfundsechzig Tage im Jahr, zwanzig Jahre lang, hätte man ungefähr alle zwei Minuten einen Block setzen müssen, ohne Unterbrechung. Keine Pause. Kein Fehler. Zwei Millionen Mal. Was mich beunruhigt, ist, dass die Rechnung aufgeht. Es gibt keine Marge, die einstürzt. Sie haben genau das getan, was sie sich vorgenommen hatten.“

In der Ferne flackerten die Biwakfeuer der Soldaten in der Ebene. Irgendwo im Norden schlief Kairo. Die Pyramide aber schlief nicht.

Denon betrachtete die Skizze ein letztes Mal. Die Linie der Pyramide gegen den nächtlichen Himmel, schlicht, absolut. Nie hatte er etwas gezeichnet, das so schwer zu verfehlen war. Die Form war so rein, dass man sie nicht verfehlen konnte.

Jomard stand auf, klopfte sich den Staub von der Hose und stieg wieder zum Lager hinauf.

Am nächsten Morgen stieg Denon mit Monge und dem Architekten Balzac in die Große Pyramide hinab. Sie betraten sie durch den Gang, den im neunten Jahrhundert der Kalif al-Mamun hatte brechen lassen. Ein Tunnel im Mauerwerk, so eng, dass man gebückt vorwärtsgehen musste, die rauchenden Fackeln in der Hand. Die Hitze des Vortags hatte das Plateau verlassen. Der Stein war kalt.

Im aufsteigenden Gang begegneten sie einem Soldaten, der herabkam. Ein junger Mann, vielleicht achtzehn, die Fackel in der linken Hand, die rechte Hand geschlossen. Er drückte sich an die Wand, um sie vorbeizulassen. Denon bemerkte, was die rechte Hand hielt. Einen Skarabäus aus blauer Fayence, groß wie eine Walnuss, gefunden in einer Seitennische. Der Soldat sah ihn an. Denon ebenso. Keiner von beiden sagte etwas. Der Soldat ging weiter zum Ausgang. Es gab nichts zu sagen. Der Skarabäus des Soldaten und die Statuetten in Denons eigenem Gepäck folgten derselben Logik. Der Unterschied war einer des Grades, nicht der Natur. Denon wusste das seit Sakkara.

Die Große Galerie ließ sie innehalten. Siebenundvierzig Meter Länge, achteinhalb Meter Höhe, die Wände aus poliertem Kalkstein stiegen in Kragsteinschichten dem First entgegen. Der Gang setzte sich in sechsundzwanzig Grad Neigung zur Königskammer fort. Die Fackel erhoben. Das Licht reichte nicht bis zum Scheitel. Es gab keinen sichtbaren Scheitel. Nur die beiden Wände, die sich im Dunkel einander näherten.

„Die Römer haben Gewölbe gebaut“, sagte Monge, die Mauern betrachtend. „Die Ägypter haben Scheindecken gebaut. Das Ergebnis ist dasselbe. Ein überdeckter Raum. Die technische Lösung ist eine andere. Sie haben dasselbe Problem gelöst, ohne einander zu kennen.“

„Ja, mit Jahrhunderten Abstand“, erwiderte Balzac. „Dieser Gang ist zweitausendsiebenhundert Jahre älter als das Pantheon in Rom.“

Monge ging voran und zählte seine Schritte. Er hatte ein graduiertes Seil mitgenommen, das er hinter sich abrollte, und notierte bei jedem Richtungswechsel die genaue Länge. Balzac hielt die Wasserwaage.

In der Königskammer machten sie Halt. Der leere Sarkophag nahm die westliche Ecke ein. Ein monolithischer Trog ohne Deckel, ohne Inschrift, ohne Verzierung. Jemand hatte den

Nordrand zu unbestimmter Zeit abgeschlagen. Die Plünderer hatten sonst nichts übrig gelassen.

Denon vermaß den Raum in allen drei Dimensionen. Länge: zehn Meter dreißig. Breite: fünf Meter zwanzig. Höhe: fünf Meter achtzig. Die Zahlen notiert, prüfte er sie, notierte sie erneut. Dann berechnete er das Verhältnis von Länge zu Breite. Nahe an zwei zu eins. Nahe am doppelten Quadrat.

„Sehen Sie. Dieses Verhältnis ist nicht zufällig. Die Ägypter besaßen eine Geometrie der Proportionen, die wir wiederentdecken. Sie hatten sie nicht niedergeschrieben. Sie hatten sie gebaut.“

Auf dem Rand des leeren Sarkophags sitzend, zeichnete Monge den Raum im Licht seiner Fackel. Dieser Sarkophag hatte etwas enthalten. Oder vielleicht nichts. Vielleicht war er immer leer gewesen. Wahrscheinlich war die Kammer selbst das Grab und nicht der steinerne Kasten. Niemand wusste es. Kein Hieroglyphenzeichen schmückte die Wände, um es zu sagen. Hätte es welche gegeben, hätten sie sie nicht lesen können.

Nach zwei Stunden stiegen sie wieder an die Oberfläche. Die Morgensonne schlug auf das Plateau von Gizeh. Monge setzte sich auf einen Kalksteinblock und schloss einen Moment die Augen. Er dachte an den Raum dort unten. Seine absolute Stille, seine vollkommene Finsternis, der leere Sarkophag, der dort jahrhundertlang darauf gewartet hatte, dass jemand die Hände auf ihn legte.

Denon öffnete sein Notizbuch und schrieb. „Man betritt eine Pyramide, wie man einen Satz betritt, dessen Anfang und Ende man nicht versteht. Der Sinn ist da, geordnet, genau. Aber uns fehlt die Sprache.“

Am Nachmittag, während Jomard seine Aufnahmen der Ostseite beendete, entfernte sich Denon in Richtung Süden des Plateaus. Den Sphinx aus der Ferne zu sehen, das war sein Wunsch

gewesen, bevor er sich ihm näherte. Er blieb in dreihundert Metern Entfernung stehen und schaute.

Der Kopf ragte am Horizont aus dem Sand, vor dem hitzeweissen Himmel ausgeschnitten. Die Proportion war beunruhigend. Zu groß für einen Menschen, zu klein für ein Monument, etwas dazwischen, das keiner ihm bekannten Kategorie entsprach. Die Silhouette wurde mit Präzision festgehalten. Vier Linien. Der Bruch der verstümmelten Nase. Der Rand des Nemes. Die gestreifte Haartracht, die das Gesicht rahmte. Der Schatten auf dem Sand.

Beim Näherkommen kamen die Einzelheiten hinzu. Der blassgelbe Kalkstein, zermürbt von Jahrtausenden sandbeladenen Windes. Die geologischen Schichten waren im Fels zu erkennen. Der Sphinx war aus der natürlichen Felswand herausgehauen worden. Die Arbeiter waren den Lagen des Steins gefolgt, wie ein Bildhauer der Maserung des Holzes folgt. Die halb verwitterten Ohren bewahrten noch ihre Form. Die Augen waren nun Höhlungen, doch die erhabenen Brauen zeigten, dass man sie absichtlich hatte aushöhlen müssen.

Denon setzte sich in den Sand, am Fuß des Kopfes, in den schmalen Schatten, den dieser am späten Nachmittag warf. Es war um diese Stunde der einzige kühle Ort auf dem Plateau. Das Gesicht von unten gezeichnet, aus dem Winkel, den noch kein Maler dargestellt hatte, dem Winkel dessen, der am Fuß des Monuments sitzt und den Blick hebt.

Ein Soldat des Schutzdetachements kam und sagte ihm, es sei Zeit, ins Lager zurückzukehren. Er gab ein Zeichen, dass er verstanden hatte, und rührte sich nicht. Der Soldat entfernte sich. Es blieb noch Licht für etwa zwanzig Minuten.

Er dachte an das, was der Sphinx bewachte. Oder bewachen sollte. Die alten Ägypter hatten ihn Hor-em-akhet genannt, Horus im Horizont. Der Falkengott, der zugleich die aufgehende Sonne war. Dieses Gesicht blickte nach Osten, genau nach Osten, der Sonne beim Aufgang entgegen. Nicht zufällig. Aus

astronomischer Berechnung, mit einer Genauigkeit ausgeführt, die Jomards Instrumente nur bestätigen würden.

Alles hier war Absicht. Nichts war um der bloßen Verzierung willen dekorativ. Jedes Verhältnis, jede Ausrichtung, jedes gewählte Material folgte einer Logik, die die Erbauer im Kopf hatten und die zu erklären sie nicht für nötig gehalten hatten, weil ihre Nachfolger sie ebenfalls kannten. Dann waren die Nachfolger verschwunden, und die Logik mit ihnen, und es blieb nur der Stein. Vollkommen, präzise und stumm.

Als das Licht nicht mehr ausreichte, erhob er sich und betrachtete das Gesicht noch einmal. Die fehlende Nase schmälerte den Ausdruck nicht. Wenn es denn ein Ausdruck war. Es war wohl keine Gelassenheit. Vielleicht einfach die Art, wie ein in den Fels gehauenes Gesicht die Welt ansieht.

Die Einnahme Kairos am 24. Juli ging erstaunlich schnell vonstatten. Die Tore der Stadt öffneten sich ohne ernsthaften Kampf, denn die örtlichen Behörden zogen es vor zu verhandeln, statt sich einer Armee entgegenzustellen, deren Feuerkraft sie soeben gesehen hatten. Bonaparte zog an der Spitze seiner Truppen in die Hauptstadt Ägyptens ein und durchquerte Gassen, in denen die Bevölkerung vorsichtshalber in den Häusern blieb.

Das Staunen der Soldaten angesichts Kairos war allgemein. Nach Wochen in der Wüste entdeckten sie eine Stadt von dreihunderttausend Einwohnern. Ihre wimmelnden Basare, ihre unzähligen Moscheen, ihre Gärten mit Palmen und Orangenbäumen, ihre Brunnen. Für die meisten von ihnen war es die größte und fremdartigste Stadt, die sie je gesehen hatten.

Denon durchstreifte das Viertel Khan el-Khalili noch am Abend des Einzugs. Er zeichnete im Gehen, notierte im Vorübergehen. Die Stadt erschien ihm als eine vollständige, in sich stimmige Welt, geordnet nach einer Logik, für deren Entschlüsselung ihm

immer noch die Schlüssel fehlten. Es würde Monate dauern, bis er anfangen könnte zu verstehen.

Khan el-Khalili war seit dem vierzehnten Jahrhundert das Handelsherz Kairos. Ein Labyrinth überdachter Gassen, in denen sich Goldschmiede, Weber, Gewürzhändler, Buchhändler, Kupfer- und Messingschmiede drängten. Er irrte seit einer Stunde dort umher, das Notizbuch aufgeschlagen, unfähig, seine Zeichnungen zu fixieren, weil die Bewegung nie zum Stillstand kam. Die Gesichter, die Stoffe, die Waren. Alles folgte zu schnell aufeinander.

Ein alter Händler für arabische Kalligrafie bemerkte ihn und winkte ihn in seinen Laden. Denon nahm an. Der Mann breitete vor ihm Blätter aus, bedeckt mit Zeichen, die er nicht lesen konnte, deren ästhetischen Wert er aber sogleich erkannte. Die geschwungenen Linien, die diakritischen Punkte, gesetzt mit einer Präzision, die ebenso sehr Zeichnung wie Schrift war. Er kaufte drei für eine bescheidene Summe. Der Händler schenkte ihm ein viertes zur Begrüßung.

Diese Geste traf ihn. Nach den Schießereien von Alexandria, nach dem spürbaren Misstrauen der Straßen schenkte ihm jemand etwas. Es war keine Sympathie für Frankreich. Es war etwas Älteres. Die Gastfreundschaft, wie sie in diesem Land seit Jahrtausenden bestand, vor den Franzosen, vor den Osmanen, sogar vor den Arabern.

Jomard, pragmatischer, interessierte sich sogleich für die Ausmaße der Stadt. Dreihunderttausend Einwohner, das war fast die Hälfte der Bevölkerung von Paris. Doch verteilt auf eine weit kleinere Fläche, in engen Gassen, die nur zwei Eseln nebeneinander Platz ließen. Die Dichte war eine andere Art, eine Zivilisation zu messen. Er notierte die Breiten der Straßen, die ungefähren Höhen der Fassaden, das Verhältnis zwischen bebauten Flächen und Innenhöfen. Diese Angaben würden ihm später für seine demografischen Schätzungen dienen.

Bonaparte hingegen sah Kairo als ein Verwaltungsproblem. Dreihunderttausend Einwohner, die es mit einer Armee von fünfundzwanzigtausend erschöpften Soldaten zu regieren galt. Das Verhältnis war nicht günstig. Man brauchte einheimische Verbündete, eine Verwaltung durch Stellvertreter, eine geliehene Legitimität. Er begann noch am Abend des Einzugs in die Stadt zu arbeiten, während seine Soldaten vor Erschöpfung zusammenbrachen.

Monge und Berthollet fanden sich im Hof eines verlassenen Palastes zusammen und tranken ägyptischen Kaffee, serviert von einem Diener, den die Intendantur erst an jenem Morgen angestellt hatte.

„Da sind wir“, sagte Monge und hob seine Tasse. „Wir haben das Mittelmeer überquert, Malta genommen, die Wüste durchgemessen, die Schlacht bei den Pyramiden gewonnen, und da sind wir in Kairo. Sechs Wochen Überfahrt, eine Schlacht, und nun sitzen wir hier in einem Mamelucken-Palast und trinken Kaffee.“

„Das Wesentliche steht noch aus“, stellte Berthollet klar.

„Was denn?“

„Zu begreifen, was wir vor uns haben. Dieses Land. Diese Zivilisation. Die militärische Eroberung war der leichte Teil.“

In den benachbarten Straßen richtete sich die Armee für die Nacht ein. Gerufene Befehle, Pferde, das dumpfe Geräusch abgesetzter Kisten. Kairo schlief immer noch nicht. Vielleicht schlief es nie wirklich. Monge stellte seine Tasse ab und betrachtete den Hof. Eine Palme, das steinerne Becken, die Sterne über den Mauern. Zweiundfünfzig Jahre lang hatte er geglaubt, dass die Wissenschaft die Welt öffne. Sie öffnete sie tatsächlich. Dass diese Öffnung so viel Furcht einflößen könnte, hatte er nicht vorhergesehen.

IV - Die Schlacht von Abukir

Am 1. August griff Nelson die französischen Schiffe in der Bucht von Abukir an. Der Kampf dauerte eine Nacht. Am Morgen waren elf von dreizehn Linienschiffen versenkt oder erbeutet worden. Die Orient, das Flaggschiff, war explodiert.

Die französische Flotte lag seit den ersten Julitagen in Linie in der flachen Bucht von Abukir vor Anker und wartete auf die Befehle von Admiral Brueys. Dreizehn Schiffe, Seite an Seite verankert, die Steuerbordseiten dem Meer, die Backbordseiten dem Land zugewandt. Es war die klassische Aufstellung einer Flotte vor Anker, jene, die eine Flanke schützt, indem sie sich ans Ufer lehnt. Brueys hatte diese Position gewählt, weil der Hafen von Alexandria zu seicht war. Er glaubte, Nelson könne nur frontal angreifen.

Doch Nelson hatte die Schwäche dieser Aufstellung erkannt. Wenn die Bucht tief genug für dreizehn Schiffe war, dann war sie auch tief genug, um zwischen diesen Schiffen und der Küste hindurchzufahren. Die Franzosen hatten sich zur offenen See hin geschützt. Sie hatten ihre Backbordflanke ungedeckt gelassen, in dem Glauben, niemand würde sich in die Untiefen wagen. Nelson wagte es.

Der Angriff begann um achtzehn Uhr dreißig, als die Sonne zum Horizont hinabsank. Vierzehn britische Schiffe liefen in die Reede ein. Fünf davon, jene mit dem geringsten Tiefgang, fuhren zwischen der französischen Linie und der Küste hindurch. Die anderen griffen von der See her an. Die Franzosen sahen sich zwischen zwei Feuern eingekeilt, ihre Backbordkanonen nutzlos, weil sie nicht vorgesehen hatten, auf dieser Seite zu kämpfen.

Die Schlacht spielte sich in der zunehmenden Dunkelheit ab. Die ersten französischen Schiffe der Linie, überrascht, wurden überwältigt, ehe sie ihre an Land verstreuten Mannschaften zurückrufen konnten. Die Guerrier, die Conquérant, die Spartiate wurden aus nächster Nähe von den britischen Kanonen zusammengeschossen. Um zwanzig Uhr war es stockfinstere Nacht. Man

kämpfte nur noch im Schein der Kanonenschüsse, der Flammen, die von den beschädigten Decks aufstiegen, und des Mondes, der über dem Mittelmeer aufging.

Die Orient, das Flaggschiff mit hundertzwanzig Kanonen, lag in der Mitte der französischen Linie. Es war das größte der Welt, 1791 in Toulon gebaut. Brueys befehligte dort, verwundet, weigerte sich aber, seinen Posten zu verlassen. Um einundzwanzig Uhr brach auf dem Achterdeck, wo Farb- und Öltöpfe herumstanden, ein Feuer aus und griff auf die unteren Decks über. Das Feuer breitete sich bis zu den Pulverkammern aus. Die Matrosen versuchten zu löschen, doch die Pumpen waren durch den früheren Beschuss zerstört worden.

Um zweiundzwanzig Uhr explodierte die Orient. Die Detonation war von Alexandria aus zu sehen, dreißig Kilometer entfernt. Eine Feuersäule stieg hundert Meter hoch in den nächtlichen Himmel. Der Knall hallte über die ganze Küste. Zehn Minuten lang ruhte der Kampf. Briten wie Franzosen stellten das Feuer ein, gelähmt von der Gewalt der Zerstörung. Brennende Trümmer fielen auf das Meer zurück. Leiber von Matrosen wurden in die Luft geschleudert und stürzten Hunderte Meter vom Schiff entfernt ins Wasser. Von der Orient blieb nichts. Von tausend Mann Besatzung fischte man nur eine Handvoll Überlebender auf.

Nach der Stille begann der Kampf von Neuem. Die überlebenden französischen Schiffe versuchten sich zu verteidigen, doch sie waren eingekreist, ihre Mannschaften dezimiert. Bei Tagesanbruch des 2. August waren elf französische Schiffe zerstört oder erbeutet. Nur zwei entkamen auf die offene See, die Guillaume Tell und die Généreux. Sie würden nach Malta fliehen. Die anderen waren versenkt, an der Küste gestrandet oder in den Händen der Briten.

Die Schlacht von Abukir war Nelsons größter Seesieg. Die französischen Verluste beliefen sich auf mehrere tausend Tote,

Verwundete oder Gefangene. Die Briten hatten kein einziges Schiff verloren. Das Mittelmeer wurde wieder ihr Meer.

Diese Nacht änderte alles. Ohne Flotte war die französische Armee in Ägypten gefangen. Keine Verstärkung, kein Nachschub, keine Rückkehr. Achtunddreißigtausend Soldaten und einhundertsebenundsechzig Gelehrte, von der Welt abgeschnitten.

Die Nachricht erreichte Bonaparte am 14. August auf dem Weg nach Kairo, bei der Rückkehr von Salhieh. Gleich nach seiner Ankunft in der Hauptstadt berief er einen Kriegsrat ein. Seine Wut war unübersehbar.

„Brueys hat die Flotte in der Bucht von Abukir vor Anker gelegt, statt sie in Alexandria in Sicherheit zu bringen. Nelson hat bei Nacht angegriffen. Die Flotte ist vernichtet. Das ist unsere Lage.“

Kléber — eigens aus Alexandria gekommen, fünfundvierzig Jahre alt, Elsässer, ein Riese von fast zwei Metern, die Offenheit wie eine Berufskrankheit — stellte die Frage, die alle auf den Lippen hatten.

„General Bonaparte, wie lautet die langfristige Strategie? Wie lange bleiben wir hier?“

Bonaparte zögerte. Die Entscheidung war nicht gefallen.

„Wir beherrschen den Nil, Kléber. Ägypten kann unsere Armee ernähren. Malta hat uns genug gegeben, um durchzuhalten. Wir hängen nicht vom Direktorium ab. Wir machen weiter. Die Armee des Orients ist von Frankreich abgeschnitten. Wir sind nun gezwungen, Großes zu vollbringen. Wenn wir nicht auf dem Seeweg heimkehren können, kehren wir auf dem Landweg heim, durch Syrien und die Türkei, oder wir bleiben hier, bis sich die Umstände ändern.“

„Wir sind hier auf unbestimmte Zeit gefangen“, sagte Monge.

Berthollet, stoischer und resignierter als Monge, versuchte die Lage zu relativieren, indem er sie in eine weitere historische Perspektive rückte.

„Alexander ist elf Jahre außerhalb Makedoniens geblieben, Monge. Unsere Arbeit hier wird uns überdauern. Halten Sie sich daran.“

Nach dem Rat traf Kléber Denon im Korridor des Palastes und hielt ihn mit einer Hand am Arm zurück. Der Elsässer war der einzige General der Armee, der vor den Zivilisten nichts vorspielte. Der einzige auch, der nicht um Erlaubnis bat, eine unangenehme Frage zu stellen.

„Sie haben Bonaparte gehört. Er hat den Befehl gegeben weiterzumachen. Was halten Sie davon?“

„Ich denke, er hat keine Wahl. Und er weiß es.“

„Und wir?“

„Wir auch nicht.“

Kléber nickte. Das war kein Pessimismus. Er ließ ihn los und ging zu seinen Offizieren zurück.

Etwas Lehrreiches lag in dieser Art von Katastrophe. Nicht eine moralische Lehre, sondern eine Lehre über die Kontingenz. Große Unternehmungen scheiterten nicht immer aus großen Gründen. Manchmal scheiterten sie, weil ein Admiral am falschen Ort vor Anker gegangen war.

Die Nachricht von der Zerstörung der Flotte gelangte auf unterschiedliche Weise zu den Gelehrten, je nach ihrer Stellung in der Hierarchie des Lagers. Einige erfuhren sie von einem Stabsoffizier, der den Hof überquerte. Andere von einem ägyptischen Diener, der Soldaten hatte sprechen hören.

An diesem Abend ging Denon, bevor er in sein Quartier zurückkehrte, zu den Nebengebäuden im Norden des Palastes von Hassan-Kaschef, wo die Sammlungen lagerten. Laterne und handschriftliches Inventar in der Hand.

Die Kisten waren da: die zwölf von seiner Hand beschrifteten Kästen, die offiziellen Sammlungen von Monge und Berthollet. In der nordwestlichen Ecke, an der Rückwand, dreiundzwanzig

Kisten ohne Etikett. Keine Seriennummer. Kein Name eines Kommissars. Gewöhnliches Holz, hastig mit schräg eingeschlagenen Nägeln verschlossen. Er versuchte, eine davon anzuheben. Zu schwer für einen einzelnen Mann. Seine Finger glitten in eine Fuge zwischen den Brettern. Leinwand. Etwas Hartes dahinter. Er erzwang die Öffnung nicht. Er hatte sie seit Beginn der Expedition dreimal gesehen. Das erste Mal in Alexandria, ohne darauf zu achten. Sie standen dort zwischen anderen Kisten. Das zweite Mal nach der Schlacht von Abukir, als er gekommen war, um die Sammlungen im Laternenlicht zu überprüfen. Das dritte Mal heute Morgen. Sie hatten sich nicht bewegt, und niemand hatte sie beansprucht. Sie existierten außerhalb des Systems. Außerhalb der Formulare, der Vollmachten, der Inventarbücher. Sie waren der Teil der Expedition, der keinen Namen hatte.

Er vermerkte die Existenz dieser dreiundzwanzig Kisten in seinem persönlichen Journal, am Fuß einer Seite, mit dem Datum und dem Vermerk: „Herkunft unbekannt. Inhalt ungeprüft.“ Er sprach mit niemandem darüber. Diese Kisten würden jemandem gehören. Jemand würde sie beanspruchen, oder auch nicht.

Am folgenden Nachmittag ging Denon zum Gewürzmarkt von Khan el-Khalili, um zu sehen, ob die Neuigkeit in der Stadt bekannt war. Sie war nicht durchgesickert. Oder sie war durchgesickert, ohne sichtbare Wirkung zu zeigen. Die Händler verkauften. Die Käufer kauften. Die Preise für Pfeffer und Zimt hatten sich gegenüber der Vorwoche nicht verändert.

Ein Tuchhändler, den er vom Sehen kannte, winkte ihn heran. Der Mann sprach einige Worte auf Arabisch, deutete zum Himmel, dann zum Meer im Norden, dann machte er eine Geste mit den zusammengelegten Händen, die er jäh auseinanderriss, das universelle Zeichen für eine Explosion.

„Sie wissen es“, sagte Denon zu seinem Dolmetscher.

„Sie wissen es seit gestern Abend. Die Nachrichten reisen schnell in den Souks. Sie sagen, die französische Flotte sei vernichtet worden und Sie seien nun hier gefangen.“

„Und was halten sie davon?“

Der Dolmetscher wechselte einige Sätze mit dem Händler. Dann wandte er sich wieder ihm zu.

„Er sagt, die Franzosen seien nicht die Ersten, die in Ägypten in der Falle säßen, auch die Mamelucken hätten geglaubt, sie würden bleiben, der Nil werde weiterfließen, wenn Sie fort seien, und außerdem, falls Sie Stoff kaufen wollten, mache er Ihnen ein gutes Angebot, und zwar heute.“

Denon kaufte ein Stück indigoblauen Stoff. Nicht aus einem nützlichen Grund, sondern weil die Farbe schön war und er an diesem Tag etwas Konkretes getan haben wollte.

Was ihn in den folgenden Stunden mehr beschäftigte, war ein konkreter Gedanke: Wie würden Jomards Notizbücher, seine eigenen Zeichnungen, Geoffroys Sammlungen nach Frankreich gelangen? Die Wissenschaft reiste auf denselben Schiffen wie der Krieg.

An diesem Abend, nach dem Kriegsrat, fanden sich die Gelehrten im Innenhof des Palastes zusammen. Niemand hatte vorgeschlagen, sich dort zu versammeln. Sie waren da, einer nach dem anderen, getrieben von demselben Bedürfnis, mit der Nachricht nicht allein zu bleiben.

Berthollet kam wenige Minuten später mit einem Rechenblatt in der Hand. Er setzte sich, legte das Blatt auf die Knie und sagte ohne Umschweife zu Monge:

„Ich habe die verfügbaren Vorräte geschätzt. Mehl, Öl, Reis, Trockenfleisch. Bei ordentlicher Rationierung kann die Armee sechzehn Monate ohne äußeren Nachschub durchhalten. Wir werden nicht verhungern.“

„Der Hunger ist es nicht, was mich beschäftigt“, sagte Monge.

„Ich weiß. Aber es ist das, was ich berechnen kann.“

Fourier saß abseits, unter dem Portikus. Er hatte kein Wort gesagt. Die anderen hatten gelernt, dieses Schweigen nicht als

Gleichgültigkeit zu deuten. Fourier dachte anders als sie. Er brauchte die Mathematik, um zu verarbeiten, was die Worte nicht fassen konnten. Der Verlust der Flotte war ein Problem mit mehreren Variablen: die Vorräte, die Verstärkungen, die möglichen Rückzugswege. Die Gleichungen aufzustellen, die sie verbänden, entzog sich ihm. Das war keine Kälte. Es war seine Art, Angst zu haben.

„Unsere Sammlungen. Wie kommen sie heim?“

Niemand antwortete sofort. Es war die Frage, die sie sich alle gestellt hatten und die keiner als Erster hatte aussprechen wollen.

„Die Notizbücher passen in unsere Taschen“, fügte Jomard hinzu. „Die Messungen, die Aufzeichnungen, die Skizzen. Was pro Mann nur wenige Kilo wiegt, kann alles überstehen.“

„Und die Kisten?“, sagte Denon. „Geoffroys Präparate. Berthollets Mumien. Die Töpferwaren, die Papyri, die Statuetten. Was schwer ist.“

Berthollet legte sein Blatt mit den Berechnungen hin.

„Was schwer ist, ist verwundbar. Das müssen wir zugeben. Wenn die Engländer das östliche Mittelmeer beherrschen, könnte alles, was wir einschiffen wollten, aufgebracht werden.“

Eine Katze lief über die Steinplatten und verschwand unter dem Säulengang. Irgendwo in der Stadt begann der Muezzin den Nachruf. Eine lange, gewundene Stimme, die nach einer Melodie stieg und fiel, welche er seit dem 1. Juli jede Nacht gehört hatte und die ihm noch immer fremd vorkam.

„Bonaparte hat gesagt, wir würden über Syrien heimkehren, wenn wir nicht über das Meer zurückkönnten“, sagte Monge.

„Bonaparte sagt vieles“, erwiderte Berthollet. „Heute Abend tut er recht daran. Die Armee muss daran glauben.“

Sie blieben eine Stunde im Hof, ohne Plan, ohne Entschluss, einfach beisammen.

Sie erhoben sich einzeln und gingen jeder in sein Zimmer. Sie hatten nichts anderes zu tun.

Denon setzte sich an seinen Arbeitstisch und schrieb.

„Wir haben die Flotte vor dreizehn Nächten verloren, ohne es zu wissen. Ich sage ‚wir‘, weil es das richtige Wort ist. Dieser Verlust ist ein gemeinsamer, auch wenn ich nicht in Abukir war, auch wenn ich kein Seemann bin. Was ich mit der Flotte verloren habe, ist die Gewissheit, dass das, was ich hier gesehen habe, nicht nach Frankreich zurückkehren wird, oder jedenfalls nicht in einer Gestalt, die ich gewählt hätte. Meine Notizbücher, meine Skizzen, die zweihundertvierzig Statuetten und Amulette, die ich auf den Märkten von Sakkara und Memphis gekauft habe. All das ist nun Geisel einer militärischen Lage, auf die ich keinerlei Einfluss habe.“

Er hielt inne. Las noch einmal. Strich den letzten Satz durch. Zu weinerlich. Denon begann von vorn.

„Was mich heute Abend beschäftigt, ist nicht die Angst. Ich glaube nicht, dass wir hier sterben werden. Bonaparte wird etwas finden, er findet immer etwas. Was mich beschäftigt, ist eine abstraktere Frage: Wozu dient das Zeugnis, wenn der Zeuge nicht heimkehren kann? Die Zeichnungen, die ich von den Pyramiden, vom Sphinx, von den Flachreliefs von Sakkara gemacht habe, haben nur Wert, wenn jemand sie sieht. Eingeschlossen in einer Kiste in Kairo haben sie nicht mehr wert als der Stein, den sie darstellen.“

Er legte die Feder nieder.

Seine Skizzenbücher wogen zusammen etwa zwölf Kilogramm. Die Statuetten und Amulette in ihren Holzkisten etwa vierzig Kilogramm. Ein Mann konnte zwölf Kilogramm auf dem Rücken über einen langen Marsch tragen. Vierzig Kilogramm erforderten ein Pferd oder ein Maultier. Die Pferde und Maultiere der Armee standen für die persönlichen Sammlungen eines zivilen Zeichners nicht zur Verfügung.

Er stellte die Liste dessen auf, was er selbst würde tragen können, sollte die Lage es verlangen. Die Notizbücher, mit absolutem Vorrang. Seine Zeichenwerkzeuge – Federn, Kohlestifte, Tinten – einige Kilogramm. Von den erworbenen Stücken die kleinsten und kostbarsten: die Skarabäen aus Fayence und Steatit, die Amulette aus Lapislazuli und Karneol, der *Uschebti* aus bemaltem Holz mit den gekreuzten Armen. Was in eine Ledertasche passen würde.

Der Rest – die Töpferwaren, die Reliefbruchstücke, die Kanopen aus Alabaster – würde zurückbleiben. Wenn man zu Fuß über Syrien aufbrach, wie Bonaparte davon sprach, konnte man keine Töpferwaren auf den Rücken eines Mannes laden, der durch die Wüste marschierte.

Diese erzwungene Auswahl lehrte ihn etwas, das er nicht vorhergesehen hatte. Seit der Abreise glaubte er, Ägypten zu dokumentieren, um es nach Frankreich zu bringen. Nun drängte sich die Wirklichkeit auf. Was er mitbringen würde, hing weniger davon ab, was er ausgewählt hatte, als davon, was sich physisch befördern ließ. Die Geschichte, die man über ein Land erzählt, ist die Geschichte dessen, was heimkehren konnte. Der Rest zählt nicht. Er schrieb eine letzte Zeile:

„Wenn diese Notizbücher dich erreichen und ich nicht, dann haben sie allein die Reise gemacht. Das ist vermutlich die beste Art zu reisen. Gegenstände sind leichter als Menschen.“

Er faltete das Blatt und schob es in das erste Notizbuch, zwischen die Seiten von Toulon. Dann blies er die Lampe aus und wartete auf den Tag.

V - Das Institut d'Égypte

Drei Wochen nach Abukir, während die Armee die Katastrophe zur See verdaute, gründete Bonaparte am 22. August 1798, neunundzwanzig Tage nach der Einnahme Kairos, per Dekret das Institut d'Égypte.

Das Institut hatte den offiziellen Auftrag, das Land in allen seinen Dimensionen – natürlich, historisch, wirtschaftlich – zu erforschen und die Fragen zu beantworten, die die Militärverwaltung nicht allein zu lösen wusste. Das Institut tagte im Palast von Hassan-Kaschef. Bonaparte war sein Vizepräsident, Monge sein Präsident. Alle fünf Tage versammelten sich die Gelehrten im großen Saal und nahmen ihre Arbeiten wieder auf.

Monge leitete die erste Sitzung.

Er hatte darstellende Geometrie an Handwerkersöhnen gelehrt, die zugleich mit den Kegelschnitten das Lesen lernten. Die *École polytechnique* war gegründet worden, damit Verdienst an die Stelle der Geburt trat. Für ihn war Ägypten keine Eroberung. Es war der Beweis, dass das revolutionäre Frankreich etwas hervorbringen konnte, was die Monarchien niemals hervorbringen würden: eine wissenschaftliche Expedition im Herzen eines Feldzugs.

Er eröffnete die Beratungen mit wenigen Worten:

„Wir sind hier, um zu verstehen, nicht um zu erobern. Ich bitte Sie, das niemals zu vergessen.“

Denon, der in der letzten Reihe saß, notierte den Satz.

Bonaparte kam oft. Die Gelehrten schätzten es, von jemandem angehört zu werden, der die Macht innehatte.

„Meine Herren, Ägypten war das gesittetste Land der Welt. Drei Jahrtausende Geschichte, begraben. Sie werden sie ausgraben. Messen Sie, zeichnen Sie, sammeln Sie. Und erforschen Sie das Ägypten von heute. Die Wissenschaft muss auch den Lebenden dienen.“

Einige Wochen später verbrachte Denon mehrere Tage damit, die Pyramiden aus allen Blickwinkeln zu zeichnen. Jomard erklimmte den Gipfel der Großen Pyramide. Drei Stunden Kletterei über die Steinblöcke. Die Aussicht von dort oben: die Wüste im Westen, das Niltal im Osten, Kairo im Nordosten.

„Welche Aussicht“, murmelte er zum Architekten Balzac. „Ganz Ägypten mit einem Blick.“

„Ja. Und von dort oben werde ich meine Visierungen auf allen vier Seiten kalibrieren können.“

Sie vermaßen die Überreste des Tempels des Ptah, des Schöpfergottes von Memphis. Im Staub lagen die Fragmente einer kolossalen Statue aus rosa Granit, die man später Ramses II. zuschreiben würde.

Die Arbeit war mühsam. Die Statue war in mehrere Stücke zerbrochen, die verstreut im Gras lagen. Die Maße mussten durch Addition rekonstruiert, die Lücken ausgeglichen, die fehlenden Teile geschätzt werden.

Gegen Mittag setzte sich Jomard in den Schatten des Kopfes. Fast zwei Meter hoch.

Er betrachtete das Gesicht. Der Mund lächelte leicht. Dieses Lächeln, das den Kolossen des Neuen Reiches eigen ist, weder wohlwollend noch drohend, einfach gegenwärtig seit dreizehn Jahrhunderten vor unserer Zeitrechnung. Die Nase war abgeschlagen worden, wahrscheinlich von mittelalterlichen Soldaten, die glaubten, eine Macht zu zerstören, indem sie das Gesicht zerstörten. Die Uräusschlange – die königliche Kobra auf der Stirn, Zeichen göttlicher Herrschaft – war herausgerissen worden, es blieb nur der Abdruck. Das Nemes-Kopftuch war unversehrt, seine parallelen Streifen unter dem Staub zu erkennen.

Auf dem Gürtel – in Hüfthöhe, dort, wo die zerbrochenen Beine den Rest mit sich genommen hatten – entdeckte Jomard eine Kartusche. Zwei langgezogene Ovale, von einer durchgehenden Linie umschlossen: die Königsnamen, die noch niemand lesen konnte.

Der Kopf konnte nicht fortgeschafft werden. Er wog mehrere Tonnen. Er war aus einem einzigen Block rosa Granit gehauen worden, gebrochen in den Steinbrüchen von Assuan.

Ein alter Mann, der im Schatten des kolossalen Kopfes hockte, sah Jomard schon eine Weile zu. Ein Wächter vielleicht, oder einfach jemand, der sich vor ihm dorthin gesetzt und nicht gerührt hatte. Jomard zeigte ihm sein Notizbuch, das Schema der Berechnungen. Er sprach, aber Jomard verstand nicht. Dann nahm er einen Zweig und zog im Staub, neben dem Fuß der Statue, zwei parallele Linien und drei schräge Striche quer darüber. Ein Schema. Anders als seines, aber erkennbar: eine bewegte Last auf einer schiefen Ebene. So verharrten sie eine Weile, zwei Männer und zwei Schemata im Staub. Der eine hatte die Instrumente. Der andere hatte das Gedächtnis. Kopfrechnen. Ein Block von achtzig Tonnen. Auf einer Barke. Die Barken des Nils waren bekannt. Flache, leichte Fahrzeuge, die höchstens zwanzig Tonnen tragen konnten. Wie beförderte man achtzig Tonnen auf dem Wasser?

Die naheliegende Antwort lautete: nicht auf einer einzigen Barke. Auf mehreren, zu einem schwimmenden Floß zusammengefügt, miteinander verbunden, die Statue auf Balken gelagert, die sie mit allen Fahrzeugen verbanden. Die Rechnung ergab, dass mindestens zehn Barken von Standardgröße in enger Formation aneinandergebunden werden müssten.

Zehn Barken. Hunderte Meter Tauwerk. Hunderte Männer. Um eine Statue bis zu einem Tempel zu befördern.

Was ihn erstaunte, war nicht die technische Leistung, schwierig, aber machbar. Nein, es war der Entschluss, sie zu vollbringen. Zu beschließen, achtzig Tonnen über neunhundert Kilometer Wasser zu befördern, setzte eine Gewissheit voraus. Die Gewissheit, dass das Ergebnis die Mühe wert war, dass die Statue in tausend Jahren noch dort stehen würde, dass das Reich, das der Pharaon zu verherrlichen suchte, dauern würde.

Die Pharaonen hatten sich geirrt. Reiche dauern nicht. Aber Statuen schon. Diese hier lag im Staub, zerbrochen, aber da, sichtbar, messbar, wirklich.

Die Größe des alten Ägypten lag vielleicht weniger in dem, was es vollbracht hatte, als in dem, was es zu hinterlassen vorgesehen hatte. Diese Monumente waren nicht für die Zeitgenossen errichtet worden. Sie waren für uns errichtet worden.

Denon kam mit dem Skizzenbuch vorbei und blieb stehen, als er Jomard im Schatten des Kopfes des Kolosses sitzen sah.

„Sie meditieren?“

„Ich messe. Was auf dasselbe hinausläuft.“

Im Dezember zählte Berthollet zusammen, was seit Juli getan worden war. Hunderte gefüllter Notizbücher, Tausende von Exemplaren, Abhandlungen über Geologie, Bewässerung, Mumifizierung, Landwirtschaft, Sprachen. Fünf Monate Arbeit. Das Register wurde geschlossen. Das Land würde seine Geheimnisse nur denen preisgeben, die sehr lange blieben.

Desaix verfolgte Murad Bey seit dem Sommer in Oberägypten. Bonaparte beschloss, ihm eine Kommission von Gelehrten nachzusenden, die Mitte Dezember 1798 aufbrechen sollte, um die Monumente von Theben zu erforschen. Denon meldete sich freiwillig.

Die Frage der Sammlungen warf bereits Probleme auf, die niemand klar lösen wollte. Die Gelehrten sammelten Naturalien – Mineralien, ausgestopfte Tiere, getrocknete Pflanzen – mit dem stillschweigenden Einverständnis Bonapartes, der darin die Grundlagen eines künftigen ägyptischen Museums in Paris sah. Doch die archäologischen Objekte gehörten einer anderen Kategorie an, moralisch zweideutiger.

Geoffroy Saint-Hilaire kehrte vom Fischmarkt von Embaba zurück, mit acht Arten, die er noch nie gesehen hatte.

Die Sektion eines unbekannten Fisches war für ihn ein Gespräch. Schnitte, Beobachtungen, Aufzeichnungen, Vergleich mit seinen anatomischen Erinnerungen an europäische Arten. Der innere Aufbau der Fische war von einer Art zur anderen bemerkenswert

beständig. Dieselben Organe an denselben Stellen, mit Abweichungen, die unterschiedliche Lebensweisen widerspiegeln. Ein Grundfisch hatte die Augen anders gelagert als ein pelagischer Fisch. Aber der zugrunde liegende Plan war ähnlich.

Diese Beständigkeit des anatomischen Plans durch die Vielfalt der Arten hindurch, das war es, was er zu erraten begann, ohne es schon formulieren zu können. Wenn die Arten getrennt erschaffen worden waren, wie es die herrschende Lehre behauptete, weshalb teilten sie dann einen so genauen Plan? Die Antwort – dass sie von einem gemeinsamen Vorfahren abstammten – war ein gefährlicher Gedanke. Cuvier, Professor am Muséum d'histoire naturelle, würde ihn verwerfen. Die Akademie würde ihn scheel ansehen.

Der vierte Fisch wurde gerade sezirt, als Denon eintrat und vor dem Geruch stehen blieb.

„Sie arbeiten noch.“

„Ja. Das sind Elefantenfische. Endemisch im Nil und im Kongo. Diese elektrischen Organe unter dem Schwanz, die Fische Amazoniens haben ähnliche, entwickelt in zehntausend Kilometern Entfernung ohne jeden Kontakt. Das ist kein Zufall. Es ist ein anatomischer Zwang.“

Unter den acht Arten, die er an diesem Morgen mitgebracht hatte, hielt ihn eine sofort fest. Er hatte sie einem Fischer abgekauft, der nicht begriff, weshalb der Franzose sich für diesen gewöhnlichen Fisch interessierte.

Der Fisch wurde in sein Beobachtungsbecken gesetzt, eine Schale aus gebranntem Ton, gefüllt mit Nilwasser. Der Fisch war etwa sechzig Zentimeter lang, braungolden, bedeckt mit Schuppen, dick wie gegliederte Schilde. Langsames Schwimmen, mit der Würde eines Reptils.

Was Geoffroy innehalten ließ, waren die Brustflossen.

Keine flachen, strahlenförmigen Flossen wie bei allen Fischen, die er seit seinem zwanzigsten Lebensjahr sezirt hatte.

Fleischige, gelappte Anhänge, getragen von einer inneren Struktur, die einer Gliedmaße ähnelte.

Er verbrachte die Nacht damit, den lebenden Fisch zu untersuchen, dann ihn zu sezieren. Die innere Struktur der Flosse enthielt etwas, das einem Oberarmknochen glich, einem langen, zentralen Knochen, von dem Strahlen ausgingen. Dieser Fisch, den er *Polypterus bichir* nennen würde, hatte nichts mit Amerika zu tun. Und doch teilten seine Flossen denselben anatomischen Grundplan.

Geoffroy schrieb an diesem Abend an Cuvier. Cuvier war in Paris. Die Einschiffung nach Ägypten war ihm verweigert worden, zu riskant, zu ungewiss. Ihre Briefe kreuzten sich mit monatelanger Verspätung auf den Meeren.

„Mein lieber Freund“, schrieb Geoffroy, „ich habe hier etwas gefunden, das allein unsere Reise rechtfertigen würde. Einen Fisch, der aussieht, als hätte er Arme. Keine Arme, natürlich, Flossen. Aber einen inneren Plan, der einem Gliedmaßenplan gleicht und der derselbe ist, genau derselbe, bei Arten, die sich niemals gekreuzt haben können. Ich weiß noch immer nicht, was ich davon halten soll. Aber es kann kein Zufall sein.“

Cuvier antwortete auf diesen Punkt monatelang nicht. Als er antwortete, sagte er, die Ähnlichkeiten bedeuteten keinen gemeinsamen Ursprung. Gott könne sehr wohl denselben Plan unter verschiedenen Umständen verwendet haben.

VI - Der Aufstand von Kairo

Jomard hatte begonnen, ein Journal der Stadt zu führen. Kein Tagebuch – dazu hatte er nicht die Veranlagung –, sondern eine Aufnahme: geschätzte Einwohnerzahlen je Viertel, Bebauungsdichten, Gassenbreiten, Fassadenhöhen, Flächen der Märkte. Hinzu kamen Beobachtungen über die Verkehrsströme, die Öffnungszeiten der Souks, die Geographie des Wassers, die Brunnen und ihre Becken.

An jenem Abend, am Vorabend dessen, was er noch immer nicht als Aufstand erkannte, war er mit seiner Laterne ausgegangen, um den Platz Ezbekiyeh zu vermessen. Der Platz war das Herz der französischen Präsenz in der Stadt. Dort hatte Bonaparte sein Hauptquartier eingerichtet, dort fanden die Märkte, die offiziellen Feste, die Truppenversammlungen statt. Die Einwohner Kairos überquerten ihn meist, ohne sich aufzuhalten, den Blick auf halber Höhe, den Schritt rasch.

Er maß die Winkel des Platzes und notierte die Entfernungen mithilfe einer geeichten Schnur, als er bemerkte, dass eine Gruppe von Männern, die an einem Brunnen saßen, ihm bei der Arbeit zusahen.

Einer von ihnen stand auf und trat näher. Er sprach einige Worte auf Arabisch, die Jomard nicht verstand. Dann deutete er auf die Messschnur und sagte einen weiteren Satz. Jomard deutete ihn als Frage danach, was er da tue.

Er zeigte ihm den Teilplan des Platzes, den er gezeichnet hatte. Der Mann prüfte ihn aufmerksam, drehte das Notizbuch um, hielt es auf Armeslänge von sich. Dann sagte er einen Satz zu seinen Gefährten. Sie lachten. Ein Lachen, das nicht spöttisch war, eher überrascht.

Jomard erfuhr nie, was sie gesagt hatten. Sie hatten, so vermutete er, ihren Platz in der Zeichnung wiedererkannt. Wahrscheinlich hatte ihnen noch nie jemand die eigene Stadt von oben gezeigt. Oder vielleicht lachten sie, weil der junge Franzose mit seiner Schnur etwas zu messen versuchte, das gar nicht gemessen werden musste. Unmöglich zu wissen.

Am 21. Oktober 1798 brach die latente Feindseligkeit der Bevölkerung Kairos aus. Der Funke war winzig gewesen. Ein Streit zwischen einem französischen Soldaten und einem Händler.

Im Morgengrauen des 21. Oktober fielen Tausende Aufständische, bewaffnet mit Säbeln, Lanzen und Knüppeln, in die Straßen Kairos ein. Vereinzelte Soldaten wurden niedergemacht,

enthauptet. Die aufständischen Viertel verbarrikadierten sich. Der Aufstand hatte drei Wochen gebraucht, um zu reifen. Er brach an einem einzigen Vormittag aus.

Bonaparte wurde von den Schüssen geweckt. Er befahl allen verfügbaren Truppen, die Stadt Viertel um Viertel zurückzuerobern. „Diese Rebellion muss unverzüglich niedergeschlagen werden“, rief er seinen Generälen zu. „Zeigen wir die geringste Schwäche, sind wir vor dem Abend dezimiert. Feuer auf jede feindliche Ansammlung, ohne Warnung.“

Die Artillerie beschoss die aufständischen Viertel. Die Häuser aus ungebrannten Ziegeln stürzten in Staubwolken ein. Die Infanteristen durchkämmten die Straßen. Die Al-Azhar-Moschee wurde gestürmt. Eine Schändung, die die gesamte muslimische Bevölkerung Ägyptens mit Entsetzen erfüllte.

Die Niederschlagung dauerte drei Tage. Bonaparte ordnete die Hinrichtung aller lebend ergriffenen Anführer der Revolte an. Mehrere Nächte lang wurden sie in der Zitadelle enthauptet, und die Leichen wurden in den Nil geworfen.

Denon hatte das Ende der Niederschlagung nicht abgewartet, um hinauszugehen. Sein ägyptischer Diener, außer sich vor Angst, riet ihm, ins Haus zurückzukehren. Er beachtete es nicht. Was er in den Straßen des Viertels sah, in dem er wohnte, sollte sich seinem Gedächtnis einprägen. Gruppen bewaffneter Männer. Brennende Läden. Der Geruch von Rauch und darunter etwas anderes, das er erkannte und nicht benannte. Ein französischer Soldat lag in einer Gasse. Tot. Frauen schrien aus den Fenstern. Ein Kind rannte. Die überrumpelte französische Armee brauchte lange, um ihre Antwort zu organisieren.

„Gehen Sie nach Hause, um Himmels willen“, rief ein Offizier, als er ihn mit seinem Skizzenbuch erblickte. „Es ist nicht der Augenblick zum Zeichnen.“

„Im Gegenteil, es ist genau der Augenblick. In fünfzig Jahren wird niemand wissen, was hier geschehen ist, wenn niemand es festhält.“

Nach einer Stunde kehrte er schließlich heim und beobachtete das weitere Geschehen vom Fenster seines ersten Stocks aus. Französische Soldaten umzingelten in einer Gasse eine Gruppe von Aufständischen. Eine Moschee öffnete ihre Tore, um die Flüchtenden aufzunehmen.

Denon schloss das Fenster. In den Straßen hielten die Schüsse an. Im Institut, wenige hundert Meter entfernt, erlebten die anderen Gelehrten dieselbe Nacht auf andere Weise.

Die Gelehrten waren eingeschlossen. Nicht auf Grund eines militärischen Befehls. Bonaparte hatte sich im Getümmel der Kämpfe nicht um ihre Bewegungen gekümmert. Sie waren aus Notwendigkeit eingeschlossen: französische Soldaten, zweihundert Meter entfernt massakriert, bewaffnete Aufständische in allen Vierteln, seit dem Morgengrauen unaufhörlich Schüsse.

Fourier ließ sich mit seinen Heften im großen Saal des Instituts nieder und arbeitete an seinen Gleichungen. Er dachte, ohne daraus eine Theorie gemacht zu haben, darüber nach, wie sich die Wärme in Körpern ausbreitet. Sie breitet sich nach genauen und unveränderlichen Gesetzen aus. Aufstände breiten sich nicht nach solchen Regeln aus. Ein Grund mehr, die Physik vorzuziehen.

Gegen Mitternacht kam Jomard mit einer Laterne zu ihm.

Berthollet trat gegen drei Uhr morgens ein, ohne sich angekündigt zu haben. Er setzte sich und sah den beiden anderen eine Weile bei der Arbeit zu.

„Was berechnen Sie?“, fragte er Fourier.

„Wie sich die Wärme in einem nicht homogenen Medium ausbreitet. Die Gleichungen habe ich noch nicht.“

„Nützlich. Das Gebäude links brennt seit heute Morgen. Mit etwas Glück sagen Ihre Überlegungen voraus, ob unseres vor Tagesanbruch getroffen wird.“

„Arbeiten Sie weiter“, fügte er beim Hinausgehen hinzu. „Das ist das Einzige, was unsere Anwesenheit hier von einer gewöhnlichen Besetzung unterscheidet.“

Sie arbeiteten schweigend bis in den frühen Morgen, jeder an seinen eigenen Berechnungen, während draußen die Stadt brannte. Monge hingegen schrieb einen Brief an seine Frau. Seit Abukir gab es keine regelmäßige Post mehr. Er schrieb ihn trotzdem. Was er in diesem Brief schrieb, sollte Denon nie erfahren. Bekannt war, dass er ihn sorgfältig versiegelte und dann bis zur Abreise aus Ägypten, ein Jahr später, in seiner Jacke trug.

Am 25. Oktober verließen die Gelehrten vorsichtig das Institut. Drei Tage lang hatten sie sich verbarrikadiert und den Schüssen gelauscht. Ganze Viertel waren nur noch rauchende Ruinen.

Denon ging hinaus in die verwüsteten Straßen und zeichnete.

Zumindest versuchte er es. Vor ihm ein eingestürztes Haus, die Fassade von einer Kanonenkugel weggerissen, verkohlte Holzbalken quer über der Straße, ein Kinderschuh im Staub. Er zog die Firstlinie dessen, was noch stand. In Gizeh hatte er die Pyramiden mit den Toten im Vordergrund gezeichnet. In Malta hatte er die Werke gezeichnet, die man fortschaffte, und jene, die man zurückließ. Denon hatte stets geglaubt, Zeichnen heiße Zeugnis ablegen, und Zeugnis ablegen sei neutral. Der Stift ergriff keine Partei. Was existiert hatte, war festgehalten. Nichts weiter.

Aber dieses Haus hier hatten französische Soldaten zerstört. Die Artillerie der Armee, in der er mitreiste. Von der er abhing, um zu essen, sich zu bewegen, zu arbeiten. Das Dokument, das er beim Zeichnen dieser Ruinen schaffen würde, wäre das Dokument einer Unterdrückung, die seine Anwesenheit hier gewissermaßen billigte. Es war nicht dasselbe, wie Pyramiden zu zeichnen.

Denon zeichnete trotzdem. Nicht aus Überzeugung. Aus Reflex. Die Seite füllte sich. Als er sie schloss, wusste er noch immer nicht, was er getan hatte. Etwas Notwendiges oder etwas Unwürdiges. Vielleicht beides zugleich.

Weiter hinten in der Gasse lag eine geschnitzte Holztür, aus den Angeln gerissen. Ein aufgebrochener Souk-Laden, die Regale umgestürzt, eine Kupfertruhe offen und leer. In den Gassen dieses zerstörten Viertels lag dieselbe Grundgebärde wie im Palast des Hassan-Kashif, als die Kommissare ihre Listen füllten. Schlicht, ohne Kriterien, ohne Urteilsvermögen. Die Armee plünderte, wie das Institut sammelte. Das Wort war ein anderes. Die Gebärde war verwandt.

An jenem Morgen, als er durch die verwüsteten Straßen ging, schritt Hassan vor Denon her, um ihm den Weg zu bahnen. In der Nähe der Ibn-Tulun-Moschee trafen sie auf zwei französische Soldaten, die gerade den Laden von Webern ausräumten. Die Stoffe kamen bündelweise aus der Tür und wurden auf einer hölzernen Schubkarre gestapelt. Seidenstoffe, gefärbte Baumwolle, weißes Leinen, das für die großen Tage aufbewahrt worden war. Einer der Soldaten nahm einen Webstuhl von seiner Wandhalterung.

Die Besitzerin stand im Rahmen der hinteren Tür, eine schwarz gekleidete Frau. Sie sah zu, ohne zu sprechen. Kein Flehen, kein Schreien. Nur die Augen, die jedem Bündel folgten. Der Soldat kam mit der Schubkarre an ihr vorbei, und sie wich genau einen Schritt zurück, nicht mehr und nicht weniger.

Hassan blieb auf der Straße. Keine Übersetzung. Nichts zu übersetzen. Doch Denon betrachtete ihn einen Augenblick, Hassan, der die Frau beobachtete, die die Soldaten musterte, und verstand, dass auch der Mittler sah. Und dass Sehen ohne Handeln zu können auf einem Gesicht eine besondere Farbe hatte. Keine Notiz. Manche Gesichter lassen sich nicht in Notizbücher schreiben.

Am Abend jenes Tages kehrte Hassan nach Hause zurück, in das koptische Viertel, wo die Armee ihm ein Zimmer mietete. Weder auf der Seite der Soldaten noch auf der Seite der Aufständischen. Auf der Seite der Sprache. Übersetzer auf beiden Seiten einer Linie, die er nicht überschreiten konnte. Französische Befehle übersetzt. Arabisches Flehen übersetzt. An manchen Tagen wusste er nicht mehr, in welcher Sprache er dachte. An diesem Abend dachte er in keiner.

Denon zeichnete den leergeräumten Laden. Die Nägel an der Wand, an denen die Stoffe gehangen hatten, die dunklere Spur auf dem Boden, wo der Webstuhl jahrelang gestanden hatte, den Türrahmen mit der schwarz gekleideten Frau, die zusah. Eine schnelle Arbeit, ohne Legende, ohne Datum. Als er fertig war, waren die Soldaten mit der Schubkarre fort. Die Frau ging zurück in den Laden und schloss die innere Tür.

Nach dem Ende der Niederschlagung ließ Bonaparte die überlebenden Notabeln und jene Ulema zu sich rufen, die sich nicht aktiv am Aufstand beteiligt hatten, um ihnen unmissverständlich die furchtbaren Folgen jedes künftigen Aufstandsversuchs zu erklären.

„Sie haben gesehen, was geschieht. Ihre Viertel zerstört. Ihre Anführer hingerichtet. Al-Azhar beschossen. Wenn Sie sich erneut erheben, mache ich die ganze Stadt dem Erdboden gleich.“

„Diese Revolte offenbart die grundlegende Unmöglichkeit unserer Lage“, sagte Monge zu Bonaparte im Rat, der auf die Niederschlagung folgte. „Wir können dieses Land nicht auf Dauer allein mit militärischer Gewalt regieren. Die Bevölkerung ist uns feindlich gesinnt und wird es bleiben, solange wir als fremde Besatzer hier sind.“

Dieser Rat endete spät. Bonaparte bestellte Monge für den nächsten Morgen zu sich. Nicht in den Palast, sondern in den Innenhof eines requirierten Hauses in der Nähe des Ezbekiyeh-

Platzes, weit weg von den Offizieren. Es gab Kaffee und zwei Schemel. Bonaparte stand.

„Sie sagten, wir könnten nicht allein mit Gewalt regieren. Sie haben recht. Was schlagen Sie vor?“

Monge hatte nicht damit gerechnet, in diesem Punkt befragt zu werden. Er sagte trotzdem, was er dachte.

„Institutionen. Keine Proklamationen. Wirkliche Institutionen. Gerichte, die nach bekannten Regeln arbeiten. Schulen. Ein System des Grundbesitzes, das die Fellachen vor Willkür schützt. Was die Revolution in Frankreich getan hat, aber hier.“

„Wie lange würde das dauern?“

„Mindestens eine Generation.“

„Wir haben keine Generation. Wir haben vielleicht zwei Jahre.“

„Dann können Sie dieses Land nicht regieren. Nicht wirklich. Sie können es besetzen. Das ist etwas anderes.“

Bonaparte sah ihn lange an.

„Besetzen wird genügen. Für das, was ich vorhabe.“

Monge fragte nicht, was Bonaparte vorhatte.

An diesem Abend schrieb Monge in sein Tagebuch: „Bonaparte weiß, dass er nicht regiert. Eine Besatzung wird verwaltet. Der Unterschied ist ihm gleichgültig. Mir liegt viel daran. Ich weiß noch immer nicht, ob er den Ägyptern wichtig ist.“

In den Wochen nach der Niederschlagung kehrte eine Art prekärer Normalität zurück. Die Märkte öffneten wieder. Die Moscheen nahmen ihre Gläubigen wieder auf, außer Al-Azhar, die geschlossen blieb. Die französischen Soldaten nahmen ihre Runden wieder auf. Die Gelehrten begannen erneut, mit ihren Notizbüchern und Instrumenten in die Stadt hinauszugehen.

Die Gelehrten erlebten ihre Anwesenheit in Kairo nach der Revolte anders. Die Illusion eines friedlichen Zusammenlebens mit der Bevölkerung war zerbrochen. Sie arbeiteten weiter,

besuchten die Märkte, pflegten Kontakte zu einigen Notabeln Kairos. Doch eine latente Gewalt konnte jederzeit wieder aufbrechen.

Denon war in den Augen der Kairoer, was er immer in den Augen der anderen gewesen war. Ein Franzose, also ein Besatzer, also ein potenzieller Feind.

Die meisten Läden hatten wieder geöffnet. Die Handwerker arbeiteten. Das Leben war zurückgekehrt.

In einer Gasse hinter Al-Azhar fand Denon eine Koranschule, deren Schüler ihren Unterricht wieder aufnahmen. Kinder, die im Kreis um einen alten Lehrer saßen, der laut las und sie nachsprechen ließ. Der Lehrer hob den Blick, als er vorüberging, sah ihn an und nahm dann seine Lesung wieder auf, ohne die Miene zu verändern.

Die Stimmen der Kinder rezitierten einen Text, den sie vermutlich noch immer nicht verstanden, in einer Sprache, die ihre Eltern vielleicht nicht mehr lasen. Venture de Paradis, ein Orientalist, der lange in den Échelles du Levant und Barbarie gearbeitet hatte, hatte ihm gesagt, dass die Weitergabe dem Verstehen vorausgehe. Die Worte gehen zuerst in den Körper ein, der Sinn kommt danach. Die Geste war verständlich: weitergeben, fortfahren, die Unterbrechung nicht zum Bruch werden lassen.

Die Stadt war verwundet worden. Sie würde auf ihre Weise vernarben, in einem Rhythmus, den die Franzosen nicht kontrollierten und nicht ganz begreifen würden. Das war keine Widerstandskraft im heroischen Sinn. Es war nur die Fähigkeit eines lebenden Organismus, seine wesentlichen Funktionen trotz aller Unterbrechungen fortzusetzen. Die Märkte öffneten wieder, weil die Menschen Hunger hatten. Die Moscheen nahmen ihre Gläubigen auf, weil das Gebet nicht abbrach. Die Kinder rezitierten ihre Lektionen, weil die Weitergabe nicht darauf wartete, dass die Besatzer zu Ende gekämpft hatten.

VII - Die Sphinx und die Nekropolen

Im November organisierte Denon eine Expedition zur Sphinx. Sie brachen vor der Morgendämmerung auf, um mit dem Streiflicht des Morgens einzutreffen. Dem einzigen Licht, das die Einzelheiten des Steins hervortreten lassen würde.

Die Sphinx erschien zunächst als eine Masse. Etwas Dunkleres als der Sand und Kompakteres als die Nacht. Dann kam das Licht von Osten, und der Kopf tauchte auf, die Nase fehlend, die hohlen Augen genau dorthin blickend, wo die Sonne aufging. Das Monument, dreiundsiebzig Meter lang und zwanzig hoch, blieb bis zu den Schultern verschüttet. Die Oberfläche des Kalksteins zeigte sich in ihren Nuancen. Graubeige dort, wo der Wind das Gestein poliert hatte, dunkler in den Vertiefungen, wo sich der Sand in feinen Schichten angesammelt hatte. Risse durchzogen die Stirn, vom Scheitel des Schädels zu den Schläfen hinabziehend, manche mehrere Finger breit, andere kaum sichtbar. Der Stein war nicht homogen. Bänke weichen Kalksteins wechselten mit härteren Schichten und erzeugten waagerechte Linien, die das Gesicht nach der natürlichen Geologie des Gesteins durchfurchten, aus dem das Monument gehauen worden war. Werkzeugspuren blieben auf den Wangen sichtbar, wiederholte Meißelschläge, die die Rundungen geformt und regelmäßige Facetten hinterlassen hatten, welche die Erosion noch nicht getilgt hatte. Der Sand stieg bis zur Brust, bildete einen sanften Hang, den der Wind unablässig neu formte, Korn für Korn.

Das rechte Auge fesselte Denons Aufmerksamkeit lange. Der Kalkstein war vertieft bearbeitet worden, der Augapfel ausgehöhlt, um einen Blick zu schaffen, den es nicht mehr gab, das obere Lid unter der Erosion noch lesbar. Jemand hatte gewollt, dass dieses Wesen einen Blick habe. Keine dekorative Präsenz. Ein gerichteter Blick, an etwas ganz Bestimmtes adressiert.

Kopf nach Osten gewandt. Das Gesicht blickte genau dorthin, zur aufgehenden Sonne.

„Das ist keine Statue“, sagte Denon leise. „Es ist ein Instrument. Sie haben ein astronomisches Messinstrument im Maßstab eines Hügels gemeißelt. Eine riesige Sonnenuhr, deren Gesicht der Gnomon ist. Dieser Blick, der zur Tagundnachtgleiche nach Osten starrt, ist keine Andacht. Es ist Geometrie. Volney hätte gesagt, dieses Gesicht habe eine breite Nase und volle Lippen. Ich lege mich nicht fest. Aber wer dieses Antlitz gehauen hat, verstand zu messen.“

Nachdem die Dokumentation des Ortes abgeschlossen war, zog die Expedition weiter nach Sakkara. Die Nekropole erstreckte sich über mehrere Kilometer in die Wüste, ein Friedhof des Alten Reiches, wo die Stufenpyramide des Djosers, die älteste je erbaute, ihre sechs Stufen zweiundsechzig Meter hoch aufragen ließ. Sie verbrachten dort mehrere Tage. Denon zeichnete. Jomard vermaß. Geoffroy musterte die Flachreliefs, um darin zu lesen, was die Texte nicht sagten. Die Wände der Mastabas bewahrten stellenweise ihre Farbigkeit. Ägyptisch Blau — jenes Pigment aus Kupfer und Kalzium, das die Handwerker durch Schmelzen herstellten — hielt sich in den vor dem Licht geschützten Vertiefungen. Das Ockerrot der männlichen Körper, das Gelb der weiblichen Körper, bildliche Konventionen, die sich über Kilometer von Grabwänden wiederholten. Die Hieroglyphen waren vertieft eingraviert und dann bemalt, jedes Zeichen mehrere Millimeter tief in den Stein gegraben, ehe es koloriert wurde. Die Schreiber hatten in diesen senkrechten Kolumnen von rechts nach links gearbeitet, ihre Fehler bisweilen dort sichtbar, wo ein Zeichen getilgt und leicht versetzt neu graviert worden war. Die Szenen des Alltagslebens entfalteten sich in übereinanderliegenden Registern: oben die edlen Tätigkeiten, Audienzen, Zeremonien, Opfergaben; unten die Feldarbeit, die Schlachtereier, die Bäckerei. Eine gesellschaftliche Hierarchie, eingeschrieben in die Vertikalität der Wand. Geoffroy hatte sich vor einer Tafel niedergehockt, die Fischer beim Einholen eines Netzes zeigte. Die Fische waren nach Arten erkennbar: Nilbarsch, Tilapia, Meeräsche.

Stets von Fragen der Naturgeschichte fasziniert, konzentrierte sich Geoffroy auf die Tierdarstellungen in diesen antiken Flachreliefs.

„Ibisse, Krokodile, Flusspferde, Löwen, Strauße. Manche dieser Arten gibt es in Ägypten nicht mehr. Zur Pharaonenzeit gab es sie noch. Das Klima hat sich verändert, oder die Jagd.“

Sie stiegen mit Fackeln in die Schächte hinab. Zwanzig Meter, dreißig Meter unter der Wüste. Der Abstieg führte über in den Fels gehauene Stufen, unregelmäßig, von Jahrtausenden des Begehens geglättet. Die Wände des Schachts rückten näher zusammen, je tiefer sie kamen, der Kreis des Tageslichts über ihren Köpfen schrumpfte, bis er nur noch ein weißer Punkt in der Dunkelheit war. Die Luft wurde dick. Die Flamme der Fackeln flackerte in den schwachen Luftzügen, die noch zwischen der Oberfläche und diesen tiefen Kammern zirkulierten. Der Geruch war eigentümlich: Salpeter, mineralischer Staub, auch etwas Tierisches, nicht genau zu bestimmen. Die Schachtwände bewahrten die Spuren der Grabung, senkrechte Schläge, die in parallelen Bahnen hinabführten. Es hatte Monate gebraucht, diese Schächte zu graben, vielleicht Jahre. Arbeitertrupps, die im Dunkeln arbeiteten und den Aushub Korb um Korb nach oben brachten. Die Grabkammern waren nicht groß, drei Meter auf vier allenfalls, gerade genug für den Sarkophag und die Opfergaben. Die niedrige Decke zwang dazu, den Kopf zu beugen. Tonscherben bedeckten den Boden, von den Plünderern zurückgelassene Trümmer. Ganz unten Grabkammern, Hieroglyphen, Wandmalereien, die Reise des Verstorbenen in den Fels gezeichnet.

Zwischen den Erkundungen von Sakkara kehrte Denon nach Kairo zurück. Im koptischen Viertel kannte er Webereien, die er regelmäßig besuchte.

Die Technik war einfach und alt. Ein Handwebstuhl, zwei wechselnde Schäfte, das Schiffchen zwischen den Fäden hindurchgeführt. Das Geräusch des Webstuhls erfüllte die Werkstatt, das

regelmäßige Klacken der Lade, die die Schussfäden festschlug, das Knarren der Schäfte, wenn der Weber die Tritte betätigte. Die Wolle roch selbst nach dem Waschen nach Wollschweiß, ein tierischer Geruch, vermischt mit den Pflanzenfarben, die in an der Wand aufgereihten Krügen trockneten. Stränge hingen an den Deckenbalken, nach Farbtönen sortiert: das tiefe Blau des Indigos, das Karminrot des Krapps, das grünliche Gelb der Senna. In einer Ecke bereitete ein Lehrling ein Beizbad zu und löste Alaun in heißem Wasser auf, um die Farben auf der Faser zu fixieren. Das Verfahren hatte sich nicht verändert: Eintauchen in die Beize, Auswringen, Eintauchen in die Farbe, Spülen im Nil. Dieselben Handgriffe wie zur Pharaonenzeit, vom Vater auf den Sohn durch die Jahrhunderte weitergegeben. Wolle und Leinen, gewebt in geometrischen Mustern, Rauten, Winkelbändern, Krukenkreuzen, stilisierten Blumenmotiven.

Denon hatte ein zeitgenössisches koptisches Textil mit den Aufnahmen der Fresken von Beni Hassan verglichen, die man ihm gezeigt hatte, den Gräbern der Gaufürsten Mittelägyptens. Das Motiv der in einen Kreis eingeschriebenen Raute war identisch, ebenso die Kombination aus Wolle und Leinen und die Breite des Gewebes, etwa sechzig Zentimeter.

Viertausend Jahre Kontinuität in der Geste eines Webers.

Er kaufte mehrere Stücke. Fragmente koptischer Stoffe, einige noch mit Jagd- oder Fischfangmotiven am Rand. Starre Silhouetten, klare Profile, der hieratische Stil der ägyptischen Volkskunst, der das Christentum und die arabische Eroberung überdauert hatte, ohne sich grundlegend zu wandeln.

Auch Töpferwaren. Amphoren mit zwei Henkeln, Krüge mit engem Hals, Fußschalen, aus demselben Nilton nachgebildet, in denselben Öfen gebrannt. Die Handwerker bildeten Formen nach, die ihre Väter sie gelehrt hatten, und diese hatten sie ihrerseits von ihren eigenen Vätern übernommen. Die Kette war nicht abgerissen.

Berthollet hatte vier menschliche Mumien aus Sakkara erhalten.

Ihn interessierten nicht die Körper, die würde die Medizin untersuchen. Ihn interessierte die Chemie der Einbalsamierungsharze. Diese schwarzen, glänzenden Stoffe, die die Leinenbinden durchtränkten, stellten ein Gemisch organischer Substanzen dar, dessen Bestandteile er bestimmen wollte.

Er ließ abgekratzte Proben in Alkohol schmelzen, untersuchte die Dämpfe, notierte die Schmelztemperaturen. Auf seinem Arbeitstisch reihten sich die Instrumente: ein Destillierapparat aus venezianischem Glas, Quecksilberthermometer, Präzisionswaagen unter Glasglocken. Er arbeitete beim Licht von vier im Viereck aufgestellten Kerzen, einem ruhigen Licht, das nicht zitterte, wenn er seine Messungen vornahm. Die Harzproben waren nach Mumien geordnet, lateinisch etikettiert und in mit Wachs verschlossenen Fläschchen aufbewahrt. Manche hatten eine tief-schwarze Farbe, andere ein rötliches Braun, wieder andere waren fast durchscheinend. Er entnahm ein Bruchstück mit einem Spatel, legte es in einen Tiegel, erhitzte es langsam und notierte, bei welcher Temperatur das Material seinen Zustand änderte. Das Harz wurde zuerst weich, schmolz dann und qualmte, wobei ein beißender Geruch nach verbranntem Holz frei wurde, vermischt mit etwas Harzigem. Die Dämpfe wurden in einem gekühlten Rohr aufgefangen, wo sie zu öligen Tröpfchen kondensierten. Terpentinharz, tierisches Fett, Bienenwachs, Natron, Judenpech. Die Zusammensetzung wechselte von Mumie zu Mumie, aber die Logik blieb dieselbe: eine Umgebung zu schaffen, die der bakteriellen Zersetzung feindlich war.

Um drei Uhr morgens legte er die Feder nieder und betrachtete die vier Körper, die auf seinen Tischen lagen.

Diese Menschen waren vor Tausenden von Jahren gestorben. Ihre Namen standen vielleicht auf den Inschriften ihrer Särge. Was blieb, waren ihre konservierten Körper.

In dieser Beständigkeit lag etwas, das ihn beunruhigte. Nicht auf metaphysische Weise, Berthollet war Materialist. Sondern auf wissenschaftliche Weise. Diese Einbalsamierer hatten ein

Problem der organischen Chemie gelöst. Durch Beobachtung, durch Versuche, durch die Weitergabe von Techniken über Generationen. Die Praxis war der Theorie um zweitausendfünfhundert Jahre vorausgegangen.

Er vermerkte in seinem Bericht: „Die ägyptischen Einbalsamierungstechniken bilden einen Komplex empirischer chemischer Kenntnisse von bemerkenswerter Raffinesse, dessen systematische Untersuchung Aufschluss über bislang unzureichend bekannte konservierende Eigenschaften geben könnte.“

In Sakkara hatte Geoffroy Saint-Hilaire mit Denon die Umgebung der Nekropole der heiligen Tiere erkundet, wo die Apis-Stiere des Ptah ruhen sollten. Granitfragmente waren im Schutt zu sehen. Sie blieben vor einem Splitter aus schwarzem Granit stehen.

Denon schrieb: „Die alten Plünderer haben diese Blöcke zurückgelassen. Das ist die einzige Ähnlichkeit. Sie nahmen, was sie für Schätze hielten. Wir nehmen, was wir für Erkenntnis halten. In zweitausend Jahren, wenn jemand mit einer Laterne hier herabsteigt, wird er die Deckel noch immer aufgebrochen sehen. Und er wird sich fragen, wie ich es mich jetzt frage, worin der Unterschied zwischen einem Plünderer und einem Gelehrten in einem dunklen Gang besteht.“

Zu seinen Füßen, zwischen den im Staub verstreuten Splittern, trug ein Bruchstück noch zwei vertieft eingravierte Hieroglyphen, einen Vogel, eine gebrochene Linie. Aufheben. Hineingleiten in die Tasche. Die Geste war automatisch, ohne Entscheidung, noch ehe die Frage, die er soeben niedergeschrieben hatte, Zeit gehabt hätte, seine Hand zu erreichen.

In jener Nacht, bevor Denon ins Biwak zurückkehrte, ging der Markt von Sakkara im Dunkeln weiter. Nur zwei Laternen, auf den Sand zwischen die Auslagen gestellt. Fellachen aus den Nachbardörfern warteten hockend hinter ihren Matten. Die Soldaten kamen in Gruppen von zwei oder drei, ohne Waffen, die Hände in den Taschen. Sie wogen, gingen umher, zogen mit

etwas in ihre Jacke Gewickeltem wieder ab. Die Nachtluft war frisch nach der Hitze des Tages. Der Sand bewahrte noch etwas Wärme, aber der Wüstenwind trug schon die Kälte der tiefen Stunden heran. Die Gespräche wurden mit leiser Stimme geführt, Feilschen in gebrochenem Arabisch oder mit Gesten. Ein Soldat wog einen Skarabäus in der Hand und hielt ihn nahe an die Laterne, um die auf der Unterseite eingravierten Hieroglyphen zu prüfen. Ein anderer verhandelte über den Preis eines Amuletts aus Fayence, einer kleinen türkisfarbenen Figur des Anubis mit Schakalskopf.

Berthollet war auch dort, auf einem Klappstuhl sitzend, den er seit Alexandria hatte mittragen lassen. Vor ihm ein kleiner Feldtisch, bedeckt mit seinen Formularen der Kommission, und Hassan hielt ihm die Stücke eines nach dem anderen mit der Lampe hin. Berthollet prüfte und trug in sein Register die Nummer ein, die lateinische Beschreibung, den Ort im Bauwerk, den Erhaltungszustand. Sechs Stücke an diesem Abend: drei königliche Skarabäen, eine Schreiberpalette aus Sykomorenholz, eine Granitfigur, ein Kanopenkrug aus Alabaster mit seinem Deckel. Er notierte: „Spuren von schwarzem Harz am Hals.“ Dann hielt er inne und hob den Kopf zu Hassan.

„Was enthält die andere Urne, die mit dem Schakaldeckel?“

„Den Magen“, sagte Hassan.

„Ah. Das notiere ich auch.“

Berthollet hatte in Sakkara Tiermumien angefordert. Die Fellaichen brachten ihm sechs. Zwei heilige Ibis, zwei Katzen, ein junges Krokodil, eine Spitzmaus. Er brachte sie in dem großen Raum unter, den das Institut ihm als Labor zugewiesen hatte.

Er analysierte die Binden. Leinen, getränkt mit einer braunen Substanz, die er als Bitumen, vermischt mit pflanzlichen Harzen, identifizierte. Aus der Körperhöhlenfüllung waren Proben entnommen worden: Natron, Steinsalz, mineralische Pulver. Vor allem das Natron beschäftigte ihn. Wasserhaltiges

Natriumcarbonat, natürlich vorkommend in den Wüstenseen westlich von Kairo. Er hatte dorthin vor einiger Zeit mit anderen Mitgliedern des Instituts einen Ausflug unternommen. Die Natronseen. Weiße Flächen, an deren Ufern dieses alkalische Pulver von selbst kristallisierte, das die Ägypter einsammelten, um ihre Toten einzubalsamieren.

Bei der Analyse der Lösung des Natrons in den brackigen Wassern des Sees hatte er etwas Unerwartetes beobachtet: Die Reaktion zwischen Meersalz und Calciumcarbonat konnte sich je nach Temperatur und Konzentration umkehren. Die Chemiker seiner Zeit glaubten, dass Reaktionen stets nur in eine Richtung verliefen, wobei die stärkere Säure die schwächere verdränge. Berthollet begann zu erkennen, dass dies falsch war. Dass es sich um Gleichgewichte handelte.

Paris würde diese Aufzeichnungen erhalten. Vier Jahre des Nachdenkens würde er brauchen, um die vollständige Theorie zu formulieren. Der *Essai de Statique chimique* von 1803 sollte ihre Frucht sein. Doch der Keim lag hier, in den weißen Seen der ägyptischen Wüste, in der Betrachtung einer natürlichen chemischen Reaktion, die die ägyptische Natur seit Jahrtausenden wiederholte.

Die Tiermumien dagegen stellten Berthollet vor eine andere Frage.

„Diese mumifizierten Ibisze gleichen den heutigen Ibissen“, warf Geoffroy ein. „Sie erinnern sich, was wir am Ufer des Nils sagten. Dass die Ägypter sie verehrten, weil sie die Natur beobachteten? Hier ist der Beweis: unverändert seit dreitausend Jahren.“

„Identisch“, verbesserte Berthollet.

„Das sagt Cuvier. Die Arten sind seit der Schöpfung festgelegt. Die Mumien beweisen es: keinerlei Veränderung.“

„Und Lamarck?“

„Lamarck sagt, dreitausend Jahre seien zu kurz, um eine Umwandlung zu sehen. Es bedürfe einer ungeheuren Zeit.“

Berthollet nahm eine der Ibismumien in die Hände. Das Tier war starr, vollkommen erhalten, das Gefieder durch die Binden hindurch noch erkennbar.

„Keiner von beiden wird es je beweisen können“, stellte Berthollet klar. „Wir werden nicht lange genug leben.“ Er legte die Ibismumie zurück.

Sie verbrachten zwei volle Nächte in Sakkara und schliefen in den Ruinen einer Mastaba, um bei Tagesanbruch an Ort und Stelle zu sein. Die Nekropole erstreckte sich über mehrere Kilometer in die Wüste, ein weiter Friedhof des Alten Reiches, wo Könige und Adlige ihre Gräber hatten errichten lassen. Die Stufenpyramide des Djoser erhob sich in der Mitte dieser Totenlandschaft.

„Diese Pyramide geht denen von Gizeh um ein Jahrhundert voraus“, fügte Jomard hinzu, der die ungefähren Daten anhand der bruchstückhaften Informationen berechnet hatte, welche die Gelehrten über die ägyptische Königschronologie besaßen. „Sie stellt einen Moment der Architekturgeschichte dar, in dem die Ägypter noch mit den Formen experimentierten. Die glatten Pyramiden von Gizeh sind der Abschluss eines Prozesses, der hier begonnen hat.“

Die übereinandergesetzten Stufen hatten etwas von einer mesopotamischen Ziggurat, als seien die beiden Zivilisationen unabhängig voneinander zu derselben architektonischen Intuition gelangt: aufschichten, um zum Himmel emporzusteigen.

Berthollet verbrachte die zweite Nacht damit, die Inschriften der Mastaba eines hohen Beamten abzuschreiben. Diese Basreliefs stellten die Tätigkeiten des Alltagslebens dar: Fischfang, Jagd, Feldarbeit, das Schlachten, die Bierbereitung, mit einer dokumentarischen Genauigkeit, die die Naturforscher der Kommission ebenso entzückte, wie sie die Künstler fesselte.

Auf der Rückkehr von Sakkara nach Kairo machte Denon in der Dämmerung einen Umweg an die Ufer des Nils. Das Licht war

um diese Stunde anders. Orangefarben und dicht, als suche die Sonne den Stein zu durchdringen, bevor sie verschwand. Er setzte sich auf einen Kalksteinblock am Wasser und versuchte, den Fluss im Gegenlicht zu zeichnen. Die Aufgabe war schwierig. Das Licht bewegte sich zu schnell.

Jomard setzte sich neben ihn und wartete, bis er fertig war. Nicht sprechen, wenn der andere zeichnete.

„Ich habe heute Morgen etwas berechnet“, fügte Jomard hinzu, als er sein Notizbuch schloss. „Das Grab des Djoser stammt aus der Zeit um zweitausendsechshundert Jahre vor unserer Zeitrechnung. Die Pyramide des Cheops aus der Zeit um zweitausendfünfhundert. Diese beiden Monumente trennt nur ein Jahrhundert. Aber das eine ist ein architektonischer Versuch und das andere eine Vollendung. Wie kann man so schnell Fortschritte machen?“

„Ich bin nicht sicher, dass die Geschwindigkeit die Frage ist. Ich glaube, die Ägypter dachten auf andere Weise über die Zeit. Für uns ist ein Jahrhundert lang. Für sie war es vielleicht nur die Zeit, die man zum Lernen braucht.“

Sie kehrten im Dunkeln nach Kairo zurück, geleitet von den Lichtern der Minarette. Die Wüstenhunde bellten in der Ferne. Irgendwo in den Gassen des koptischen Viertels schlug eine Kirchenglocke die Stunde.

VIII - Die wissenschaftlichen Debatten

In der Sitzung vom 15. Dezember prallten Monge und Fourier aufeinander. Das Maß gegen den Sinn. Monge wollte Volumen und Winkel. Fourier wollte Zusammenhänge und Bedeutungen. Bonaparte führte den Vorsitz und entschied: beides, ohne zu wählen.

„Die wahre Wissenschaft ist das Messen“, sagte Monge, als er die Debatte eröffnete. „Die Abmessungen einer Pyramide. Ihr Volumen. Ihre Proportionen. Nicht die Mythen, die sie umgeben.“

Beschreibung und Bedeutung sind zwei Disziplinen. Wir sind hier für die erste.“

„Die Pyramiden sind nicht bloß zu berechnende Volumen, Monge“, erwiderte Fourier. „Es sind königliche Gräber, Glaubensakte an die Unsterblichkeit. Wenn Sie von ihnen nur die Abmessungen behalten, beschreiben Sie die Truhe und nicht, was sie enthält. Was schwerer wiegt: Sie laufen Gefahr zu glauben, Sie hätten verstanden, weil Sie gezählt haben.“

Bonaparte, der der Sitzung beiwohnte und der Debatte folgte, griff ein, um zu versuchen, diese beiden scheinbar widersprüchlichen Ansätze miteinander zu versöhnen.

„Sie haben beide in einem Punkt recht“, sagte Bonaparte und sah abwechselnd Monge und Fourier an. *Die Beschreibung* wird beides enthalten: Monges Messungen und den Sinn, den Fourier darin finden wird. Das eine ohne das andere bliebe unvollständig.“

Die Sitzung war ferner geprägt durch Berthollets Vortrag einer Abhandlung über die Chemie der Natronseen der ägyptischen Wüste. Berthollet hatte Proben aus mehreren Seen chemisch analysiert und deren genaue Zusammensetzung bestimmt.

„Natron ist ein Gemisch aus Salzen: Carbonat, Bicarbonat, Natriumchlorid. Siebzig Tage in diesem pulverförmigen Gemisch, und die Feuchtigkeit wird aufgesogen. Der Körper trocknet aus, ohne zu verfaulen. Sehr einfach, sehr wirkungsvoll.“

Geoffroy Saint-Hilaire stellte anschließend seine Beobachtungen zu den mumifizierten Ibissen vor, die zu Tausenden in den Nekropolen der heiligen Tiere bei Sakkara entdeckt worden waren.

„Zwei Arten von Ibissen. Der weiß-schwarze heilige Ibis, den wir kennen, und ein kleinerer, brauner, der verschwunden zu sein scheint. Wenn er in pharaonischer Zeit noch existierte und heute nicht mehr existiert, hat sich etwas verändert. Ich weiß nicht, was.“

Die Sitzung endete mit einem Vortrag von Jean-Joseph Marcel, Orientalist und Direktor der in Kairo eingerichteten

Nationaldruckerei, über die Fortschritte des Drucks mit arabischen Schriftzeichen. Der Druck des *Courrier de l'Égypte* erfolgte nunmehr auf Französisch, während allein die Proklamationen auf Arabisch gedruckt wurden.

„Wir sind in der Lage, in klassischem Arabisch mit befriedigender typografischer Qualität zu drucken“, verkündete er. „Proklamationen, Dekrete, Bekanntmachungen. Die Bevölkerung kann uns in ihrer Sprache lesen.“

Fourier stellte an diesem Abend eine Studie über die Verteilung der Temperaturen in der ägyptischen Wüste vor, ein Thema, zu dem ihn seine Beobachtungen während der Militärmärsche angeregt hatten. Seine Analyse der Wärmeströme in einem nicht homogenen Medium nahm die Forschungen zur Wärme vorweg, die er später in Frankreich betreiben würde. Die anwesenden Gelehrten hörten mit der Aufmerksamkeit zu, die ein klarer Vortrag über ein Phänomen verdiente, das sie alle am eigenen Leib erfahren hatten.

„Die Hitze der Wüste ist keine Frage der Umgebungstemperatur“, erklärte Fourier. „Sie ist ein Phänomen von Strömen und Austausch zwischen dem Boden, der Luft und den ausgesetzten Körpern. Ich habe die Gleichungen noch nicht, aber ich glaube, man wird eines Tages vorhersagen können, wie sich diese Hitze in Zeit und Raum ausbreitet.“

Was Bonaparte an diesem Institut d'Égypte mehr interessierte, war die Art, wie Männer von radikal verschiedener Ausbildung — Mathematiker, Chemiker, Naturforscher, Künstler, Ingenieure — es fertigbrachten, einen gemeinsamen wissenschaftlichen Dialog um einen geteilten Gegenstand herum zu schaffen: Ägypten.

„Was lehrt uns das über die alten Ägypter?“, fragte er.

„Nichts unmittelbar“, räumte Fourier ein. „Aber es lehrt uns, wie ihre Umwelt funktionierte. Um zu verstehen, warum sie ihre Häuser auf bestimmte Weise bauten, ihre Tempel nach

bestimmten Achsen ausrichteten, ihre Gräber in bestimmten Tiefen aushoben, muss man die thermischen Zwänge verstehen, denen sie unterlagen. Die Physik ihrer Welt ist der Schlüssel zu ihrer Architektur.“

Bonaparte beglückwünschte am Ende der Sitzung alle Vortragenden herzlich und ermutigte sie, ihre Forschungen zu intensivieren.

„Ihre Arbeiten sind ausgezeichnet“, fuhr Bonaparte fort, an die Versammlung gewandt. „Bald Oberägypten. Die Tempel von Theben. Denon wird den Weg bahnen.“

Fourier hielt Denon im Flur des Palastes von Hassan-Kaschef zurück. Unter dem Arm ein Bündel Aufmaße, welche die Kommission seit der Ankunft in Kairo angefertigt hatte. Vermessung der Großen Pyramide, Pläne des Sphinx, Schnitte der Gräber von Sakkara. Dreiundachtzig Blätter.

„Diese Aufmaße“, bemerkte Fourier. „Werden Sie sie mitnehmen?“

„Das ist der Zweck der Expedition“, sagte Denon. *Die Beschreibung* wird nicht hier entstehen.“

„Ich spreche von den Gegenständen. Von den Statuetten, die Sie auf dem Markt von Sakkara kaufen. Von den Amuletten in Ihrem Gepäck. Wir sind hier, um Ägypten zu verstehen, nicht um es seiner Überreste zu entleeren.“

Denon betrachtete das Bündel Aufmaße in Fouriers Händen. Messungen. Pläne. Winkel. All das würde hier bleiben, in den Steinen, jedem zugänglich, der nach ihnen kommen würde, um zu messen. Die bemalte Holzstatuette, die er schon im Sommer erworben hatte, die mit den über der Brust gekreuzten Armen in der Haltung des Osiris, die würde in dreißig Jahren niemand mehr dort wiederfinden. Sie wäre in Paris, oder verloren.

„Der Unterschied zwischen uns beiden, Fourier, ist, dass Sie glauben, Verstehen genüge. Ich dagegen denke, dass manche

Dinge gesehen werden müssen, um verstanden zu werden. Und um gesehen zu werden, müssen sie reisen.“

Fourier nahm sein Bündel wieder an sich und ging zu seinem Zimmer zurück, zwei Türen weiter im Flur des ersten Stocks. Denon blieb in diesem leeren Flur stehen. Er ging spät zu Bett. Am nächsten Morgen fand er auf seinem Arbeitstisch den *Uschebti* aus bemaltem Holz, den er im Gepäck verstaut geglaubt hatte, aufrecht hingestellt, gut sichtbar, das Gesicht ihm zugewandt. Fourier musste in der Nacht hereingekommen sein. Er hatte die Gewohnheit, zu unwahrscheinlichen Stunden durch den Palast zu streifen, wenn seine Gleichungen nicht kamen. Doch auf dem Boden, unmittelbar vor dem Tisch, lag ein Sandkorn. Ein einziges, deutlich sichtbar auf den polierten Fliesen. Als hätte Fourier ihm sagen wollen: „Dieser Sand stammt von irgendwoher.“

Oder als wäre es einfach ein Sandkorn. Bei Fourier wusste man nie, ob die Absicht der Geste vorausging oder ob es sich umgekehrt verhielt. Der *Uschebti* blieb den ganzen Tag auf seinem Tisch.

Dieselbe Sitzung vom Dezember 1798 hatte am Rande des offiziellen Programms auch einen informellen Vortrag von Venture de Paradis aufgenommen, dem Chefdolmetscher der Expedition, der Arabisch, Türkisch, Persisch und Hebräisch mit der Geläufigkeit eines Muttersprachlers sprach und der seine Tage damit verbrachte, für Bonaparte zu übersetzen, und seine Nächte damit, ein arabisch-französisches Wörterbuch zu schreiben, das er nie beenden würde.

Er ergriff gegen Ende der Sitzung das Wort.

„Ich möchte dem Institut eine Beobachtung unterbreiten. Seit fünf Monaten sind wir in Ägypten, und ich habe etwas festgestellt, das mir für das Verständnis dieses Landes wichtig scheint. Das Arabisch, das die Ägypter von heute sprechen, und das klassische Arabisch des Korans sind zwei verschiedene Sprachen. Keine Dialekte. Zwei getrennte Systeme, voneinander so weit entfernt wie das Latein Ciceros und das Französisch Molières. Ein

Fellache des Nildeltas versteht den Korantext nicht, den er rezipiert. Er rezipiert ihn phonetisch, ohne den Sinn zu erfassen.“

„Was heißt das?“, fragte Monge.

„Das heißt, dass der Islam in Ägypten zum Teil eine Religion ist, deren Gläubige die heiligen Texte in ihrer ursprünglichen Form nicht verstehen. Der Glaube wird durch die Autorität der Ulema weitergegeben, durch mündliche Überlieferung, durch das Ritual. Nicht durch das unmittelbare Lesen des Textes. Das ist nicht sehr verschieden vom Latein in der katholischen Kirche vor Luther.“

Bonaparte, der zugehört hatte, ohne einzugreifen, stellte eine Frage.

„Und die Ulema selbst, verstehen sie den klassischen Text?“

„Die Gelehrtesten, ja. Die anderen rezitieren ebenfalls. Es ist eine Überlieferungskette, in der jedes Glied weitergibt, was es empfangen hat, nicht notwendigerweise, was es versteht.“

Denon notierte diese Beobachtung in seinem Notizbuch. Sie deckte sich mit etwas, das er in der Gasse der Koranschule nach dem Aufstand gesehen hatte. Die Kinder, die Sätze rezitierten, deren Sinn sie wohl noch immer nicht kannten, deren Klang und Rhythmus aber schon in ihnen eine Form von Wissen waren. Er dachte an seine eigenen Zeichnungen. Die Pyramiden, kopiert, ehe er sie begriffen hatte. Die Sphinx, in der Abenddämmerung gezeichnet, ehe er ihre astronomische Ausrichtung kannte. Vielleicht arbeitete er so: zuerst die Linie, dann der Sinn.

„Was Sie beschreiben“, bemerkte Fourier zu Venture de Paradis, „ist ein System, in dem die Überlieferung dem Verstehen vorausgeht. Man lernt zuerst den Text auswendig, die Bedeutung kommt danach. Oder kommt nicht. Ähnelt das nicht dem, was wir mit den Hieroglyphen tun? Wir kopieren Zeichen, die wir nicht verstehen. Unsere Nachfolger werden vielleicht ihren Sinn begreifen.“

„Der Unterschied“, sagte Venture de Paradis, „ist, dass die Hieroglyphen keine lebenden Sprecher mehr haben. Das klassische Arabisch hat sie. Irgendwo zwischen dem Mündlichen und dem Schriftlichen, zwischen den Ulema und den Fellachen, zwischen dem Text und dem Ritus überlebt die Sprache. Sie überlebt anders, als sie geschaffen wurde. Aber sie überlebt.“

Die Sitzung endete spät. Die Lampen waren heruntergebrannt. Die Gelehrten traten hinaus in den Hof des Instituts, wo die Dezemberluft endlich kühl war. Die erste wirkliche Kälte seit ihrer Ankunft in Ägypten. Denon blieb einen Augenblick im Hof stehen und hob den Blick. Die Sterne über Kairo. Dieselben wie über Toulon sieben Monate zuvor, aber höher über dem Horizont.

Bonaparte verließ das Institut nach der Sitzung in Begleitung Berthollets. Eine Weile gingen sie schweigend durch den Garten des Palastes. Dann sagte Bonaparte:

„Monge hat mir einmal gesagt, die Wissenschaft suche das, was wahr ist, unabhängig davon, was nützlich ist. Glauben Sie das?“

Berthollet überlegte. Es war eine Frage, die er sich sein ganzes Berufsleben lang gestellt hatte.

„Ich glaube, die Unterscheidung ist weniger scharf, als er behauptet. Unsere Arbeit hier ist wahr. Jomards Messungen, die chemischen Analysen der Mumien, Denons Zeichnungen. Aber was wir hier tun, ist auch nützlich, für Frankreich, für die europäische Kenntnis Ägyptens, politisch für Sie. Wahrheit und Nutzen schließen einander nicht aus. Sie gehen gemeinsam ihren Weg, selten in dieselbe Richtung, aber gemeinsam.“ Er zögerte, dann fügte er hinzu:

„Das Einzige, was ich mich weigere zu sagen, ist, dass unser Tun harmlos sei. Das ist nicht wahr. Und Monge weiß es so gut wie ich.“

Bonaparte nickte.

„Fourier hat mir heute Abend gesagt, seine Forschungen über die Wärme hätten keine unmittelbare militärische Anwendung. Er scheint stolz darauf zu sein.“

„Fourier hat recht, stolz darauf zu sein. In zwanzig Jahren werden seine Forschungen Anwendungen haben, die er sich noch immer nicht vorstellt. Das ist die Wissenschaft. Sie geht den Anwendungen voraus, um eine Distanz, die sich im Voraus nicht messen lässt.“

„Wie ein Kundschafter, der noch immer nicht weiß, für welche Armee er das Gelände erkundet.“

„Genau.“

Sie blieben am Rand des Beckens im Hof stehen. Der Mond spiegelte sich im reglosen Wasser.

„Arbeiten Sie weiter“, sagte Bonaparte. „Alles, was Sie hier hervorbringen, wird die Expedition überdauern, was auch geschieht. Das ist die einzige Gewissheit, die ich im Augenblick habe.“

Berthollet kehrte in sein Laboratorium zurück und nahm seine Analysen wieder auf.

Er hatte an jenem Abend, ehe er ging, einen Satz zu Bonaparte gesagt. Einen Satz fast ohne Betonung, wie die Bemerkung eines Chemikers über die Farbe eines Niederschlags.

„In Italien, 1796, wählten wir aus, was in den Louvre kam. Monge wählte, ich bestätigte. Wir hatten Zeit, Listen, Kommissare. Hier haben wir nichts davon. Wenn wir abreisen, wird es in aller Eile geschehen. Was im Augenblick der Abreise in den Kisten ist, das wird mitgehen. Der Rest bleibt. Man darf sich nichts anderes vormachen.“

Denon dachte an Italien. 1796 war es Frankreich gewesen, das mitgenommen hatte. Hier konnte es sein, dass nicht wir es waren.

Um drei Uhr morgens zündete Denon seine Lampe wieder an und nahm sein Notizbuch zur Hand.

Die Seiten wendeten sich langsam, ohne dass er sie wirklich noch einmal las. Die Zeichnungen zogen vorüber. Die Segel der Flotte auf der Reede von Toulon, der Hafen von Valletta vom Deck der Junon aus, die Pompejussäule in Alexandria, die Rücken der Soldaten in der Wüste, der Rauch der Schlacht, gesehen aus dem Inneren eines Infanteriekarrees, die Pyramiden in der Abenddämmerung mit den Toten im Vordergrund.

Er hatte auch noch eine andere Liste, die er nicht geschrieben hatte. Dinge, die er getan hatte, ohne sie zu notieren. Er hatte Monumente gezeichnet, die man nicht würde mitnehmen können, einen Soldaten einen Skarabäus in die Tasche gleiten sehen, ohne ein Wort zu sagen, einen Fellachen seinen *Chaouabti* davongehen sehen und es vorziehen, den Satz nicht zu notieren. Diese Liste war länger als die zweihundertdreißig Zeichnungen. Sie hatte kein Ende.

Er hielt bei der ersten Skizze der Reise inne.

Es war Bonaparte. Im Profil von rechts, beleuchtet vom Morgenlicht am Kai von Toulon, wenige Minuten vor der Einschiffung. Er hatte ihn rasch gezeichnet, ohne dass der General es bemerkte. Etwa zehn Kohlestriche. Das schmale Profil, die hohe Stirn, das nach vorn gereckte Kinn in der Haltung eines Menschen, der auf das blickt, was es noch nicht gibt.

Er nahm ein leeres Blatt und zeichnete Bonaparte aus dem Gedächtnis. So, wie er ihn im August gesehen hatte, im Rat nach der Nachricht von Abukir. Dasselbe Profil, dieselben Grundzüge. Aber etwas hatte sich verändert, das er mit Worten nicht zu benennen wusste. Er suchte es mit der Kohle.

Nicht die Falten. Sieben Monate lassen einen Mann von neunundzwanzig Jahren nicht altern. Nicht die Magerkeit. Bonaparte war immer mager gewesen. Es lag vielleicht in der Anspannung des Halses. Oder in der Art, wie der Kiefer zusammengepresst war. Der Mann von Toulon blickte auf etwas, das es noch nicht gab. Der Mann nach Abukir blickte auf etwas, das er verloren hatte.

Denon legte die beiden Blätter nebeneinander auf seinen Arbeitstisch.

Die Zeichnungen glichen einander. Ein eiliger Betrachter hätte den Unterschied nicht gesehen. Dasselbe Profil, dieselbe Haltung, dieselbe Hand des Zeichners. Aber wenn man sie nacheinander betrachtete, war es unmöglich, nicht zu sehen, dass die erste die eines Mannes war, der aufbrach, und die zweite die eines Mannes, der nicht mehr wusste, wohin.

Es war das erste Mal seit Toulon, dass er Bonaparte in dessen Abwesenheit zeichnete. Bis dahin waren seine Skizzen des Generals Dokumente gewesen. Die Haltung des Befehlens, die Geste der Autorität, die historische Szene, die festgehalten werden musste, ehe sie verging. Diese nächtliche Skizze war etwas anderes. Ein Porträt ohne Einverständnis des Modells, ohne Zeugen, eher aus der Erinnerung als aus der Wirklichkeit gezogen.

Er schob die beiden Blätter zusammen in dasselbe Notizbuch, das eine nach dem anderen. Toulon, dann Abukir. Was begonnen hatte und was daraus geworden war.

War das, was diese Notizbücher enthielten, etwas wert? Die Frage schien ihm jetzt weniger selbstverständlich als zu Beginn. In Toulon, als er an Bord der Junon gegangen war, hatte er mit Gewissheit gewusst, warum er da war. Um eine historische Expedition zu dokumentieren, um Ägypten zu sehen, ehe die anderen Europäer es sahen, um Bilder einer noch unbekannten Welt nach Frankreich zurückzubringen. Dieses Programm war einfach und klar.

Sieben Monate später sah er die Dinge anders. Er hatte das Elend der Soldaten in der Wüste gesehen, die Einwohner Alexandrias, die die französische Armee mit der Resignation von Menschen betrachteten, die zu viele Armeen erlitten haben, um sich noch zu erregen, den Aufstand von Kairo und seine Niederschlagung. Er hatte all das mit derselben Aufmerksamkeit gezeichnet, die er den Pyramiden und den Basreliefs widmete. Und nun fragte er

sich, ob seine Zeichnungen nicht, gegen seinen Willen, ebenso sehr die Dokumente einer kolonialen Besatzung waren wie die Archive einer wissenschaftlichen Entdeckung.

Er löste diese Frage in jener Nacht nicht. Auch sein *Voyage dans la Basse et la Haute Égypte* würde sie nicht lösen.

Er schloss sein Notizbuch, blies die Lampe aus und streckte sich im Dunkeln aus. Durch das Fenster waren die Sterne über Kairo dieselben wie die, die Herodot von den Ufern des Nils aus gesehen hatte, dieselben, die die pharaonischen Astronomen benutzt hatten, um ihre Monumente auszurichten, dieselben, die die französischen Matrosen während der Überfahrt von Toulon beobachtet hatten. Es lag etwas Tröstliches in dieser Beständigkeit. Nicht, dass alles gleich viel galt, sondern dass alles dauerte, verwandelt, unkenntlich und dennoch da. Der ägyptische Himmel unterschied nicht. Er beleuchtete Pyramiden und Biwaks mit derselben Gleichgültigkeit. Denon schloss die Augen. Morgen würde er wieder zeichnen.

KAPITEL II: DIE FAHRT DEN NIL HINAUF

I - Dendera

Am 25. Dezember 1798 verließ die Expedition Desaix' Kairo in Richtung Süden. Dreitausend Soldaten, um Oberägypten zurückzuerobern. Denon war mit seinem Notizbuch mit von der Partie. Bonaparte, in Kairo geblieben, hatte Desaix am Vorabend der Abreise zu sich gerufen.

„Ihr Auftrag ist ein doppelter. Militärisch: Murad Bey vernichten. Wissenschaftlich: den Gelehrten die Erforschung Oberägyptens ermöglichen. Behandeln Sie sie als Mitarbeiter. Was sie mitbringen, ist ebenso viel wert wie Ihre Siege.“

Desaix war dreißig Jahre alt, praktisch veranlagt und hatte keinen besonderen Geschmack an Altertümern. Aber er besaß die Intelligenz, Befehle zu verstehen.

„Ich werde diese Männer schützen wie meine Soldaten. Aber warnen Sie sie: Murad Bey wird keine Ruhe geben. Monatelang, vielleicht bis Assuan. Die Gelehrten werden es ertragen müssen.“

Als Desaix gegangen war, hielt Bonaparte Denon einen Augenblick zurück. Er öffnete die Schublade seines Feldtisches und nahm ein gefaltetes Dokument heraus. Die vierseitige Liste, die er Denon vor Toulon gezeigt hatte, seither ergänzt.

„Das ist es, was zurückkehren muss. Was Frankreich verdient, von dieser Expedition mitzubringen.“

Denon überflog die ersten Zeilen. Kategorien, Beschreibungen: tragbare Obelisken, Fragmente von Basreliefs außergewöhnlicher Qualität, dokumentierte Papyri, königliche Skarabäen, Bronzen der Spätzeit, Mumien identifizierbarer Würdenträger. Jede Kategorie versehen mit einer Notiz über den geschätzten Wert und einem Bestimmungsort: Louvre, Nationalbibliothek, Institut.

„Wir haben in Italien dasselbe getan“, fuhr Bonaparte fort. „Monge und Berthollet kennen die Methode. Was sie mit ihren Formularen zurückbringen, geht in den Louvre. Was die Soldaten in ihren Säcken mitnehmen, kann ich nicht verhindern. Was Sie mit Ihren Notizbüchern dokumentieren, bleibt in anderer Form in Frankreich. Drei Ebenen. Drei verschiedene Legitimitäten.“

„Und wenn die Ebenen sich vermischen?“

„Sie vermischen sich immer. Darum muss die erste Ebene tadellos sein. Wenn die Kommission ihre Arbeit gewissenhaft macht, wird der Rest im Vergleich erträglich. Das ist die Logik aller staatlichen Erwerbungen seit der Renaissance. Frankreich plündert nicht. Es wählt aus, dokumentiert und bewahrt. Die Soldaten plündern. Der Unterschied ist real, auch wenn er unbequem ist.“

„Und wenn jemand ihn bestreitet?“

„Niemand wird ihn bestreiten, solange wir den Krieg gewinnen. Verlieren wir ihn, stellt sich die Debatte nicht in der gleichen Weise.“

Denon verstaute die Liste in seiner Tasche. Es war kein Plünderungsbefehl. Es war ein Auswahlbefehl. Die Nuance war real. Er hätte sich gewünscht, dass sie genügte. Er war sich dessen nicht sicher. Aber Bonaparte hatte bereits die Tür seines Arbeitszimmers geöffnet. Seine Zeit war knapp bemessen. Und Denon ging hinaus, ohne ausgesprochen zu haben, was er hatte sagen wollen.

Am Morgen des 25. Dezember nahm die Expedition auf dem westlichen Nilufer die Straße nach Süden. Die Luft war um diese Stunde noch kalt. Eine trockene Kälte, ohne Dunst, die Kälte Ägyptens, die der Sonne rasch weicht. Der Staub, den die Kolonnen aufwirbelten, war von weitem zu sehen. Die Artillerie rückte am Rand der bestellten Felder vor. Die Pferde der Kavallerie wieherten, als sie den Aufbruch spürten. Fellachen, die auf den flachen Dächern der Häuser standen, sahen die Kolonne vorüberziehen, ohne sich zu rühren.

Denon ritt neben Desaix.

„Diese Tempel, die man nur durch Pococke und Norden kennt. Ungefähre Beschreibungen, ungenaue Zeichnungen. Wir werden endlich eine strenge Dokumentation erstellen.“

„Ihr Elan gefällt mir. Aber sagen Sie mir Bescheid, wenn Sie sich von der Kolonne entfernen wollen. Murad Bey hat noch immer nicht aufgegeben.“

Denon nickte, ohne eine gewisse Resignation zu verbergen.

„Verstanden, General. Hastige Zeichnungen sind besser als Unwissenheit.“

Die Hitze stieg schon in der zweiten Stunde, trotz des Januars. Der grüne Streifen am Fluss war einige hundert Meter breit, dann begann die Wüste, unmittelbar und absolut. Die Soldaten marschierten schweigend, die Feldflasche in der Hand. Denon zeichnete im Gehen — rasche Skizzen, die Silhouetten von Dörfern, eine Palme, das Profil einer Kalksteinklippe — ohne stehen zu bleiben, ohne den Schritt zu verlieren. Die Mamelucken bedrängten sie und verschwanden, ohne je eine entscheidende Schlacht zu liefern. In der Nähe von Beni Hassan erkundete er Gräber, die in die den Nil überragende Kalksteinklippe gehauen waren, geschmückt mit Wandmalereien, die Szenen des Ringkampfes, der Jagd und des Alltagslebens darstellten.

Die Farben hielten. Ockerrot, Blau aus ägyptischer Fritte, Grün aus Malachit, Gelb aus Auripigment. Die Wüste hatte die Luft um sie herum getrocknet. Er dachte an die Gemälde von Paris, geschwärzt von den Firnissen, erloschen durch Jahrhunderte der Feuchtigkeit.

Er zeichnete mehrere dieser Szenen in den wenigen Stunden, die Desaix ihm gewährte, ehe der Marsch weiterging. Seine Skizzen entstanden schnell. Er hatte gelernt, das Wesentliche in zehn Minuten zu erfassen, die formale Strenge, die erzählerische Lebendigkeit.

So ging er von einem Hypogäum zum nächsten, während die Kolonne ihr Biwak aufschlug.

Denon beklagte sich nie. Er zeichnete im Gehen, er zeichnete während der Rasten, er zeichnete abends im Schein der Fackeln in den Militärzelten. Seine körperliche Ausdauer erstaunte die Offiziere, die seine Anwesenheit zunächst als Last betrachtet hatten.

„Ihr Gelehrter hält besser durch als meine Rekruten“, sagte Desaix eines Tages zu einem seiner Adjutanten und deutete auf Denon, der während einer Rast der Armee auf einem Felsen saß.

„Das liegt daran, dass er etwas zu tun hat“, antwortete der Adjutant. „Männer, die einen Grund haben, sich umzusehen, überleben besser als die anderen.“

Am 20. Januar sah Jomard als Erster Dendera. Der Tempel der Göttin Hathor erhob sich mitten in den bestellten Feldern, seine Masse von weitem sichtbar in der trockenen Luft Oberägyptens.

„Sehen Sie“, sagte Denon, der hinter ihm stehen geblieben war.

Desaix ordnete eine Rast an. Die Armee schlug ihr Lager im benachbarten Dorf Qena auf. Die Fellachen sahen von ihren Türschwällen aus zu, ohne näher zu kommen. Sie hatten schon andere Kolonnen vorüberziehen sehen. Diese führte Männer mit Messinstrumenten und Notizbüchern mit sich. Das war nicht beruhigender.

Jomard trat als Erster ein. An der Schwelle zählte er: vierundzwanzig Säulen, etwa fünfzehn Meter hoch, ihre Kapitelle mit dem Antlitz der Hathor blickten in die vier Himmelsrichtungen. Er nahm seinen Theodoliten aus dem Etui und legte ihn wieder hin. Wo sollte er beginnen? In seinen acht Monaten an der École hatte er stets gewusst, wo er beginnen musste. Hier folgte der Saal einer Logik, die das überstieg, was seine Instrumente mit einem einzigen Blick erfassen konnten. Zu groß. Zu stimmig. Man musste einen Ausgangspunkt wählen, und diese Wahl erschien

ihm plötzlich willkürlich, auf eine Weise, die er vor einer Pyramide oder einer einzelnen Säule nie empfunden hatte. Schließlich nahm er die nächstgelegene Säule ins Visier. Es war immerhin ein Anfang.

„Das ist außerordentlich“, murmelte Denon hinter ihm. „Die Feinheit dieser Gewandfalten.“

Jomard maß fünf Tage lang. Fünfzehn Meter pro Säule, die Fugen so fein, dass kaum eine Messerklinge hineinpasste. Die Decke mehr als fünfzehn Meter hoch. Die Wände voller Flachreliefs. Er notierte die Abmessungen, die Winkel, die Ausrichtungen. Denon zeichnete am anderen Ende des Saales, seine von Kohlestaub bedeckten Hände hielten fast nie inne.

„Wie haben sie das ohne unsere modernen Werkzeuge geschafft?“, fügte Jomard leise hinzu.

„Mit Zeit, Arbeitskräften und einer Organisation, die imstande war, über Jahrzehnte hinweg eine gleichbleibende Anstrengung aufrechtzuerhalten. Dieser Tempel brauchte Generationen, bis er errichtet war. Sie gaben das Vorhaben vom Vater an den Sohn weiter wie ein heiliges Erbe.“

„Die Ägypter kannten die Sterne besser, als wir sie heute noch kennen“, fügte Jomard hinzu und zeigte auf die Sternbilder, die in tiefem Blau auf dem ockerfarbenen Grund der Decke gemalt waren. „Dieses Gewölbe ist eine Karte des Nachthimmels des alten Ägypten.“

Am zweiten Tag bemerkte Jomard eine Einzelheit, die er nicht notierte. Er vertraute sie am Abend im Zelt seinem persönlichen Tagebuch an.

Drei Soldaten des vordersten Bataillons hatten den Nachmittag in den Seitenräumen des Tempels verbracht. Sie waren nicht im Dienst. Bei ihrer Rückkehr trug einer von ihnen eine Figur aus blauer Fayence in der Hand. Eine sitzende Katze mit spitzen Ohren und Augen, in die schwarzes Glas eingelegt war. Er zeigte sie seinen Kameraden. Sie lachten.

Jomard sah ihnen nach. Die Katze aus Fayence war zwei- oder dreitausend Jahre alt. Ein Handwerker, dessen Name nicht überdauert hatte, hatte sie als Votivgabe im Tempel niedergelegt, für ein Gebet, dessen Inhalt man längst vergessen hatte. In drei Jahren würde sie in Marseille sein. Die Kette war kurz. Sie hinterließ keine Spuren. Jomard dachte an die Schwerkraft: Leichte Dinge fallen stets nach unten. Hier war unten der Norden.

Am selben Tag war Costaz im großen Hof des Tempels am Werk. Er hatte am Morgen sechs Stücke nach den Kategorien aus Bonapartes Liste ausgewählt. Zwei Skarabäen, ein Goldamulett, eine Figur der Sachmet, allesamt den Kriterien der Liste entsprechend. Doch zwei Stücke ragten heraus. Eine Schreiberpalette aus Sykomorenholz, deren Schreibrohre noch in ihren Schilfrohrhülsen steckten. Da Holz fast nie überdauert hatte, war es ein überaus seltenes Stück. Und ein Kanopenkrug aus Alabaster mit unversehrtem Deckel in Gestalt eines Falkenkopfes, der Kebehsenuef darstellte, den Hüter der Eingeweide. Die sechs Stücke lagen aufgereiht auf dem Stein, nummeriert, etikettiert.

Jomard kam vom Eingang des Hofes näher. Costaz füllte sein Formular im Tageslicht aus, ohne Hast, ohne sich zu verstecken. Darin lag der ganze Unterschied zu dem, was die Soldaten taten: im Formular.

„Bürger Costaz“, sagte Jomard im Näherkommen. „Diese Stücke sind außergewöhnlich.“

„In der Tat. Die Schreiberpalette ist in der Dokumentation der jüngsten Expeditionen einzigartig. Die Schreibrohre sind unversehrt. Äußerst selten. Das Sykomorenholz hat überdauert, weil es in ein Leinen gewickelt war, das ich in einem seitlichen Fach der Nische gefunden habe. Zweitausendfünfhundert Jahre Aufbewahrung unter idealen Bedingungen.“

Er schrieb weiter, ohne den Blick zu heben. Die Handschrift war die eines Wissenschaftlers: präzise, abgekürzt, schmucklos.

„Der Kanopenkrug wird die Chemiker für die Analyse der Mumifizierungsharze interessieren“, fuhr er fort. „Ich habe ein Fragment der inneren Harzschicht entnommen. Die Nummer dieser Probe finden Sie unter der Referenz hundertvierzehn-B im Register der Kommission.“

Er trug die sechste Nummer in sein Formular ein, unterschrieb, riss den Abschnitt ab und reichte ihn Jomard.

„Verzeichnis der Kommission, Abteilung offizielle Erwerbungen. Falls Sie eine Kopie für Ihre eigene Akte wünschen.“

Jomard nahm das Papier. Er betrachtete es. Die Form war makellos. Er steckte es in seine eigene Tasche, ohne zu antworten.

Ein Mann aus dem Dorf kam, um Jomard bei seinen Messungen zuzusehen. Hassan, der Dolmetscher, blieb abseits. Der Mann sah einige Augenblicke zu und ging dann wieder. Diese Begegnung war kurz.

Am nächsten Tag kam der Mann wieder, setzte sich zwei Stunden lang an einen Pfeiler, ohne ein Wort zu sagen, und sah Jomard bei der Arbeit zu. Dann ging er wieder. Am übernächsten Tag brachte er etwas mit: einen kleinen Tontopf, gefüllt mit frischem Wasser. Er stellte ihn neben Jomards Instrumente.

Jomard trank. Das Wasser war kalt, leicht mineralisch. Er sagte danke auf Arabisch. Eines der wenigen Wörter, die er gelernt hatte. Durch Hassans Vermittlung wechselten sie einige Sätze.

Der Mann kannte die Namen der Säulen. Nicht die griechischen Namen, die die Gelehrten benutzten – Hathor, Nut, Isis –, sondern arabische Namen, die seit Generationen vom Vater auf den Sohn weitergegeben wurden. Die Säule an der nordöstlichen Ecke hieß im Dorf „die Säule, die bei der Flut blutet“, weil ein Riss im Kalkstein während der Nilfluten zuweilen ein rötliches, eisenhaltiges Wasser hervorsickern ließ. Die mittlere Säule hieß „die Säule der Stimme“, weil sie, wenn man sie in einer

bestimmten Höhe mit der flachen Hand anschlug, einen tiefen Ton hervorbrachte, der sich durch den ganzen Saal fortpflanzte. Jomard hielt die beiden Namen fest. Er wusste, dass sie nicht in *der Beschreibung* auftauchen würden. Sie hatten keinen messbaren Wert. Aber sie sagten etwas, was seine eigenen Messungen nicht sagten: dass dieser Tempel im Gedächtnis des Dorfes seit langer Zeit eine ununterbrochene Gegenwart besaß. Er war keine Ruine. Er war ein Nachbar.

Drei Tage später kehrte Denon allein zum Tempel zurück, mit einer Kerze und seinen Notizbüchern. Er wollte den Tierkreis der oberen Kapelle zeichnen.

Die Osiris-Kapelle lag auf dem Dach des Tempels. Ein kleiner Raum, über eine Außentreppe zugänglich. Die Decke war niedrig. Die Kerze warf ein orangefarbenes, unzureichendes Licht. Er legte sich auf den kalten Stein. Über ihm, in den Sandstein gemeißelt, die Himmelskarte. Eine kreisrunde Scheibe von zweieinhalb Metern Durchmesser. In der Mitte die zirkumpolaren Sternbilder. Der Große Bär in Gestalt eines Stiervorderbeins, eine Nilpferdgöttin, die eine Harpune schwang. Am Rand die zwölf Zeichen des griechischen Tierkreises, vermischt mit ägyptischer Ikonographie: der Widder, der Stier, aber auch der Wassermann, dargestellt als Hapi, der Gott der Überschwemmung, der zwei Krüge hielt, aus denen der Nil floss.

Diese Decke ließ sich nicht einfach so mitnehmen. Mehrere Tonnen Sandstein, in das Gewölbe eingelassen. Doch Denon hatte das Problem zwei Tage zuvor Hauptmann Coutelle vorgelegt, dem Anführer der Luftschiffer der Expedition, demjenigen, der bei Fleurus den Beobachtungsballon hatte aufsteigen lassen. Coutelle war der erfindungsreichste Ingenieur der Armee. Er war am Vortag gekommen, um sich den Tierkreis anzusehen, mit dem Blick eines Technikers und nicht mit dem eines Künstlers.

„Das ist machbar“, hatte er gesagt und die Fugen untersucht. „Nicht mit dem, was wir haben. Man bräuchte Sägen mit Zähnen aus gehärtetem Stahl, Schraubenwinden, gebrannten Kalk, ein

Hebeegerüst von zwanzig Metern. Mindestens sechs Wochen Arbeit mit zwanzig Mann. Und ein eigens für den Transport des Blocks eingerichtetes Schiff. Mehrere Tonnen, gewöhnliche Laderäume genügen nicht.“

„Würde das Ergebnis die Mühe lohnen?“

Coutelle hatte den Tierkreis erneut betrachtet, seine Augen wanderten über die Scheibe von Sternbild zu Sternbild.

„Es ist die vollständigste Darstellung des antiken Himmels, die ich je gesehen habe. Ja, es lohnt die Mühe. Aber nicht jetzt. Vielleicht in dreißig Jahren, wenn jemand mit Gerät und Zeit zurückkehrt.“

Denon hatte das Gespräch in einem Memorandum an den wissenschaftlichen Stab festgehalten. Das erste offizielle Dokument, das die Möglichkeit erwähnte, den Tierkreis von Dendera herauszulösen. Dieses Memorandum würde nach Kairo reisen, in einer Kiste schlummern und auf Mittel warten, die die Armee nicht hatte.

Er zeichnete zwei Stunden lang, auf dem Rücken liegend. Seine Kerze erlosch. Er zündete eine andere an. Als er wieder hinabstieg, brach die Nacht herein, und die Soldaten warteten schon seit einer Stunde ungeduldig.

„Haben Sie, was Sie wollten?“, fragte ihn ein Unterleutnant.

„Eine erste Zeichnung. Ungenau. Man bräuchte mehrere Männer für eine ernsthafte Aufnahme.“

Denon hatte beim wissenschaftlichen Stab die Entsendung von Ingenieuren erbeten, um seine Arbeit zu vervollständigen. Zwei junge Polytechniker, Jollois und Devilliers, würden drei Wochen nach ihm eintreffen, um die Aufnahme mit ihren Präzisionsinstrumenten abzuschließen.

Am zweiten Abend musste Jomard ein Problem mit der Requirierung von Rationen regeln. Er suchte Feldwebel Aubert, den Mann, der die Intendanz von Desaix' Bataillon verwaltete. Er

fand ihn in einem Zelt abseits des Hauptbiwaks, an einem kleinen Tisch sitzend, mit einer Laterne und einem Heft.

Aubert hielt eine in drei Spalten eingeteilte Liste: Gegenstand, Kompanie, Soldat. Die Zeilen standen eng. Jomard las von seinem Platz aus, ohne es sich anmerken zu lassen: „Figur aus blauem Stein, 2. Kompanie, Racine. Fragment eines Flachreliefs, 3. Kompanie, Duplessis. Skarabäus aus Fayence, 1. Kompanie, Marin. Bemalter Tontopf, 4. Kompanie, Lefèvre.“ Es waren mindestens zwanzig Zeilen.

Aubert blickte auf. Er schien nicht überrascht, beobachtet zu werden.

„Bürger Gelehrter. Kann ich etwas für Sie tun?“

„Ich suchte die zusätzlichen Rationen für die Vermessungstrupps. Es eilt nicht.“

Jomard stellte keine Fragen zu der Liste. Er wusste bereits, was sie war. Ein inoffizielles Inventar. Von niemandem angeordnet und von niemandem verboten, geführt von einem Unteroffizier, der begriffen hatte, dass in seinem Bataillon etwas im Umlauf war, und der beschlossen hatte, es zu wissen. Die Liste war keine disziplinarische Kontrolle. Sie war eine Vorsichtsmaßnahme. Sollte später jemand Fragen stellen, würde Aubert antworten können. Und wenn niemand Fragen stellte – was wahrscheinlicher war –, würde die Liste in seinem Heft bleiben, ein Dokument ohne Adressaten.

Er erledigte seine Angelegenheit mit den Rationen in drei Sätzen und ging wieder.

In der Nacht vor dem Aufbruch arbeitete Jomard nicht an seinen Messungen. Er machte sich an etwas anderes.

Er begann mit dem, was er sicher wusste. Die Liste des Feldwebels Aubert enthielt allein für die 2. Kompanie dreiundzwanzig Gegenstände in zwei Tagen. Vier Kompanien im Bataillon Desaix. Zwei Infanteriebataillone im Wechsel an der Stätte. Dazu

die Offiziere, die auf andere Weise entnahmen. Mit mehr Auswahl, geringerer Menge, aber Stücken von höherem Wert. Dazu Costaz' offizielle Erwerbungen. Sechs dokumentierte Stücke, andere vielleicht ohne förmliche Dokumentation.

Er stellte eine Schätzung an. Vorsichtig gerechnet: zwanzig Gegenstände pro Kompanie und Rasttag. Vier Kompanien. Fünf Tage. Zwei Bataillone. Ergebnis: mindestens achthundert Gegenstände allein für diesen einen Tempel. Rechnete man die Käufe bei den Händlern und das hinzu, was die Offiziere unauffällig sammelten, überschritt man die Tausend.

Tausend Gegenstände, die Dendera verließen. Er prüfte die Zahl. Dann sah er auf den Tempel, der im Dunkeln zweihundert Meter vom Biwak entfernt zu erkennen war. Der Tempel war riesig. Tausend Gegenstände waren ein Bruchteil dessen, was er noch enthielt. Aber die richtige Rechnung lautete: wie viele Rasten in wie vielen Tempeln, mal tausend.

Es gab mindestens zwölf große Stätten zwischen Dendera und Assuan. Er schrieb unten auf die Seite: „Geschätzte Gesamtzahl, ganzer Feldzug: Größenordnung zehntausend Gegenstände. Untere Grenze. Nicht überprüfbar.“

Dann hielt er bei dem inne, was er soeben geschrieben hatte. Zehntausend. Die Zahl wirkte abstrakt. Das war sie nicht. Sie entsprach zehntausend Gegenständen, die seit Jahrhunderten in einem ägyptischen Tempel oder Grab gelegen hatten und in sechs Monaten nicht mehr da sein würden.

Beim Beladen der Maultiere suchte er mit den Augen den Soldaten, der die Katze aus Fayence in der Hand getragen hatte. Er fand ihn unter den Hunderten von Gesichtern nicht wieder. Der Mann existierte. Die Katze existierte. Irgendwo in dieser Zahl von zehntausend.

Bevor er Dendera verließ, suchte Jomard Costaz auf.

Costaz überwachte gerade das Zunageln seiner Kisten. Er blickte auf.

„Bürger Costaz. Ich habe eine Schätzung des gesamten Entnahmevermögens für diesen Tempel angestellt.“

Er reichte ihm das Notizbuch, aufgeschlagen bei der Rechnung. Costaz las es. Er nahm sich die Zeit, die Annahmen zu prüfen, und rechnete im Kopf nach.

„Ihre untere Grenze ist vernünftig“, sagte er schließlich. „Bei den Offizieren leicht unterschätzt.“

„Finden Sie diese Zahl nicht problematisch?“

Costaz gab ihm das Notizbuch zurück.

„Ich finde diese Zahl zutreffend oder nahe an der Wirklichkeit. Problematisch für wen? Für die Kommission? Nein. Unsere Erwerbungen sind dokumentiert. Für die Armee? Das zu beurteilen ist Sache von Desaix. Für die Geschichte dieses Tempels? Gewiss. Aber die Geschichte dieses Tempels kennt Entnahmen seit den Römern und den Griechen. Wir sind nicht die Ersten. Und Ägypten hat alle früheren überstanden.“

„Das ist kein Grund.“

„Nein. Das ist kein Grund. Aber es ist ein Zusammenhang. Und in diesem Zusammenhang muss man feststellen, ob das, was wir tun, wir, die Kommission, vertretbar ist. Ich denke, ja. Für den Rest bin ich weder Polizist noch Richter.“

„Sie sind Mathematiker. Ein Mathematiker sagt nicht, eine Rechnung sei vertretbar. Er sagt, ob sie stimmt.“

„Und unsere Rechnungen stimmen“, erwiderte Costaz, ohne den Blick zu heben. „Archive, Beschreibungen, Gegenstände für den Louvre.“

„Das hat Bonaparte verlangt. Es ist nicht das, was ich verlangt hätte.“

Am fünften und letzten Tag gab Desaix das Zeichen zum Aufbruch. Jomard verstaute seinen Theodoliten. Denon riss seine Augen mit aufrichtigem Bedauern von der Decke los.

„Sollten wir je in Frieden in dieses Land zurückkehren“, sagte Jomard, „dann verdient dieser Tempel allein eine Studie von sechs Monaten.“

Sie würden nicht zurückkehren. Ihre Zeichnungen würden bleiben.

Die Straße nach Theben folgte zwei Tage lang dem Nil. Abends im Biwak begannen die Offiziere von den Tempeln zu sprechen, die sie sehen würden. Karnak. Luxor. Die Namen gingen um mit jener Erregung derer, die sich etwas nähern, das sie nie gesehen haben, von dem sie aber ihr Leben lang gehört haben.

II - Theben

Am Abend des 27. Januar schlug die Expedition ihr Lager gegenüber den Ruinen von Theben auf.

Jomard blieb am Ufer stehen und rührte sich nicht, den Blick auf die schwarzen Pylonen im Licht der untergehenden Sonne gerichtet, auf der anderen Seite des Nils.

Karnak übertraf alles, was sie sich vorgestellt hatten. Die Hypostylhalle des Amun-Re-Tempels: hundertvierunddreißig Säulen, die zwölf mittleren einundzwanzig Meter hoch. Er überschritt die Schwelle und blieb mehrere Minuten reglos stehen. Die Halle umfasste eine Fläche von etwa fünftausendzweihundert Quadratmetern und war damit einer der größten überdachten Räume der Antike.

„Mein Gott“, murmelte Denon. „Keine Beschreibung kann dem gerecht werden. Man muss hier sein, um es zu begreifen.“

In der Nacht nach seinem ersten Tag in Karnak setzte sich Jomard mit seiner Laterne in den Tempelhof und begann, die Zahlen zu ordnen. Die Halle war nicht groß, weil ein Pharao seine Macht hatte zeigen wollen. Sie war groß, weil sie eine Funktion hatte: eine Prozession zu beherbergen, eine Menge, ein Ritual. Jedes Maß entsprach einer akustischen, lichtbedingten,

liturgischen Notwendigkeit. Die Ägypter bauten nicht verschwenderisch. Sie bauten genau.

Er notierte: „Die Regelmäßigkeit der Proportionen in dieser Halle lässt auf ein Maßsystem schließen, das über mehrere Generationen mit absoluter Präzision überliefert wurde. Die Länge der Halle beträgt ungefähr das Doppelte der Breite. Der Abstand zwischen den mittleren Säulen entspricht ihrem Durchmesser. Diese Verhältnisse sind nicht zufällig.“

Draußen bellte irgendwo in der Wüste ein Schakal. Jomard hob den Blick. Die Sterne über den Säulen waren sehr hell.

Und plötzlich, als er sich mit seinem Theodoliten drehte, um das Azimut eines Referenzsterns zu notieren, begriff er etwas, das zu begreifen er nicht vorgehabt hatte. Die Erkenntnis kam nicht wie ein Beweis, der zu Ende geführt wird. Sie kam auf einen Schlag, im Körper vor dem Geist. Eine körperliche Gewissheit, beinahe ein Schwindel, wie wenn eine lange Rechnung bei einer runden Zahl endet und man schon vor der Überprüfung weiß, dass sie stimmt.

Die Hauptachse des Tempels – die Achse, die den Eingang mit dem innersten Heiligtum verband – war um sechsundzwanzig Grad südlich von Osten ausgerichtet. Er überprüfte die Rechnung zweimal. Sechsundzwanzig Grad. Diese Zahl stand seit dem Morgen in seinen Aufzeichnungen, mechanisch notiert wie eine Angabe unter anderen. Aber jetzt, in der Dunkelheit, mit den Sternen sichtbar über sich, wusste er, was diese Zahl bedeutete.

Es war das Azimut des Sonnenaufgangs zur Wintersonnenwende auf der Breite von Theben.

Er verharrte mehrere Sekunden reglos, diese Erkenntnis im Kopf. Er hielt ein Ergebnis in den Händen, das noch niemand so formuliert hatte, und er wollte sich vergewissern, dass es wirklich war, ehe er es niederschrieb.

Karnak war nicht nur ein Tempel. Es war ein astronomisches Instrument, so ausgerichtet, dass am Morgen des kürzesten Tages des Jahres das Licht der aufgehenden Sonne ins Heiligtum fiel und die Achse entlang bis zur großen Hypostylhalle wanderte. Der Bau besaß diese Präzision. Die Ägypter hatten sie berechnet. Sie hatten dementsprechend gebaut.

Fieberhaft schrieb er eine mehrseitige Notiz in sein Journal, in der er die Rechnung, die Messungen, den Schluss darlegte. Er würde diese Notiz gleich am nächsten Tag per Kurier an Fourier schicken. Fourier war der strengste Mathematiker der Kommission, er würde das überprüfen können. Fouriers Antwort würde drei Wochen später in zwei Zeilen eintreffen: „Ihre Rechnung ist richtig. Vermerken Sie sie für die *Beschreibung*.“

Um zwei Uhr morgens kehrte Jomard ins Lager zurück. Fünf Stunden waren vergangen, seit er sein Zelt verlassen hatte. Seine Hände zitterten leicht, als er die Blätter des Notizbuchs zusammenrollte. Nicht vor Kälte, sondern vor etwas, wofür er kein Wort hatte. Er war an Entdeckungen gewöhnt, die eine Hypothese bestätigen. In dieser Nacht hatte er etwas anderes erlebt: eine Hypothese, die aus der Entdeckung selbst entstand, ohne dass er sie gesucht hätte. Das war ihm nie zuvor widerfahren.

Denon widmete die folgenden Tage dem Durchstreifen des Komplexes von Karnak, zehn Stunden am Tag, im Wissen, dass ihm die Zeit knapp bemessen war. Die vierzig Meter hohen Pylone trugen Flachreliefs pharaonischer Schlachten. Die Obelisken aus rosa Granit ragten kerzengerade auf, Monolithen, die von Assuan herbeigeschafft worden waren, zweihundert Kilometer weiter südlich. Einer von ihnen, errichtet von der Pharaonin Hatschepsut aus der achtzehnten Dynastie, erhob sich zu einer Höhe von neunundzwanzig einhalb Metern. Seine Flächen waren mit senkrechten Kolumnen fein eingraviert Hieroglyphen bedeckt, unentzifferbar.

Alle sahen die Inschriften überall – Säulen, Mauern, Sarkophagen – und konnten nichts davon lesen. Die ganze Geschichte Ägyptens war da, stumm.

Im großen Hof von Karnak hatte sich Geoffroy Saint-Hilaire vor einem Register von Flachreliefs aufgebaut, die als Tribut dargebrachte Tiere zeigten. Löwe, Giraffe, Affen, Antilopen. Er kopierte die Arten mit der Genauigkeit des Naturforschers und vermerkte jene, die es in Ägypten nicht mehr gab. Jedes verschwundene Tier war eine Angabe über den Klimawandel seit der Antike. Was andere als Dekoration lasen, las er als Faunainventar.

„Dieser Löwe auf diesem Relief“, sagte er zu Jollois, der vorüberging, „hat einen anderen Schädel als der Löwe des subsaharischen Afrika. Flacheres Profil, längere Mähne. Entweder hat sich der Maler geirrt, oder die Löwen des alten Ägypten bildeten eine eigene Population. Ich neige zur zweiten Hypothese.“

Jollois betrachtete das Relief, betrachtete Geoffroy, nickte und ging weiter. Geoffroy brauchte keine Antwort. Er hatte seine Frage.

Später in der Nacht arbeitete Jomard an seinen Messungen von Karnak, als er ein Geräusch hörte.

Keine Kampfgeräusche. Arbeitsgeräusche. Dumpfe, regelmäßige Schläge, das Schaben von etwas Schwerem auf den Steinplatten. Er nahm seine Laterne.

In der Halle arbeiteten drei Soldaten im Schein zweier Fackeln. Sie hatten eine Nische ausgeräumt, die Statuenfragmente enthielt – Köpfe von Gottheiten, Hände, Büsten – und sortierten sie auf den Steinplatten: die, welche des Tragens wert waren, auf die eine Seite, die zu schweren auf die andere. Einer von ihnen hielt mit beiden Händen einen Falkenkopf aus schwarzem Granit, wahrscheinlich Horus, die Augen mit einer dunklen Masse eingelegt, die das Fackellicht nicht zu bestimmen erlaubte. Er drehte ihn um und versuchte, das Gewicht abzuschätzen.

Jomard blieb am Eingang der Halle stehen. Er hätte eingreifen können. Die Autorität eines Kommissionsmitglieds erlaubte ihm, nicht genehmigte Entnahmen zu untersagen. Er tat es nicht. Diese Soldaten waren drei. In Desaix' Bataillonen gab es zweitausend. Was ein Einzelner mit einer Laterne nicht aufhalten konnte, war es nicht wert, aus Prinzip versucht zu werden.

Am folgenden Tag machte Jollois im Hof im Norden des Komplexes eine Entdeckung. Zwischen den Trümmern verstreute Fragmente von Flachreliefs der zwölften Dynastie zeigten einen radikal anderen Stil: kleiner, intimer, die Gestalt des Königs weniger hieratisch und menschlicher. Das Gesicht eines dieser Könige trug einen Ausdruck der Erschöpfung, wie ihn kein Pharao der großen Dynastien auf seinen Denkmälern geduldet hätte.

„Dieses Flachrelief ist wohl die psychologisch treffendste Darstellung eines Pharaos, die ich je gesehen habe“, sagte Jollois zu Denon, der seit einer Stunde zeichnete. „Sehen Sie die Augen an. Da liegt Müdigkeit darin. Die Müdigkeit der Macht, nicht ihre Pracht.“

Denon hörte auf zu zeichnen. Jollois hatte recht. Dieses Gesicht blickte nicht in die Ewigkeit.

Nach drei Tagen in Karnak zog die Expedition nach Luxor weiter, drei Kilometer südlich. Tempel Amenophis' III. und Ramses' II. Die Sphingenallee, die die beiden Tempel verband, war unter Sand und den darauf errichteten Häusern des Dorfes begraben worden.

Denon skizzierte die große Kolonnade, die vom Eingangshof bis zum inneren Heiligtum führte. Vierzehn Papyrussäulen von neunzehn Metern Höhe, von einer formalen Eleganz, die vom ästhetischen Raffinement der achtzehnten Dynastie zeugte. Die Mauern trugen Flachreliefs der Opet-Prozession, bei der die Statue des Amun jedes Jahr auf einer Barke von Karnak nach Luxor gefahren wurde. Er kopierte die Szene über mehrere Seiten.

Andere Flachreliefs stellten auf dem Eingangspylon die Schlacht von Kadesch zwischen Ramses II. und den Hethitern dar. Sechzig Meter Länge, vom Boden bis zu zehn Metern Höhe mit bemerkenswert dynamisch gestalteten Szenen bedeckt. Dieses Relief erzählte von einer Schlacht mit umstrittenem Ausgang. Ramses war beinahe eingekreist worden, ehe er sich befreite. Doch der Pylon von Luxor zeigte nur den Triumph. So funktionierte die pharaonische Propaganda: die offizielle Version in Stein zu meißeln, in einer Höhe, in der niemand die Tatsachen berichtigen konnte.

Vor dem Pylon erhoben sich zwei Obeliskten. Genau jene, von denen Mehmed Ali 1830 einen Frankreich zum Geschenk machen würde. Dieser würde 1833 auf einem eigens dafür entworfenen Schiff bis nach Paris gelangen und 1836 auf der Place de la Concorde aufgerichtet werden. Denon betrachtete ihn 1799, ohne zu wissen, dass er dort enden würde. Er notierte seine Maße, seine Inschriften, die Kartuschen, die sich auf den vier Seiten wiederholten.

Desaix kam an einem Nachmittag vorbei, um die Obeliskten zu sehen. Er hob den Blick zur Spitze des ersten, fünfundzwanzig Meter über ihm, dann zu Denon, der daneben zeichnete.

„Diese senkrechten Säulen, könnte man die mitnehmen?“

„Das sind Obeliskten. Aus Granit. Etwa zweihundertdreißig Tonnen jeder.“

„Mit dem Fluss darunter und Hebeln haben die Ägypter es ja auch geschafft.“

„Vor dreitausend Jahren. Und sie haben sie mit der Flut von Süden nach Norden hinabgeschafft. Um sie nach Frankreich hinaufzubringen, müsste man sie auf ein eigens gebautes Schiff laden. Nichts, was wir im Mittelmeer haben, kann das leisten.“

Desaix betrachtete den Obeliskten noch einmal.

„Jemand wird einen Weg finden. Aber nicht gleich.“

Er ging zu seinem Stab zurück.

In den Seitenräumen des Tempels von Luxor, wo die Plünderer schon vor ihnen gearbeitet hatten, fand Denon, was die eiligen Ausgräber zurückgelassen hatten: Fragmente von Bronzestatuetten, Füße, Hände, ein vollständiges Gesicht des Osiris aus vergoldeter Bronze von fünfzehn Zentimetern. Das Gesicht hatte die für die Bronzen der Spätzeit charakteristische Gelassenheit. Leicht schräge Mandelaugen, ein schmaler Mund, ein geflochter falscher Bart. Das Metall war im Wachs ausschmelzverfahren gegossen und dann mit dem Meißel überarbeitet worden. Die Augenbrauen und die Augenkonturen waren mit feinem Gold eingelegt, die Pupillen aus schwarzem Glas.

Bronzen dieser Art waren seit dem siebten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung in Serie hergestellt worden. Tausende von Votivfiguren, von Gläubigen in den Tempeln niedergelegt im Austausch für göttlichen Schutz. Diese Objekte hatten nie einem Einzelnen gehört: Sie waren Gaben an den Gott, Eigentum des Tempels. Als die Plünderer die Magazine geleert hatten, hatten sie das Erbe des Amun genommen, nicht das eines Menschen. Dieser Umstand vereinfachte das Eigentumsproblem nicht. Er verkomplizierte es. Ein Gott konnte nichts zurückfordern.

Denon hob das Gesicht des Osiris auf und drehte es um. Auf der Rückseite eine mit dem Meißel eingravierte Zeile Hieroglyphen, der Name des Stifters, wahrscheinlich. Er kopierte die Zeichen. Dann verstaute er das Stück in seiner Tasche. Dabei dachte er an Bonapartes Liste. Das Gesicht des Osiris aus vergoldeter Bronze war zweifellos ein Stück allerersten Ranges. Er hätte es Berthollet oder Monge melden müssen, damit es in die offiziellen Sammlungen aufgenommen würde. Er tat es nicht. Die Grenze zwischen dem, was er für die Kommission entnahm, und dem, was er für sich selbst entnahm, hatte sich seit Dendera allmählich verwischt. Etwa dreißig Einträge in seinem persönlichen Inventar. Ebenso viele Objekte, die sechs Monate zuvor im Bestand des europäischen Kulturguts noch nicht existiert hatten.

Das war nicht dasselbe wie Stehlen. Davon war er beinahe überzeugt.

An diesem Abend blieb Jomard noch eine Stunde vor der Fassade des Tempels. Dieser Tempel war über zweitausend Jahre hinweg gebaut worden, jeder Pharaο hatte einen Pylon, eine Allee, eine Halle hinzugefügt. Zweitausend Jahre ununterbrochenen Bauens, ohne Stilbruch, ohne dass das Vorhaben je infrage gestellt worden wäre. Ägypten hatte etwas vollbracht, was Europa nie gelöst hatte: die Weitergabe eines architektonischen Vorhabens über Generationen, ohne dass jemand sein Ende beschloss.

Und nun trugen Soldaten Stücke dieses Vorhabens in ihren Säcken davon. Nicht um zu zerstören. Sie waren keine Vandalen aus Vorsatz. Aber das Ergebnis war dasselbe. Die Fragmente, die nach Paris gingen oder in die Privatsammlungen der Offiziere, gehörten nicht mehr zu diesem kohärenten System. Sie wurden zu isolierten Objekten, zu Kuriositäten, zu Andenken.

Jomard notierte, ehe er zurückging: „Karnak ist ein System. Jedes Element hat seinen Platz im Ganzen. Ein Element zu versetzen zerstört Karnak nicht, aber es zerstört dieses Element als Teil des Systems. Es wird anderswo etwas anderes sein – ein Objekt, ein Sammlungsstück – und nicht mehr hier etwas Bestimmtes.“

Als Denon an diesem Abend Luxor verließ, bemerkte er einen alten Mann, der am Eingang des Tempels saß. Er trug eine weiße Galabija und sah den Soldaten zu, die Blöcke im Hof forttrugen. Er wirkte nicht zornig. Es war das Gesicht eines Menschen, der etwas betrachtet, das er schon gesehen hat.

Denon blieb stehen. Hassan sprach den Mann an. Sie wechselten einige Worte.

„Er sagt, sein Vater sei Wächter dieses Tempels gewesen. Und sein Großvater. Und sein Urgroßvater. Er weiß nicht, wie viele Generationen. Er sagt, die Osmanen seien gekommen. Die

Mamelucken seien gekommen. Jetzt seien die Franzosen da. Jedes Mal nähmen sie Steine.“

Denon bat Hassan, eine Antwort zu übersetzen: dass die Franzosen gekommen seien, um zu forschen, nicht um zu zerstören. Hassan übersetzte. Der Mann entgegnete, auch die Osmanen hätten gesagt, sie kämen aus anderen Gründen. Sie hätten trotzdem genommen.

Denon hatte nichts zu erwidern. Er zeichnete den Mann von hinten. Die weiße Galabija, der Granitblock, die Soldaten im Hof hinter ihm.

Was Denon hinter der Szene nicht sah, war das, was Hassan nach den offiziellen Arbeitsstunden tat.

Hassan war der offizielle Dolmetscher der Kommission. Ein Ägypter aus Kairo, der begriffen hatte, dass ihm seine Stellung einen privilegierten Zugang zu beiden Welten verschaffte. Er übersetzte die Fragen der Gelehrten an die Fellachen. Was er nicht systematisch übersetzte, war, was die Fellachen untereinander darüber sagten, was die Gelehrten wirklich wollten.

Jomard hatte es nach der ersten Woche verstanden. Hassan war ein eigennütziger Vermittler, der die Einkäufe der Gelehrten bei den einheimischen Händlern erleichterte und eine Provision nahm. Jomard schätzte sie auf fünfzehn Prozent. Weder die Verkäufer noch die Käufer wussten, dass sie an den beiden Enden einer Kette standen, deren zentrales Glied Hassan war.

In einer Nacht in Karnak stand Jomard auf und folgte Hassan in einigem Abstand. Dieser durchquerte das Hauptbiwak in Richtung des Bereichs, in dem die höheren Offiziere untergebracht waren, blieb vor einem Zelt stehen und wechselte mit gedämpfter Stimme einige Worte mit einem Diener. Dieser ging ins Zelt zurück und kam mit zwei Offizieren wieder heraus, einem Oberst und einem Stabshauptmann. Hassan öffnete einen Leinensack. Im Schein einer Öllampe breitete er auf einem gefalteten Teppich vier Objekte aus. Schöner als das, was er tagsüber

den Unteroffizieren zeigte. Ein königlicher Skarabäus aus Lapislazuli, selten und schwer. Eine Schale aus durchscheinendem Alabaster. Eine Statuette des Ptah aus blauer Fayence von zehn Zentimetern. Ein Amulett aus massivem Gold, das die sitzende Bastet darstellte.

Die Offiziere prüften die Stücke. Der Oberst feilschte. Hassan gab beim Preis mit einer Leichtigkeit nach, die zeigte, dass er die Marge von Anfang an einkalkuliert hatte. Die vier Stücke wechselten den Besitzer. Hassan steckte das Geld ein, ohne zu zählen. Jomard kehrte ins Lager zurück, ohne gesehen worden zu sein. Am Morgen stellte er Hassan direkt zur Rede, ohne Umschweife. „Ich habe es gesehen“, sagte Jomard. „Den nächtlichen Handel mit den Offizieren.“

Hassan nickte ohne Verlegenheit.

„Woher stammen diese Stücke?“

„Von einem Mann aus Gurna, der in der Nacht den Nil überquert hat. Er kennt Gräber, die die Franzosen noch immer nicht besucht haben. Er verkauft seit Jahren, was er findet.“

„Und die Provision, die Sie nehmen?“

„Zehn Prozent auf den Verkaufspreis. Die Offiziere zahlen mehr als die Soldaten. Die Stabsoffiziere zahlen mehr als die Linienoffiziere. Das ist logisch.“

„Und auf das, was Sie den Gelehrten tagsüber verkaufen?“

„Fünfzehn Prozent. Die Menge gleicht den Preis aus. Ich erleichtere Geschäfte zwischen Leuten, die verkaufen wollen, und Leuten, die kaufen wollen. Die Plünderung, die hat vor mir begonnen, und sie wird nach mir weitergehen. Ich grabe keine Gräber auf. Ich schlage keine Mauern ein. Ich übersetze Preise.“

Hassan entfernte sich. Er hatte gesagt, was er zu sagen hatte. Die Wahrheit war einfach: Er stammte aus Kairo, war der Sohn eines Kopisten am Religionsgericht, des Arabischen kundig und des Französischen hinreichend mächtig, um für diese Männer zu

arbeiten. Er hatte diese Arbeit angenommen, weil sie gut bezahlt wurde und weil die Franzosen nie lange blieben. Die Armeen zogen vorüber. Die Tempel blieben.

Was Hassan Jomard nicht gesagt hatte, war, dass er zwei Tage zuvor allein im Morgengrauen in die große Halle des Tempels von Karnak getreten war, ehe die Gelehrten aufstanden.

Er hatte Karnak vor dieser Expedition nie gesehen. Seine Vorfahren hatten das alles nicht gebaut. Er besaß für diese Hieroglyphen nicht mehr Schlüssel als Denon. Aber niemand verlangte von ihm, sie zu entziffern. Man verlangte von ihm, die Preise zu übersetzen.

III - Das Tal der Könige

Am 30. Januar war Jomard der Erste, der den Nil zum Westufer überquerte. Er hatte darum gebeten, vor Tagesanbruch aufbrechen zu dürfen, um den Ort für sich allein zu haben, ehe die Armee in Bewegung geriet.

Die thebanische Nekropole erstreckte sich über mehrere Kilometer in der gebirgigen Wüste. Jomard kannte sie aus den Berichten von Pococke und Norden, doch diese Schilderungen hatten sein Kartographenauge nicht auf die Wirklichkeit des Geländes vorbereitet: ein in die Felswand gegrabenes Kalksteintal, fünf Kilometer vom Fluss entfernt, in dem jede Öffnung im Fels einen Grabeingang markierte. Dutzende sichtbarer Öffnungen. Gewiss noch weitere unter dem Sand.

Er kletterte auf einen Felsvorsprung, der den Eingang des Tals beherrschte. Von dort sah er alles: die Öffnungen der Gräber in der Felswand, die Wege der Steinbrecher, die Spuren der antiken menschlichen Ausbeutung dieses Gesteins. Die Pharaonen hatten auf Pyramiden verzichtet zugunsten von hier ausgehobenen Gräbern, angeblich unauffälligeren. Die Plünderer hatten sie trotzdem gefunden. Fast alle waren schon in der Antike geleert worden. Jomard maß, was niemand hatte stehlen können.

Er wandte an, was er die „Geländetriangulation“ nannte.

Von einem zentralen Punkt aus nacheinander alle identifizierbaren Bezugspunkte mit dem Theodoliten anvisieren, die Winkel notieren, die Entfernungen anhand der am Boden gemessenen Basis berechnen. An jenem Morgen arbeitete er vom Morgengrauen an ohne Unterbrechung. Gegen sieben Uhr kam ein Soldat zu ihm und brachte seine Ration. Jomard dankte ihm. Jollois arbeitete anders. Wo Jomard nach Winkeln und Entfernungen suchte, suchte Jollois nach Verhältnissen. Danach, was die eine Abmessung über die andere sagte, was ein Größenverhältnis über die Absicht verriet. Seine Notizbücher hatten nicht die Zahlenkolonnen Jomards. Sie enthielten kommentierte Skizzen, in Brüchen ausgedrückte Proportionen, Vergleiche zwischen einzelnen Stätten. Zwei Ingenieure, an derselben Schule ausgebildet, die dieselben Steine mit verschiedenen Augen betrachteten.

Was Jomard von seinem Felsvorsprung aus nicht sah, war das, was die Führer von Gurna taten, nachdem sie die beiden in die Gräber geleitet hatten.

Die Fellachen von Gurna kannten jeden Eingang zum Tal der Könige seit Generationen. Ihr Dorf war auf den Gräbern selbst gebaut. Die Häuser ruhten auf Grabkammern, die Kinder wuchsen über den Verstorbenen der Dynastien auf. Sie hatten die Gräber seit Jahrhunderten unauffällig ausgebeutet und an Händler aus Kairo und an die wenigen europäischen Reisenden verkauft, die es wagten, bis hierher vorzudringen. Der Handel war bescheiden, stetig, im Gleichgewicht gehalten durch das Risiko, die Aufmerksamkeit der osmanischen Behörden auf sich zu ziehen.

Die Ankunft der Franzosen veränderte dieses Gleichgewicht.

Die Gelehrten wollten alles sehen, und zwar sofort. Sie verlangten Führer zu Gräbern, die sie allein niemals gefunden hätten. Indem sie Denon und Jollois führten, enthüllten die Männer von Gurna Eingänge, die sie den Behörden bislang wohlweislich verschwiegen hatten. Nach dem Besuch der Franzosen waren die Gräber „entdeckt“, bekannt, kartiert. Die Verschwiegenheit, die

die Plünderer jahrhundertlang gewahrt hatten, verschwand binnen weniger Tage.

„Wir schaffen unseren eigenen Markt“, sagte Jollois. „Indem wir mit einer Armee und mit Notizbüchern hierherkommen, beschleunigen wir die Plünderung, die wir bei unserer Ankunft vorfinden, erheblich.“

„Wir sind es nicht, die plündern“, sagte Denon.

„Nein. Wir sind es nicht. Aber wir schaffen die Bedingungen dafür, dass es zehnmal schneller geschieht.“

Denon und Jollois stiegen mit den Führern in die Gräber hinab. Der Gang fiel steil ab, so eng, dass man stellenweise kriechen musste, die Ellbogen im Kalkstaub. Die Fackel warf bewegliche Schatten auf den behauenen Fels. Die Luft wurde kälter, dann schwerer, dann reglos. Eine Luft, die sich seit Jahrhunderten nicht gerührt hatte und dem Eindringen Widerstand zu leisten schien. Sie gelangten in eine Vorkammer, deren Wände mit Malereien von verblüffender Frische bedeckt waren.

Jollois ahnte die Szenen, die man später das Amduat und das Pfortenbuch nennen würde. Er hatte vor der Abreise Kircher gelesen. Jede Stunde der Nacht entsprach einer Prüfung, jede Prüfung einem Wächtergott. Er zeichnete, ohne zu verstehen. Er notierte die Entsprechungen am Rand seiner Messungen.

„Diese Malereien sind großartig, und ich verstehe sie nicht“, sagte Jollois und stellte seine Lampe ab. „Anubis mit dem Schalkskopf, den erkenne ich. Isis mit ausgebreiteten Flügeln. Aber der Rest, diese rituellen Gesten, diese Symbole, das ist eine Enzyklopädie, zu der uns der Schlüssel fehlt.“

Sie besichtigten sieben Gräber in zwei Tagen. Das eindrucksvollste war das Ramses' III., das Bruce dreißig Jahre zuvor besucht hatte: lange Korridore, die tief in die Erde hinabführten. Jeder Saal entsprach einer Stunde der nächtlichen Reise der Sonne im Jenseits. Der Baumeister hatte den Raum wie einen Totenkalender gedacht.

Die Malereien dieses Grabes ließen Denon stocken. Er hatte die Fresken der Sixtina gesehen, die Raffaels Italiens. Diese Malereien standen ihnen nicht nach. Sie waren anders. Eine lineare Eleganz, eine Sicherheit des Strichs, ein Farbspektrum aus sechs Farben, das den Eindruck von allem erzeugte.

„Diese Malereien kommen den schönsten Fresken, die wir in Europa gesehen haben, gleich oder übertreffen sie“, sagte Jollois. „Und der Strich ist sicherer als vieles von dem, was man in Paris aufhängt.“

Die Grabkammer barg noch den Sarkophag aus rotem Granit, mit religiösen Szenen verziert. Zu schwer für die antiken Plünderer.

„Die Präzision der Hieroglyphen“, sagte Denon, ohne den Sarkophag aus den Augen zu lassen. „Jedes Zeichen geschnitten wie von einem Juwelier. Sie wussten, dass es der letzte Gegenstand sein würde, den der Tote vor der Ewigkeit sah.“

„Diese Ägypter hatten eine Vorstellung vom Tod von wirklicher Komplexität. Der Tod war kein Ende, sondern eine Reise, eine Folge von Prüfungen. Das ist eine Theologie, so ausgefeilt wie jede europäische Theologie.“

„Was wir jetzt nicht verstehen“, antwortete Jollois, „werden andere später verstehen. Unsere Kopien werden dann wertvolle Dokumente sein, um die Entzifferungen zu überprüfen.“

Im dritten Grab des Tages, einer bescheidenen Kammer, vermutlich die eines Beamten mittleren Ranges, fand Denon auf dem Boden eine teilweise aufgerollte Papyrusrolle. Die Plünderer hatten sie liegen lassen: kein Gold, kein unmittelbarer Marktwert. Er hob sie vorsichtig auf. Der Papyrus war trocken, an den Rändern brüchig, aber der Kern der Rolle hatte gehalten. Er entfaltete ihn auf seinem Knie.

Das Dokument war vierzig Zentimeter hoch und mehr als zwei Meter lang. Es war mit Kolonnen schwarzer Hieroglyphen bedeckt, dazu Bildfelder in roter und ockerfarbener Tinte: eine

Waage, deren eine Schale eine Feder und die andere ein menschliches Herz trug; ein vor zweiundvierzig Richtern knieender Mann; Anubis mit dem Schakalskopf, der ein Was-Zepter hielt. Es war das, was man später das hundertfünfundzwanzigste Kapitel des Totenbuchs nennen würde. Die Psychostasie, das Gericht über die Seele.

Keiner von beiden konnte diesen Text lesen. Denon erkannte jedoch die Bildfelder. Er hatte ähnliche Szenen in anderen Gräbern gesehen. Er rollte den Papyrus sorgfältig zusammen und wickelte ihn in das Leinen seines Taschentuchs. In Paris würde Marcel ihn studieren. Dazu war dieser Papyrus nicht geschaffen worden. Aber das war es, was ihm widerfuhr.

Im vierten Grab des Tages fand Denon einen zweiten Papyrus. Dieser war größer als der erste. Er beugte sich vor, um ihn zu nehmen.

Der Begleitsoldat war vor ihm da. Nicht ganz vor ihm. Sie hatten den Papyrus gleichzeitig gesehen. Aber der Soldat hatte einen Schritt getan, während Denon noch rechnete. Der Soldat hatte die Hand darauf. Sie sahen einander eine Sekunde lang an. Dann nahm Denon dem Soldaten den Papyrus aus den Händen. Nicht ruckartig. Aber auch ohne Zögern. Er sagte: „Kommission der Künste.“ Der Soldat ließ los. Er hatte dem nicht wirklich etwas entgegenzusetzen.

Die Kommission der Künste war eine legitime Autorität. Er hatte das Recht, wissenschaftliche Dokumente zu entnehmen. Das war etwas anderes als das, was der Soldat vorgehabt hatte.

Der Soldat hatte die Kammer verlassen. Denon blieb allein mit seiner Fackel und der leeren Nische. Was er getan hatte, war legal. Was er getan hatte, war schnell gewesen, entschlossen, ohne Rücksprache. Was er getan hatte, entsprach derselben Geste wie der des Soldaten. Die nach einem fremden Gegenstand ausgestreckte Hand, die augenblickliche Berechnung des Wertes, der Zugriff. Der einzige Unterschied war der Name, den man dieser Geste gab, je nachdem, wer sie ausführte. Denon wusste, was er

soeben getan hatte, nicht die Geste, die Geste war schon seit mehreren Sekunden getan, sondern was die Geste bedeutete: eine Autorität für sich zu beanspruchen, die es ihm erlaubte, vor dem Soldaten zuzugreifen. Und das Ergebnis war dasselbe. Er verließ die Kammer, ohne sich umzudrehen. In seinem persönlichen Tagebuch vermerkte er in einer Zeile: „Papyrus vor dem Soldaten genommen.“

Der Soldat verließ die Kammer seinerseits nicht mit leeren Händen. Er kehrte zurück und hob auf, was Denon liegen gelassen hatte: drei zerbrochene Fayence-Amulette auf dem Boden, ein Fragment vergoldeter Kartonage, einen bemalten Kalksteinsplitter mit einem gut erkennbaren Udjat-Auge. Gegenstände zweiten Ranges, die Denon seiner Tasche nicht für würdig befunden hatte. Der Soldat hielt sie für sich selbst für würdig. Beide hatten eine Auswahl getroffen. Nur die Kriterien unterschieden sich.

Am Mittag stieg Jomard von seinem Felsvorsprung herab und stieß wieder zu Denon.

„Ihr Grab liegt hundertzweiunddreißig Meter östlich des Punktes, den ich als Gipfel der Felswand gemessen habe.“

„Und ist das nützlich?“, fragte Denon, der sich die von Kalkstaub bedeckten Hände abwischte.

„Wenn jemand dieses Tal einmal systematisch durchforschen will, wird meine Karte ihm sagen, wo er beginnen soll. Im Augenblick weiß niemand, wie viele Gräber noch unter dem Sand verborgen sind. Meine Messungen werden ihm sagen, wo er graben soll.“

Er sah auf die Zahlenkolonnen in Jomards Notizbuch, ohne die Berechnungen zu verstehen.

„Sie denken schon an die, die nach uns kommen.“

„Ich denke von Anfang an an sie. Wir können nicht alles tun. Aber wir können dafür sorgen, dass die, die nach uns kommen, dort wieder ansetzen können, wo wir aufhören.“

Zurück im Lager dachte Jomard darüber nach, was zwei Tage im Tal der Könige ihn gelehrt hatten. Nicht über die Gräber. Über die Plünderung.

Er hatte, seit er im Tal angekommen war, vier verschiedene Logiken gleichzeitig am Werk gesehen: die Führer von Gurna, die die von den Gelehrten enthüllten Gräber ausbeuteten und unter dem Einfluss der neuen Nachfrage einen alten Handel beschleunigten; die Soldaten, die auflasen, was sie tragen konnten, ohne Organisation, ohne Kriterium; die Offiziere, die mit Diskretion und sauberem Geld kauften; die Kommissare, die mit Autorität, Methode und Dokumentation entnahmen. Und er selbst mit seinen Messungen. Und Denon mit seinen Notizbüchern und seinen Taschen.

Die vier Arten brachten dasselbe Ergebnis hervor: Gegenstände, die in Ägypten gewesen waren, waren es nicht mehr. Was ihn beunruhigte, war nicht die Menge. Es war das Fehlen einer klaren Trennlinie zwischen dem, was legitim war, und dem, was es nicht war. Die Kommission besaß eine offizielle Befugnis, wissenschaftliche Exemplare zu sammeln. Aber diese Befugnis hatte keine genaue Definition. Sie sagte nicht: Dies dürft ihr nehmen, jenes nicht. Sie sagte nur: Ihr seid um der Wissenschaft willen hier. Die Wissenschaft entschied.

Er schrieb in sein Tagebuch: „Der Unterschied zwischen Sammeln und Plündern ist ein Unterschied des Bestimmungsorts, nicht der Tat. Wir sammeln für Paris. Sie plündern für sich selbst. Das Tal der Könige macht keinen Unterschied.“ Er legte das Tagebuch beiseite. Das war keine Schlussfolgerung, die er mit anderen teilen wollte.

In der Ebene, am Fuß der Felswand, blieb Desaix vor dem umgestürzten Koloss Ramses' II. stehen. Das heitere Gesicht blickte zum Himmel. Die Brust trug Inschriften, die seine Titel verkündeten. Herr des Universums, Herr der beiden Länder.

„Dieser Ramses gebot über Zehntausende von Männern“, sagte Desaix und betrachtete den gestürzten Koloss. „Er errichtete Denkmäler für die Ewigkeit. Und jetzt liegt er da im Sand, mit abgeschlagener Nase.“

Jollois legte seine Messkette nieder und betrachtete die Statue mit dem Blick eines Ingenieurs.

„Der Granit stammt aus Assuan, zweihundert Kilometer weiter südlich. Man hat den rohen Block gebrochen, ihn während der Flut nach Theben geflößt und dann hier bearbeitet. Der Berg ist zum Tempel gekommen, nicht umgekehrt.“

Vor Tagesanbruch des nächsten Tages warteten Jomard und Denon vor den Memnonskolossen darauf, dass die Sonne aufging. Die ersten Strahlen berührten den Stein. Nichts geschah. Der Koloss sang seit fast sechzehn Jahrhunderten nicht mehr. Sie sahen einander an.

„Die Statue singt nicht mehr“, fügte Jomard hinzu. „Man sagt, sie sei verstummt, als ein römischer Kaiser sie ausbessern ließ. Wahrscheinlich brachte der Stein, der sich unter der plötzlichen Morgenwärme ausdehnte, seine Risse zum Schwingen. Ein rein physikalisches Phänomen.“

„Gewiss. Aber stellen Sie sich vor, was die Pilger der Antike empfanden, wenn sie das hörten, ohne Ihre thermische Erklärung. Für sie sprach die Statue wirklich. Dieser Glaube hatte eine religiöse Kraft, die Ihre Erklärung, so zutreffend sie sein mag, nicht ersetzen kann.“

Desaix kam am frühen Vormittag bei den Kolossen vorbei, hob den Blick zu den unbewegten Gesichtern und ging wieder.

„Beeindruckend. Aber die Mamelucken beschäftigen uns im Augenblick mehr. Kommen Sie nach, wenn Sie fertig sind.“

Jomard war nach Desaix' Weggang vor den Memnonskolossen geblieben. Er betrachtete die achtzehn Meter Quarzit, die in der Ebene saßen, ohne Tempel ringsum, ohne erkennbaren architektonischen Zusammenhang. Was die Soldaten und die Händler

von Gurna nicht mitnehmen konnten, war dies. Ein achtzehn Meter hoher Koloss, aufrecht in der thebanischen Ebene, auf fünf Kilometer sichtbar, mitten im Nichts. Es war eine räumliche Tatsache, die niemand versetzen konnte. Die Statue hatte nur dort Sinn, in dieser besonderen Landschaft.

Die tragbaren Gegenstände lösten diese Bindung in dem Augenblick, in dem man sie nahm. Ein *Uschebti* aus Fayence in einem Grab des Tals der Könige war an seinem Platz. Er war angefertigt worden, um dort zu sein, um diesen bestimmten Toten auf dieser bestimmten Reise zu begleiten.

Dann verstaute er sein Notizbuch, nahm seine Instrumente und stieg wieder zum Lager hinab. Die Kolosse blieben hinter ihm zurück, unwandelbar, in ihrer Ebene. Das war ihr Vorteil gegenüber allen Gegenständen, die man davontrug. Sie konnten nicht fortgehen. Und weil sie nicht fortgehen konnten, blieben sie, was sie immer gewesen waren.

IV - Assuan

Am 2. Februar befahl Desaix die Wiederaufnahme des Marsches. Theben blieb hinter ihnen zurück, die Pylonen waren noch eine Stunde nach dem Aufbruch zu sehen.

Die Kolonne zog weiter nach Assuan, zweihundert Kilometer im Süden. Die Landschaft verengte sich: der grüne Streifen am Nil, dann die unmittelbare Wüste, die felsigen Hügel, die dem Fluss immer näher rückten. Die Fellachendörfer lagen weiter auseinander. Das Tal wurde schmaler.

Je weiter man nach Süden vordrang, desto mehr veränderte sich die Bevölkerung. Die dunkelhäutigeren Nubier ersetzten allmählich die arabischen Fellachen. Die Kulturen ebenfalls. Die Durra, eine afrikanische Hirse, verdrängte den Weizen. Die Häuser wurden niedriger, aus Lehmziegeln gebaut, ihre Fassaden ohne Fenster. Die französische Armee durchquerte eine Region, die seit langem kein Europäer erreicht hatte.

Die Dorfbewohner sahen der Kolonne von den flachen Dächern aus beim Vorbeiziehen zu. Sie flohen nicht. Sie beobachteten. Jollois notierte diesen Unterschied in seinem Notizbuch. Die Fellachen Oberägyptens hatten seit Jahrhunderten gelernt abzuwarten, bis die Armeen vorüberzogen. Sie wussten, was Widerstand kostete und was Zusammenarbeit wert war. Sie boten weder das eine noch das andere. Sie warteten.

Die Kolonne führte von Anfang an Gegenstände mit sich. Jollois hatte es nach und nach begriffen, als er die Lasttiere beobachtete. Bei der Abreise aus Theben trugen die Maultiere die Rationen, die Lagerausrüstung, die Munitionskisten. Einige Tage später trugen dieselben Maultiere zusätzliche Lasten. Leinensäcke, improvisierte Holzkisten, als Überlast festgebunden. Die Soldaten hatten sie selbst in den abendlichen Biwaks gezimmert.

Jollois hielt eines Nachmittags neben einem besonders schwer beladenen Maultier an. Der Leinensack war schlecht verschlossen. Eine Ecke behauenen Kalksteins ragte heraus, ein Fragment eines Flachreliefs, etwa sechzig mal vierzig Zentimeter, den unteren Teil einer Gestalt in einer Prozession darstellend. Der untere Teil des Gewandes, die Füße, das untere Ende eines Zepters. Er erkannte den Stil. Ptolemäische Zeit, wahrscheinlich eine Wiederverwendung von der Stätte selbst.

Der Soldat, der das Maultier führte, bemerkte seinen Blick. Er zog den Sack ohne ein Wort fester zu. Sie setzten den Marsch fort.

„Ägypten zieht auf dem Rücken eines Maultiers nach Norden“, sagte Jollois auf dem Rückweg vom Tempel zu Denon.

„Ein Teil Ägyptens. Der leichteste.“

„Und der tragbarste. Das entscheidet darüber, was fortgeht und was bleibt. Nicht der Wert. Nicht die historische Bedeutung. Das Gewicht.“

Jomard dachte einen Augenblick nach.

„Das heißt, die Geschichte Ägyptens, die Paris zu sehen bekommen wird, wird die Geschichte dessen sein, was weniger als zwanzig Kilo wog. Alles Übrige bleibt hier.“

In dieser Nacht setzte sich Jomard an den Nil und betrachtete den Fluss. Er schätzte mechanisch die Breite der Fahrrinne mit dem Auge: etwa dreihundert Meter. Mäßige Strömung.

Der Nil floss nach Norden. Was sie mitnahmen, ebenfalls. Die Armee hatte ihre Nachschubwege, ihre Flusskonvois, ihre Boote, die nach Kairo hinabfuhren, mit den Berichten, der Korrespondenz, dem Material. Auf denselben Booten fuhren auch die gesammelten Gegenstände hinab, die offiziellen Kisten der Kommission, die inoffiziellen Pakete der Offiziere, die Säcke, die an den Lasttieren hingen, die am Ufer entlangzogen.

Der Nil war seit viertausend Jahren der Transportweg. Die Pharaonen hatten den Granit von Assuan auf seinen Wassern nach Theben hinabgeschafft. Die Römer hatten die Obeliskten mit der Strömung nach Alexandria hinabgeschafft. Nun ließen die Franzosen nach Kairo hinabschaffen, was die Jahrhunderte in Oberägypten zurückgelassen hatten. Nicht mehr auf dem Wasser, sondern auf den Rücken der Tiere. Der Fluss unterschied die Waren nicht. Er trug, was man ihm anvertraute.

Jomard dachte an die Zahlen. Die Armee hatte seit der Abreise aus Kairo an etwa einem Dutzend Orten Halt gemacht. Jede Rast brachte ihr Kontingent an Gegenständen hervor. Alles, was getragen werden konnte, glitt nach Norden, angezogen vom Pariser Markt, von den Privatsammlungen, vom Louvre. Es gab keinen einzelnen Verantwortlichen. Es gab ein Gefälle, und die Gegenstände folgten dem Gefälle.

Am 12. Februar Rast in Kom Ombo.

Jollois erkannte den Tempel, noch bevor er vom Pferd stieg. Er war fast völlig unter dem Sand begraben.

Jollois verbrachte die beiden Rasttage mit seiner Messkette in den freigelegten Teilen des Tempels. Die Flachreliefs waren von

großer Klarheit. Die ägyptische Kunst hatte ihre Bildsprache länger bewahrt als jede europäische Schule.

„Diese Instrumente an der Wand“, sagte Jollois und blieb vor einem Register in einem Innenraum stehen. „Skalpelle, Zangen, Sonden. Die ägyptischen Ärzte betrieben Chirurgie. Kein antiker Autor hat das mit dieser Genauigkeit erwähnt.“

Denon zeichnete die Instrumente eines nach dem anderen in sein Notizbuch ab und vermerkte Maße und mutmaßliche Funktion.

Der Militärchirurg des Bataillons – ein gewisser Bruyant, ehemaliger Schüler der Pariser Chirurgenschule – kam, um Denons Kopien zu sehen. Lange betrachtete er die Zeichnungen schweigend.

„Dieses gebogene Skalpell“, sagte er schließlich und zeigte auf ein Instrument an der Wand. „Wir benutzen es für tiefe Bauchschnitte. Durch die Krümmung lässt es sich unter die Organe schieben, ohne sie zu durchbohren. Ich hielt es für eine neue Erfindung, aus den letzten zehn Jahren.“

„Diese Sonden mit der Olive“, sagte Denon und deutete auf ein anderes Instrument. „Erkennen Sie sie?“

„Für die Katheterisierung der Harnröhre. Dieselbe Form, dieselbe Größe. Das Metall ist ein anderes – Bronze statt Stahl –, aber das Instrument ist dasselbe. Jemand hat hier dasselbe anatomische Problem gelöst, unabhängig, mit zweitausend Jahren Abstand.“

Noch eine Stunde blieb er vor den Zeichnungen, bestimmte die Instrumente eines nach dem anderen und erklärte ihren Gebrauch. Denon notierte die Erklärungen am Rand seiner Skizzen. Dieses doppelte Lesen – die Zeichnung des Künstlers, der Kommentar des Chirurgen – brachte etwas hervor, das keiner von beiden allein hätte leisten können: das Verstehen eines Gegenstandes durch die Kenntnis seiner Funktion.

„Sie sollten morgen früh kommen“, sagte Denon. „In den hinteren Sälen gibt es weitere medizinische Register.“

Am nächsten Morgen durchstreiften Bruyant und Denon gemeinsam die inneren Säle des Tempels, der Chirurg bestimmte die Instrumente und diktierte ihren Gebrauch, während Denon zeichnete und kopierte. Aus dieser zweitägigen Arbeit sollte eine der meistzitierten Tafeln der *Beschreibung Ägyptens* hervorgehen: der Katalog der medizinischen Instrumente des Tempels von Kom Ombo, mit funktionalen Anmerkungen eines zeitgenössischen Praktikers.

Währenddessen vermaß Jollois den Tempel und dachte darüber nach, was sein Überleben bedeutete. Die Antwort war einfach: Der Sand hatte ihn geschützt. Was ihn begraben hatte, hatte ihn bewahrt. In einer Pause sprach er mit Desaix darüber.

„Wenn wir diesen Tempel wirklich erhalten wollen“, sagte Jollois, „müssten wir ihn lassen, wie er ist. Nichts freilegen. Nichts berühren. Der Sand schützt ihn besser, als wir es könnten.“

„Sie raten mir, nichts zu tun?“, sagte Desaix mit einem Anflug von Belustigung.

„Ich rate Ihnen zu bedenken, dass unsere Anwesenheit hier für das, was wir zu erforschen gekommen sind, nicht notwendigerweise von Vorteil ist.“

Desaix antwortete nicht. Er hatte eine Armee zu ernähren und einen Krieg zu beenden. Jollois' archäologische Erwägungen hatten für seine Entscheidungen kein Gewicht.

Jollois beobachtete, was den Tempel verließ: Soldaten, die mit schwerer gewordenen Säcken aus den inneren Sälen kamen, Offiziere, die beim eigens angereisten Händler aus Esna Stücke kauften, Denon selbst, der nach einer von Hassan geführten Verhandlung zwei Stücke erwarb.

Was er hier sah, hatte sich in Dendera und in Theben zugetragen und würde sich in Assuan wiederholen. Die Struktur war immer dieselbe: Soldaten, die sich unmittelbar bedienen, örtliche Händler, die beliefern, Mittelsmänner, die vermitteln, Gelehrte, die mit legitimer Autorität kaufen.

Dieser Tempel war zwei Göttern geweiht – Sobek und Haroeris – und folgte einer strengen Symmetrie: zwei Eingänge, zwei Säulensäle, zwei Heiligtümer. Jollois bemerkte, dass die beiden Achsen leicht gegeneinander versetzt waren. Die Architektur hatte das Problem zweier gleichrangiger Götter ohne sichtbare Hierarchie gelöst.

„Diese Szenen unterscheiden sich nicht sehr von denen, die wir auf den römischen Triumphbögen sehen“, sagte Denon zu Jomard und deutete auf die Register mit den Gefangenen, die vor dem siegreichen Pharao knieten. „Alle Zivilisationen stellen ihre militärischen Siege auf dieselbe Weise dar.“

„Vielleicht, weil es die unmittelbar lesbarste Art ist, das Kräfteverhältnis zu vermitteln. Die königliche Kunst stand immer im Dienst der politischen Propaganda.“

Am letzten Tag in Kom Ombo sah Denon, wie zwei Unteroffiziere mit einem Vorschlaghammer ein Basrelief aus der Innenwand des Heiligtums brachen. Die Platte zeigte chirurgische Instrumente, ähnlich denen, die Bruyant bestimmt hatte. Ein Mann konnte sie tragen.

„Hören Sie damit auf“, sagte Denon.

„Wir haben die Erlaubnis. Hauptmann Lachèze hat gesagt, wir dürfen.“

Denon holte Desaix. Desaix ließ Hauptmann Lachèze rufen. Dieser leugnete nicht. Er hatte andere Offiziere in Theben und in Dendera das Gleiche tun sehen. Er hatte nicht gewusst, dass es verboten war.

„Diese Monumente gehören der Kommission. Sie rühren nichts an ohne meinen schriftlichen Befehl.“

Lachèze zog sich zurück. Die Platte war am Ansatz gebrochen. Die Hammerschläge hatten ihr Werk bereits getan. Man konnte sie nicht wieder einsetzen. Denon nahm sie mit beiden Händen und legte sie flach auf den Boden. Besser war es damit nicht. Aber es war weniger schlimm, als sie fallen zu lassen.

Am Abend suchte er Desaix auf.

„Kommt das oft vor?“

„Öfter, als ich weiß. Ein Soldat, der seit zwei Monaten marschiert, der Steine voller unverständlicher Zeichen sieht, nimmt mit, was er heben kann. Das ist menschlich. Ich kann nicht jeden Tempel bewachen.“

„Und den Unterschied zwischen dem, was Sie nicht bewachen können, und dem, was die Kommission amtlich sammelt, wie formulieren Sie den?“

„Sie haben Formulare. Ihre Kommissare haben Vollmachten. Die Soldaten haben Säcke. Das ist nicht dasselbe.“

Er sah Denon an.

„Ich weiß, dass das unzureichend ist. Sie wissen es auch. Aber es ist die Unterscheidung, die ich Ihnen anbieten kann.“

Er setzte den Marsch fort und blieb dann ein letztes Mal stehen.

„Dieser Tempel dort drüben. Ich bin eines Nachts allein hineingegangen. Ich habe diese Säulen zwanzig Minuten lang im Dunkeln betrachtet. Ich weiß nicht, was ich verstanden habe. Aber ich werde es nicht vergessen. Gute Nacht.“

Am nächsten Morgen kam Denon zurück, um nach der zerbrochenen Platte zu sehen. Sie war in der Nacht verschwunden. Jemand – nicht Lachèze, der gemäßregelte Offizier stand unter Beobachtung – hatte sie dennoch mitgenommen. Er gab bei Desaix eine schriftliche Aussage zu Protokoll. Desaix legte sie ohne Folgen zu den Akten. Es gab keinen Zeugen, keinen Namen, keinen Beweis. Die Platte lag im Gepäck von irgendjemandem zwischen Kom Ombo und Assuan.

Am folgenden Tag, eine Wegstunde hinter Kom Ombo, lenkte Jollois sein Pferd zu einer kleinen Sandsteinkapelle, die fünfzig Meter abseits der Straße zu sehen war. Beim Durchzug der vorderen Bataillone war sie teilweise vom Sand befreit worden.

Die Mauern standen aufrecht. Das Holzdach war eingestürzt. Im Inneren waren die Wandmalereien auf drei Seiten sichtbar. Prozessionen, Götter in Barken, hieroglyphische Inschriften in zwei Registern. In den Nischen hatten Statuetten gestanden. Sie waren leer. Auf dem Boden lagen Fayencesplitter, Reste dessen, was Figürchen gewesen waren, zerbrochen beim Herausreißen aus den Sockeln.

Soldaten des Nachhutbataillons waren im Morgengrauen vorbeigekommen. Jollois schloss es aus den Spuren: frische Stiefelabdrücke im Sand, noch weißer Mörtel am Rand der geleerten Nischen. Rasche Arbeit, ohne Zögern. Diese Männer wussten, was sie suchten.

Er begann, die Wandmalereien in seinem Notizbuch zu beschreiben. Nur sie waren unberührt geblieben, zu hoch, um leicht erreicht zu werden. Dann fesselte etwas seine Aufmerksamkeit. Im oberen Register, rechts vom dritten Feld, zog sich eine demotische Inschrift über vier Zeilen. Er kopierte sie, Zeichen für Zeichen, mit manischer Genauigkeit, in einer Dreiviertelstunde Arbeit in der Hitze des Morgens.

Es sollte die einzige existierende Kopie sein. Die Kapelle würde in den folgenden Jahren einstürzen. Seine Kopie würde in den Archiven bleiben und auf einen Leser warten.

Jollois ritt los, um zur Kolonne aufzuschließen.

Der Vormarsch nach Assuan ließ nach Kom Ombo wenig Zeit für Halte. Jollois zeichnete vom Pferd aus, was er konnte, und skizzierte die Umriss von Tempeln, die er von der Straße aus erblickte. Diese raschen Skizzen hatten eine Lebendigkeit, die den Vermessungen nicht immer eigen war. Das Licht eines bestimmten Augenblicks, das Verhältnis zwischen einem Monument und seiner unmittelbaren Umgebung.

„Sie zeichnen wie ein marschierender Soldat“, sagte ein junger Offizier, der Jollois bei der Arbeit zusah. „Ohne anzuhalten.“

„Ägypten wartet nicht. Man muss es in der Bewegung erfassen.“

Am 16. Februar erreichte die Expedition Assuan. Der erste Katarakt machte die Schifffahrt nach Süden unmöglich. Seit der Antike war er die natürliche Grenze Ägyptens. Desaix schlug sein Lager auf und ließ die Gelehrten forschen.

„Gewähren Sie mir einige Tage für Philae. Norden hat es 1737 besucht. Ungenaue Zeichnungen. Wir können es besser machen.“

In Assuan war der Antiquitätenmarkt vor dem Aufbruch nach Philae der lebhafteste, den Jollois seit Beginn des Feldzugs beobachtet hatte. Die Nachricht, dass die Armee nach Norden zurückkehrte, hatte sich in den Dörfern der Gegend verbreitet. Die Verkäufer kamen von weit her. Bei Tagesanbruch ließen sie sich am Rand des Lagers nieder, mit ihren Säcken und Kästchen. Es war nicht mehr der diskrete Handel eines einzelnen Mittelsmannes: Es war ein reges Geschäft, mit Preisen, die je nach Käufer und Verkäufer schwankten.

Jollois beobachtete die Geschäfte eine Stunde lang. Er sah von Hand zu Hand gehen: *Uschebtis* aus bemaltem Holz, Fayencefiguren, die Horus, Isis und Anubis darstellten, Skarabäen in allen Größen, Amulette aus Stein, ein Fragment vergoldeter Kartonnage, das wahrscheinlich von einem Sarg stammte, zwei Bronze-
statuetten mit alter Patina, mehrere Vasen aus Kalzitalabaster, von denen eine noch ihren Deckel trug.

Die Preise waren hoch. Höher als in Dendera oder Theben. Die Verkäufer wussten, dass es die letzte Gelegenheit war. Nach dem Abzug der Franzosen würde man auf den nächsten Durchzug warten müssen. Diese Knappheit rechneten sie in ihre Preise ein.

Der antike Markt folgte denselben Regeln wie jeder andere Markt: das Angebot, die Nachfrage und das Wissen beider Seiten darum, dass es die letzte Gelegenheit war. Die Verkäufer wollten verkaufen. Die Käufer wollten kaufen. Dreitausend Jahre Geschichte wechselten von einer Hand in die andere im Klimpern der gezählten Piaster.

V - Philae

Am 17. Februar schifften sich Denon und Jollois auf einer Feluke nach Philae ein. Die Fahrt durch den Katarakt war gefährlich. Aus dem Wasser ragende Felsen, Strudel. Die nubischen Schiffer kannten jede Durchfahrt. Die Insel tauchte aus den tosenden Fluten auf. Vierhundert Meter mal hundertfünfzig, fast vollständig von ptolemäischen Tempeln bedeckt.

„Mein Gott“, murmelte Denon.

„Diese Basreliefs sind eine visuelle Enzyklopädie des ägyptischen Rituals“, sagte Jollois, als er die Messungen in einem Seitensaal beendete. „Wenn man die dazugehörigen Texte entziffert, wird man die Bedeutung jeder Geste, jeder Opfergabe kennen.“

„Dieser Kiosk ist weiblich“, sagte Denon und zeigte auf den kleinen Säulenpavillon am Ende der Insel. „Die großen Tempel erdrücken. Dieser überzeugt.“

Der Kiosk des Trajan – so genannt, weil seine Basreliefs diesen römischen Kaiser als Pharao darstellten – war der leichteste Bau der Insel. Vierzehn Säulen mit Blütenkapitellen trugen ein Gebälk aus feinem Sandstein. Die Innendekorationen zeigten die römischen Kaiser der ersten Jahrhunderte, wie sie die überlieferten pharaonischen Riten vollzogen, als hätten die Formen alle überlebt, die sie übernommen hatten. Die Blöcke waren von bescheidener Größe, von wenigen Männern zu transportieren. Die Basreliefs außergewöhnlich.

Denon blieb lange vor dem Kiosk stehen und dachte über etwas nach, das er noch immer nicht klar formuliert hatte. Er könnte einige dekorierte Blöcke abbauen lassen. Die Eskorte war da, die Soldaten konnten tragen, Hassan konnte mit den Schiffen den Transport bis Assuan aushandeln. Es wäre legal. Er hatte seine Formulare der Kommission. Es wäre machbar. Die Blöcke wogen nicht mehr als einige hundert Kilo pro Stück.

Er beschloss, es nicht zu tun.

Nicht aus moralischem Prinzip. Diese Tugend gestand er sich nach allem, was er seit Dendera genommen hatte, nicht mehr zu. Sondern weil er nicht wollte, dass Philae bei seinem nächsten Vorbeikommen den anderen Stätten glich. Weil etwas in dieser architektonischen Leichtigkeit, in dieser Eleganz im menschlichen Maßstab verlangte, ganz zu bleiben. Weil er, wenn man ihm seine Blöcke nähme, nicht mehr das wäre, was er war – ein Pavillon, ein Gespräch zwischen Kolonnade und Himmel –, sondern eine Ruine unter Ruinen.

Es war das erste Mal seit dem Aufbruch aus Kairo, dass er diese Entscheidung bewusst traf, indem er die Gründe benannte und abwog. Er schrieb es noch am selben Abend in sein Tagebuch, gerade weil ihm die Entscheidung ungewöhnlich erschien und es verdiente, festgehalten zu werden: „Philae. Der Kiosk. Beschlossen, nichts zu nehmen. Nicht aus Skrupel. Aus Weigerung, zu zerstören, was mich berührt.“

Die Felsen rund um Philae trugen Inschriften antiker Pilger. Namen, Daten, Gebete. Jollois kopierte mehrere davon und vermerkte Lage und Erhaltungszustand. Denon kopierte die übrigen. Selbst die unleserlichsten. Selbst jene, die der Nil bei Hochwasser halb ausgelöscht hatte.

„Diese Graffiti berühren mich mehr als die Tempel“, vertraute Jollois Denon an. „Es sind gewöhnliche Pilger. Sie kamen, um zu Isis zu beten, und haben ihren Namen eingeritzt. Nicht für die Nachwelt. Nur um eine Spur zu hinterlassen.“

„Unsere Notizbücher sind unsere Graffiti. Wir sind hier gewesen. Wir haben dies gesehen. Der Unterschied ist, dass wir vorgeben, Wissenschaft zu betreiben.“

„Und das tun wir doch, nicht wahr?“

Er dachte einen Moment nach.

„Ja. Und wir hinterlassen auch Spuren anderer Art. In den leeren Nischen, in den Kisten auf dem Rücken der Maultiere. Diese Spuren verzeichnen wir nicht in *der Beschreibung Ägyptens*.“

Am 25. Februar verließ Denon Assuan, begleitet von sechzig Reitern als Eskorte. Fast neunhundert Kilometer Rückweg nach Kairo, den Nil hinab nach Norden. Hassan reiste als Dolmetscher mit ihm. Jollois und Devilliers brachen am selben Tag mit einer anderen Abteilung auf.

Die Rückreise dauerte siebzehn Tage. Die Kolonne zog den Fluss hinab, täglich fünfzig Kilometer, und hielt in den Dörfern für Wasser und Verpflegung. Das Wetter war heiß, fast dreißig Grad im Schatten. Man marschierte von der Morgendämmerung bis zum Mittag, dann ging es nach vier Stunden Rast im Schutz der Zeltbahnen weiter.

In der Nähe eines Dorfes, dessen Namen niemand kannte, brach ein Soldat während des Marsches zusammen. Hitzschlag. Man trug ihn in den Schatten einer Palme. Der Oberchirurg flößte ihm zu trinken ein und netzte ihm den Kopf mit Nilwasser. Der Mann kam nach einer Stunde zu Bewusstsein, konnte aber nicht gehen. Man lud ihn auf ein Maultier. In der Nacht starb er. Bei Tagesanbruch begrub man ihn im Sand, hundert Meter vom Biwak entfernt. Kein Kreuz, keine Platte. Der Sergeant trug Namen und Datum ins Register der Kompanie ein.

Zwischen Kom Ombo und Edfu prügeln sich zwei Soldaten um eine auf dem Markt gekaufte Fayencefigur. Der erste behauptete, sie vor dem anderen gesehen zu haben, der zweite hatte sie bezahlt. Vor dem Zelt des Feldwebels gingen sie aufeinander los. Dieser trat heraus, trennte sie, beschlagnahmte die Figur und steckte sie in seinen eigenen Sack. Die beiden Männer protestierten. Der Feldwebel sagte, der Gegenstand sei fortan Eigentum der Kompanie, und wer als Erster wieder davon spreche, bekomme zehn Tage Arbeitsdienst. Damit hatte die Sache ein Ende.

Einige Tage später durchquerte die Kolonne ein verlassenes Dorf. Dreißig Häuser aus Lehmziegeln, alle leer. Keine Kampfspuren. Die Einwohner hatten den Ort vor der Ankunft der Armee verlassen. Ein Leutnant ließ die Häuser durchsuchen. In drei

verschiedenen Höfen fand man vergrabene Krüge. Getreide, Datteln, Öl. Die Krüge wurden den Requisitionen zugeschlagen. In einem vierten Haus fand man ein Versteck unter dem Boden: sechs Skarabäen aus Fayence, drei Kupferarmbänder, einen Bronzespiegel. Der Leutnant gab die Skarabäen dem Hauptmann, behielt die Armbänder und überließ den Spiegel den Soldaten, die das Versteck gefunden hatten.

Am späten Nachmittag, als die Kolonne sich dem Engpass von El-Kab näherte, kam ein Reiter im Galopp von der Vorhut heran. Er suchte Desaix. Man führte ihn zur Spitze der Kolonne. Er sprach hastig. Desaix winkte die Offiziere näher.

„Eine Sperre auf der Straße. Bewaffnete Fellachen. Etwa zwanzig Mann. Sie versperren den Durchgang am Engpass.“

„Fordern sie etwas?“

„Sie sprechen kein Französisch. Der Dolmetscher konnte sich nicht nähern. Sie haben Schüsse in die Luft abgegeben.“

Desaix überlegte einige Sekunden.

„Umgehen wir sie im Osten?“

„Unmöglich. Das Gelände ist unpassierbar. Der Umweg würde drei Tage dauern.“

„Gut. Wir erzwingen den Durchgang. Kavallerie vor, Infanterie dahinter. Denon, Sie bleiben mit den Maultieren in der Mitte der Kolonne.“

Die Kolonne setzte sich wieder in Marsch. Eine Stunde später erreichten sie den Engpass. Die Fellachen waren da, bewaffnet mit Stöcken, Lanzen und ein paar alten Musketen. Sie standen quer über der Straße, reglos.

Desaix ließ die Kavallerie im Schritt vorrücken. Die Fellachen rührten sich nicht. Auf fünfzig Meter hob Desaix die Hand. Die Kavallerie hielt an. Er winkte Hassan heran.

„Sag ihnen, dass wir nur durchziehen wollen. Wir rühren nichts an. Wir requirieren nichts in ihrem Dorf.“

Hassan ging zu Fuß voran, allein, die Hände offen vor sich. Er sprach arabisch. Einer der Fellachen antwortete. Hassan kam zurück.

„Sie sagen, die Armee habe ihnen vor zwei Wochen ihr ganzes Korn genommen. Sie hätten nichts mehr. Sie wollen, dass man ihnen das Korn zurückgibt oder bezahlt.“

„Wir haben vor zwei Wochen nichts genommen. Wir waren das nicht.“

„Sie sagen, es seien französische Soldaten gewesen. Sie unterscheiden nicht zwischen den Abteilungen.“

Desaix schwieg einen Augenblick. Dann zog er einen Beutel aus seiner Satteltasche und warf ihn Hassan zu.

„Fünfunddreißig Piaster. Sag ihnen, das ist alles, was ich habe. Wenn sie mehr wollen, müssen sie uns trotzdem durchlassen.“

Hassan ging mit dem Beutel zurück. Er sprach mit demselben Mann. Der Mann nahm den Beutel, wog ihn in der Hand und beriet sich mit zwei anderen. Dann traten sie ohne ein Wort von der Straße zurück. Die Kolonne zog durch. Die Fellachen sahen schweigend den Soldaten beim Vorbeimarsch zu. Als der letzte Karren vorüber war, kehrten die Fellachen in ihr Dorf zurück.

In Theben legte die Kolonne zwei Tage Rast ein. Desaix wollte die Männer vor der letzten Etappe nach Kairo ausruhen lassen. Das Biwak wurde einen Kilometer von Karnak entfernt aufgeschlagen. Die Soldaten schliefen im Schatten des Tempels. Einige stiegen auf die Dächer, um den Nil zu sehen. Andere blieben unter den Zelten, zu erschöpft, um sich zu rühren.

Am Abend der Ankunft brach im Biwak ein Zwischenfall aus. Ein Soldat der zweiten Kompanie hatte bei der Ausgabe einem anderen die Brotration gestohlen. Der Bestohlene bemerkte es, holte den Dieb ein und schlug ihm mit der Faust zwei Zähne aus. Der Dieb schlug zurück und zog sein Messer. Vier Soldaten trennten die beiden. Der Sergeant kam hinzu und ließ beide für die Nacht in Eisen legen. Am nächsten Morgen wurden sie vom

Hauptmann abgeurteilt. Der Dieb erhielt zwanzig Stockhiebe. Der Bestohlene wurde ohne Strafe entlassen.

Am folgenden Abend berief Desaix die Offiziere in sein Zelt. Er hatte Post aus Kairo erhalten. Die Nachrichten waren nicht gut. Die türkische Armee zog sich in Syrien zusammen. Bonaparte hatte Kairo soeben mit dem Großteil der Armee in Richtung Syrien verlassen. Desaix sollte seine Division so schnell wie möglich nach Kairo zurückführen.

„Nach Theben keine Halte mehr“, sagte Desaix. „Wir marschieren bis Kairo. Höchstens zehn Tage.“

„Und Dendera?“, fragte ein Leutnant. Die Gelehrten wollten dorthin zurück.

„Keine Zeit. Wir ziehen vorbei, ohne anzuhalten.“

Denon, der zugegen war, warf ein:

„Ich brauche einen Halt in Abydos. Sechs Stunden. Für den Tempel von Abydos.“

„Unmöglich.“

„Sechs Stunden. Mehr verlange ich nicht.“

Desaix sah ihn an.

„Sechs Stunden in Abydos. Keine mehr. Wenn Sie um Mittag nicht zurück sind, brechen wir ohne Sie auf.“

Als die Kolonne Abydos erreichte, stieg Denon vom Pferd und betrat den Tempel, begleitet von Hassan und zwei Soldaten als Eskorte. Er ging geradewegs zum hinteren Saal, halb im Sand versunken, am Ende des Hauptkorridors. Reihen eingemeißelter Kartuschen bedeckten die Westwand. Dutzende Königsnamen, in Registern aufgereiht.

Zwei Stunden blieb er vor der Wand stehen und betrachtete die Inschriften, die er nicht lesen konnte. Hassan hatte sich nahe dem Eingang auf den Boden gesetzt. Die beiden Soldaten warteten draußen.

Ein Mann betrat den Saal. Ein Fellache von etwa vierzig Jahren, weißer Turban, Ledersandalen. Er trug ein Bündel, in grobes Tuch gehüllt. Er trat an Denon heran und schlug das Tuch vor ihm auf. Ein Kalksteinfragment von vierzig Zentimetern Seitenlänge mit drei vollständigen Kartuschen.

Der Mann deutete auf das Fragment. Fünf erhobene Finger.

„Fünf Piaster.“

Er sah zur Wand hinter sich. Ein frisches Loch in der siebzehnten Reihe, dort, wo diese drei Kartuschen gesessen hatten. Die Ränder des Kalksteins waren weiß, frisch geschnitten. Der Mann hatte das Stück in der Nacht oder früh am Morgen herausgeschlagen.

Denon nahm fünf Piaster aus seinem Beutel und gab sie ihm. Das Fragment wanderte in seine Ledertasche. Der Mann nahm das Geld und ging ohne ein Wort davon.

Er blieb noch zwei Stunden im Saal, vor der Wand stehend. Um halb zwölf kam einer der Soldaten hereingerannt.

„Monsieur, der General lässt die Pferde satteln.“

Er verließ den Tempel. Die Kolonne stand bereits in Marschformation. Er stieg in den Sattel und erreichte im Galopp die Spitze. Desaix sah ihn vorüberreiten, ohne ein Wort zu sagen. Die Kolonne setzte sich in Bewegung.

Der Weg nach Kairo dauerte noch acht Tage. Die Kolonne begegnete drei Abteilungen, die nach Süden zogen. Es gingen Nachrichten um. Bonaparte sei nach Syrien aufgebrochen, die türkische Armee rücke vor, die Engländer blockierten alle Häfen. Niemand wusste genau, was vor sich ging.

Als die Kolonne Mitte März Kairo erreichte, wurden die Soldaten in den Kasernen der Zitadelle einquartiert. Denon begab sich geradewegs zum nördlichen Nebengebäude des Palastes von Hassan-Kashif, wo das Gepäck der Kommission lagerte.

Das Lager war verschlossen. Er wartete eine Stunde, bis ein Intendant mit dem Schlüssel kam. Denon trat ein. Seine zwölf Kisten standen da, an der Südwand aufgereiht, von seiner Hand beschriftet. Er öffnete die erste, prüfte rasch den Inhalt und schloss sie wieder. Alles war unversehrt. Er verließ das Lager und ging zum Palast.

General Dugua, der Kairo in Bonapartes Abwesenheit befehligte, empfing ihn sofort. Er stand an einem Tisch voller Syrienkarten. Er bedeutete Denon, sich zu setzen.

„Haben Sie Ihre Kampagne in Oberägypten beendet?“

„Ja. Von Dendera bis Assuan. Alle wichtigen Monumente.“

„Sind die Zeichnungen für *die Beschreibung* verwendbar?“

„Ja. Dreiundfünfzig Blätter. Tempel, Gräber, Kolosse, Basreliefs.“

„Gut. Hören Sie mir aufmerksam zu. Der Oberbefehlshaber ist aufgebrochen, um die türkische Armee aufzuhalten, bevor sie bis hierher gelangt. Seine Befehle ändern sich nicht: Sie bleiben in Kairo. Sie koordinieren das Institut mit Monge und Berthollet. Die Erkundungen im Nildelta gehen weiter. Die Grabungen in Sakkara gehen weiter. *Die Beschreibung* geht weiter. Verstehen Sie mich?“

„Ich verstehe.“

„Falls die Engländer während seiner Abwesenheit landen, lassen Sie die Sammlungen nach Süden evakuieren. Desaix wird wissen, wo man sie verbirgt. Alles andere geht verloren, nur das nicht. Ist das klar?“

„Es ist klar.“

„Gut. Und jetzt gehen Sie. Ich habe zu arbeiten.“

Dugua wandte sich wieder seinen Karten zu. Denon verließ das Büro.

Bonaparte hatte Kairo einen Monat zuvor mit dreizehntausend Mann in Richtung Syrien verlassen. Denon blieb in Kairo, mit

Monge, Berthollet, Fourier und den etwa dreißig Gelehrten, die der Armee nicht gefolgt waren.

Während Bonapartes Abwesenheit organisierte Denon die Arbeit des Instituts. Monge beaufsichtigte die Erkundungen in der Gegend von Memphis. Berthollet leitete die Grabungen in Sakara. Geoffroy Saint-Hilaire setzte seine zoologischen Studien im Nildelta fort. Fourier führte die Korrespondenz mit den Sektionen in der Provinz.

Im Mai berief Denon eine Versammlung ein. Alle in Kairo anwesenden Mitglieder waren da. Dreißig Gelehrte und Ingenieure, im großen Saal zusammengedrängt. Er eröffnete die Sitzung um zehn Uhr.

„Meine Herren, Bonaparte ist seit einem Monat in Syrien. Genaue Nachrichten haben wir nicht. Die Engländer beherrschen weiterhin das Mittelmeer. Ich schlage vor, dass wir einen Transportplan vorbereiten, für den Fall, dass sich eine Gelegenheit bietet.“

Monge hob die Hand.

„Wir müssen abwarten, bis Bonaparte zurückkehrt. Er wird entscheiden.“

„Und wenn er nicht zurückkehrt?“, wandte Fourier ein.

Niemand antwortete. Schließlich ergriff Berthollet das Wort.

„Denon hat recht. Wir bereiten einen Plan vor. Dann sind wir an dem Tag, an dem wir ein Schiff haben, bereit.“

Der Vorschlag wurde angenommen. Die Sitzung wurde um zwölf Uhr mittags aufgehoben.

Bonaparte kehrte im Juni zurück. Er war mit dreizehntausend Mann aufgebrochen. Er brachte weniger als zehntausend zurück. Die Toten, die Kranken, die Pestkranken. Die Offensive war gescheitert.

Einige Tage nach seiner Rückkehr bestellte Bonaparte Denon in den Palast. Er war abgemagert. Die Uniform schlotterte ihm um

die Schultern. Er ließ Denon in sein Büro eintreten, ohne ein Wort der Begrüßung.

„Hat das Institut weitergearbeitet?“

„Ja. Alles ist gut gegangen.“

„Gut. Wir machen weiter. Die Engländer blockieren die Küste nach wie vor. Kein Transport, bevor sich die Lage ändert.“

„Verstanden.“

Bonaparte machte eine Handbewegung. Die Unterredung war beendet. Denon ging hinaus.

Die folgenden Wochen verliefen ruhig. Die Erkundungen gingen weiter. Die Grabungen ebenfalls. *Die Beschreibung* kam nur langsam voran. Kairo wartete, ohne zu wissen, was geschehen würde.

VI - Der Stein von Rosette

Am 15. Juli 1799 beaufsichtigte ein Leutnant der Pioniere namens Bouchard Erdarbeiten bei Rosette. Seine Spitzhacke stieß auf etwas.

Bouchard war achtundzwanzig Jahre alt, Absolvent der Polytechnique. Er begriff sofort, was er da gefunden hatte. Eine Stele aus schwarzem Granodiorit, hundertzwölf Zentimeter hoch, mit drei parallelen Inschriften. Er ließ den Stein in sein Haus schaffen und schickte unverzüglich eine dringende Nachricht an das Institut d'Égypte in Kairo.

Sein Haus lag abseits der Militärbaustellen. Dort war der Stein in Sicherheit.

Jean-Joseph Marcel und Rémi Raige wurden nach Rosette entsandt. Marcel war Orientalist, spezialisiert auf die semitischen Sprachen. Raige war Gräzist und las Altgriechisch fließend. Am 24. Juli untersuchten sie den Stein von allen Seiten.

Der griechische Text im unteren Teil der Stele war verhältnismäßig gut erhalten. Raige las ihn laut vor, während Marcel mitschrieb.

„Dieses Dekret ehrt den jungen Ptolemaios V. Steuerbefreiungen für die Tempel, Schenkungen an die Priesterschaft. Von der Art, die man in drei Sprachen einmeißelt, um sicherzugehen, dass es alle erfahren.“

Marcel befeuchtete ein Blatt sehr dünnes Papier und drückte es mit einem in verdünnte Tinte getauchten Wattebausch sacht auf die beschriftete Fläche. Das Ergebnis: ein genauer Abklatsch jedes einzelnen Zeichens, weiß auf schwarzem Grund. Für die gesamte Fläche nahm die Arbeit mehrere Stunden in Anspruch.

Der Bericht von Marcel und Raige erreichte das Institut am 29. Juli. Die Bestätigung, dass es sich tatsächlich um denselben Text in drei Sprachen handelte, von denen eine lesbar war, löste eine Aufregung aus, wie Denon sie seit der Ankunft in Alexandria ein Jahr zuvor nicht erlebt hatte. Wenn der Stein es erlaubte, die Hieroglyphen zu entziffern, wurden dreitausend Jahre Geschichte wieder lesbar. Die Dynastien, die Schlachten, die Götter, die Namen. Alles, was die Reisenden seit zwei Jahrhunderten kopiert hatten, ohne es zu verstehen.

„Wir stehen vielleicht am Anfang einer wissenschaftlichen Revolution“, sagte Denon vor dem eilig einberufenen Institut.

Monge schlug vor, eine Expedition nach Rosette zu entsenden.

„Gipsabgüsse, Papierabklatsche. Bevor jemand ihn beschädigt oder fortschafft.“

Jomard war zugegen, als Marcel und Raige die ersten Abklatsche anfertigten.

Der Stein von Rosette maß hundertzwölf Zentimeter in der Höhe, sechsundsiebzig Zentimeter in der Breite und achtundzwanzig Zentimeter in der Dicke. Sein Gewicht, geschätzt aus dem Volumen und der bekannten Dichte des Granodiorits, betrug etwa siebenhundertsechzig Kilogramm. Er nahm diese Maße selbst, nicht weil sie sogleich von Nutzen gewesen wären, sondern weil das Messen seine Art war, mit dem Gegenstand in Berührung zu kommen.

Die Stele war unvollständig. Ihr oberer Teil fehlte, zu einem unbestimmten Zeitpunkt weggebrochen. Die Hieroglyphen am oberen Rand waren daher nur teilweise erhalten. Etwa ein Drittel des ägyptischen Textes war verloren. Diese Lücke würde die Arbeit des künftigen Entzifferers erschweren. Doch der griechische Abschnitt war beinahe unversehrt. Das genügte, um zu arbeiten.

„Das Griechische unten können wir sofort lesen“, sagte Marcel. „Es ist ein Dekret des Rates der Priester von Memphis aus dem neunten Regierungsjahr des Ptolemaios V. Epiphanes. Hundertsechsunneunzig vor unserer Zeitrechnung.“

„Und die Hieroglyphen?“, fragte Jomard.

„Wahrscheinlich derselbe Text. So hofft man es zumindest.“

„Wenn es so ist“, sagte Jomard, „können wir beginnen, Entsprechungen herzustellen. Jedes griechische Wort hat sein hieroglyphisches Gegenstück. Indem wir die Längen der Zeichengruppen vergleichen, die Wiederholungen ausmachen ...“

„Genau das werden wir tun. Aber diese Arbeit wird Jahre dauern.“

Jomard nahm einen Bleistift und begann, in seinem Notizbuch die Häufigkeit bestimmter Zeichengruppen im hieroglyphischen Band festzuhalten. Jedes Zeichen aufgespürt, gezählt, in eine Tabelle eingetragen. Die Verteilung war nicht zufällig.

„Sehen Sie. Diese Zeichengruppe, in eine Kartusche eingeschlossen, erscheint sechsmal im erhaltenen Teil der Hieroglyphen. Das Wort Ptolemaios erscheint elfmal im Griechischen, und ein Teil des ägyptischen Textes fehlt.“

Marcel hörte auf zu arbeiten und sah hin.

„Das ist möglich. Sogar sehr wahrscheinlich. Aber die Entsprechung von Zeichen zu Zeichen ist nicht notwendigerweise unmittelbar. Die Hieroglyphenschrift ist wohl nicht alphabetisch.“

„Ja. Aber es ist ein Ausgangspunkt.“

Er konnte noch nicht wissen, wohin dieser Weg führte.

Jomard half Marcel, das letzte Abklatschblatt über den demotischen Abschnitt zu spannen. Die Nacht war weit fortgeschritten. Die Lampe rußte. Draußen schlief der Hafen von Rosette.

In der Woche darauf kam Jomard dreimal nach Rosette zurück, um den Stein zu sehen.

Beim ersten Mal brachte er sein Lederband mit und maß alles, was sich messen ließ. Beim zweiten Mal brachte er sein Notizbuch für die Häufigkeiten mit und zählte die Zeichengruppen im hieroglyphischen Band, wobei er eine Verteilungstabelle aufstellte. Beim dritten Mal brachte er nichts mit. Er setzte sich auf einen Schemel vor den Stein. Der Granodiorit war kalt und matt. Kein Glanz, keine Farbe. Eine graue Platte, hässlich im gewöhnlichen Sinn des Wortes. Er legte die Hände flach auf die Knie und zwang sich, nicht zu rechnen. Nur zu schauen. Die Oberfläche trug Spuren des Meißels, in manchen Buchstaben sichtbar. Jemand hatte dies Buchstabe für Buchstabe eingegraben, über Stunden hinweg. Diese Arbeit war noch da. Sie dauerte fort. Wie man eine Karte betrachtet, deren Sprache man noch immer nicht versteht, auf der man aber sieht, dass die Wege darin eingezeichnet sind.

Was er, dort sitzend, sah, war, dass dieser Stein grundlegend anders war als alle übrigen Gegenstände, die sie seit mehr als einem Jahr gesammelt oder zu sammeln versucht hatten. Die *Uschebtis*, die Skarabäen, die Papyri, die Fragmente von Basreliefs. Diese Gegenstände besaßen einen Wert, der an ihrer Stofflichkeit und ihrer Herkunft hing. Man nahm sie, weil sie schön, selten, alt waren.

Der Stein von Rosette hatte keinen ästhetischen Wert. Sein Wert lag ganz in dem, was er bedeutete: eine Entsprechung zwischen drei Schriftsystemen, von denen eines lesbar war und die beiden anderen noch immer nicht. Er war kein Gegenstand. Er war eine Methode. Und als Methode war er reproduzierbar. Ein Abklatsch des Steins von Rosette war für jeden, der an der Entzifferung arbeitete, wissenschaftlich dem Stein von Rosette gleichwertig.

Es war das genaue Gegenteil aller anderen Objekte der Expedition. Ein *Uschebti*, aus seinem Grab genommen, verlor seinen Bezug zum Kontext. Der Stein von Rosette, aus einem Festungsgraben geholt, verlor nichts. Er war schon seit zweitausend Jahren aus jedem Kontext gelöst. Was er trug, war unabhängig von dem Ort, an dem er sich befand.

„Sie sind immer noch hier“, sagte Marcel beim Eintreten. „Das ist das dritte Mal diese Woche.“

„Ich denke nach. Dieser Stein ist die Ausnahme von allem, was ich seit einem Jahr beobachtet habe. Die Gegenstände, die man mitnimmt, verlieren etwas. Dieser hier kann nichts verlieren. Weil er nichts zu verlieren hat.“

Marcel setzte sich neben ihn.

„Außer dass die Engländer ihn nehmen.“

„Ja. Außer das. Aber wenn die Engländer ihn nehmen, bleiben die Abklatsche. Die Information bleibt. Es ist das Einzige an der ganzen Expedition, was man nicht wirklich stehlen kann.“

Marcel hatte eine Entscheidung getroffen, ohne jemanden zu unterrichten.

Über die offiziellen Abklatsche hinaus, die in Rosette angefertigt worden waren, machte er dreißig weitere, nicht für das Institut, nicht für *die Beschreibung*, sondern um sie zu verteilen. Fünf davon schickte er an europäische Korrespondenten: einen nach London, zwei nach Paris, einen nach Berlin, einen nach Kopenhagen. Fünf Wissenschaftler, die an den alten Sprachen arbeiteten und vielleicht etwas erkennen würden.

Fünfundzwanzig behielt er als Reserve. Falls die Engländer den Stein nahmen, falls die Entzifferung in London geleistet werden musste, würden diese Abklatsche den Franzosen erlauben, parallel zu arbeiten. Das Rennen wäre ausgeglichen.

„Sie haben den Schlüssel verteilt, bevor Sie das Schloss geöffnet haben“, sagte Denon, als er davon erfuhr.

„Ich habe Kopien des Schlüssels verteilt. Das Schloss bleibt hier. Und wenn die Engländer das Schloss nehmen, haben wir immer noch unsere Kopien.“

Die Bekanntgabe der Entdeckung führte am 2. August zu einer außerordentlichen Sitzung des Instituts. Alle in Kairo anwesenden Mitglieder fanden sich ein. Monge führte den Vorsitz. Denon legte die Abklatsche Marcells und den technischen Bericht Raiges über den griechischen Text vor.

Der Saal war voll. Etwa dreißig Gelehrte, Ingenieure, Naturforscher. Manche waren seit Monaten zu keiner Sitzung mehr gekommen. Der Stein von Rosette hatte sie aus ihren Laboratorien, von ihren Baustellen, aus ihren Missionen im Nildelta hervorgelockt.

Berthollet ergriff nach der Vorstellung das Wort.

„Wenn dieser Stein die Entzifferung erlaubt, haben wir Zugang zu Archiven aus dreitausend Jahren. Die Königslisten, die Schlachtberichte, die religiösen Abhandlungen. Alles, was auf sämtlichen Denkmälern eingraviert ist, die wir seit mehr als einem Jahr gezeichnet haben, wird lesbar werden.“

Geoffroy Saint-Hilaire, der sich nie in philologische Debatten einmischte, hob die Hand.

„Wie lange wird es dauern, bis die Entzifferung gelingt?“

Marcel antwortete von hinten aus dem Saal.

„Jahre. Vielleicht zehn. Vielleicht zwanzig. Die Hieroglyphenschrift ist nicht alphabetisch. Es ist keine einfache Ersetzung Buchstabe für Buchstabe.“

„Aber es ist machbar“, sagte Jomard. „Wir haben die Entscheidung. Der Rest ist Arbeit.“

Ein Pionieroffizier, Chabrol, bat ums Wort.

„Eine praktische Frage. Wenn die Briten landen, wird dieser Stein ihr erstes Ziel sein. Sie wissen, was er wert ist. Haben wir einen Plan?“

Der Saal verstummte. Niemand hatte die Frage bislang so unumwunden formuliert.

Monge blickte zu Denon.

„Die Abklatsche reisen“, sagte Denon. „Marcel hat schon fünf nach Europa geschickt. Wir haben fünfundzwanzig als Reserve hier. Wenn die Briten den Stein nehmen, wird die Entzifferung in Paris an den Kopien erfolgen.“

„Und wenn wir auch die Abklatsche verlieren?“

„Dann haben wir verloren.“

Es war keine befriedigende Antwort. Aber es war die einzig mögliche. Sie kontrollierten die militärische Lage nicht. Sie kontrollierten nur ihre eigenen wissenschaftlichen Entscheidungen.

Monge verfasste eine förmliche Resolution: Der Stein von Rosette solle so bald wie möglich nach Kairo gebracht, im Institut unter ständiger Bewachung aufbewahrt, so oft wie nötig abgeklatscht und vorrangig von Marcel und Raige untersucht werden. Die Resolution wurde einstimmig angenommen.

Denon blieb nach der Sitzung. Er half beim Wegräumen der Stühle, als Fourier eintrat, ein Bündel Papiere in der Hand.

„Haben Sie die letzte Depesche Bonapartes gesehen?“

„Nein.“

„Es sieht nicht gut aus. Bonaparte ist mit einer erschöpften Armee aus Syrien zurückgekehrt. Kléber fordert in Alexandria seit Wochen Verstärkung an. Die Antwort lässt auf sich warten.“

Er stellte den Stuhl ab, den er hielt.

„Und wir entdecken den Schlüssel zu den Hieroglyphen, während die Armee von einem katastrophalen Syrienfeldzug heimkehrt.“

„Genau so ist es. Wir treiben Wissenschaft, während die Expedition zusammenbricht.“

Es wurde nicht bitter gesagt. Es war eine sachliche Feststellung. Die militärische Expedition war dabei zu scheitern. Die

wissenschaftliche Expedition hatte soeben ihren spektakulärsten Coup gelandet. Beides geschah zur gleichen Zeit, im selben Land, unter demselben Oberbefehl.

Denon wandte sich wieder den Abklatschen zu. Er breitete sie auf dem großen Tisch des Instituts aus. Die drei Schriftbänder: Hieroglyphen oben, Demotisch in der Mitte, Griechisch unten. Er folgte mit dem Finger der Zeile der hieroglyphischen Zeichen. Vögel, Schlangen, Augen, Hände. Formen, die er hundertmal in Dendera, in Theben, in Philae kopiert hatte. Diese Zeichen waren immer stumm gewesen. Nun würden sie sprechen.

Er dachte an Bonaparte. Seit Juni aus Syrien zurück, Sieger bei Abukir am 25. Juli, insgeheim seine Abreise nach Frankreich vorbereitend, ohne zu wissen, dass seine Ingenieure soeben gefunden hatten, was in zweitausend Jahren niemand gefunden hatte.

Am 5. August verbrachte Jomard den ganzen Tag mit den Abklatschen. Er hatte seine Notizbücher mit den Aufnahmen von Dendera und Karnak mitgebracht. Auf jeder Seite Kopien von Kartuschen, die er in den vorangegangenen Monaten gezeichnet hatte. Ovale, die Gruppen hieroglyphischer Zeichen enthielten. Er hatte stets angenommen, dass diese Kartuschen Namen enthielten. Das war seit dem achtzehnten Jahrhundert eine unter Reisenden verbreitete Hypothese.

Jetzt konnte er sie mit dem Stein von Rosette überprüfen.

Der griechische Text erwähnte elfmal den Namen Ptolemäus. Jomard zählte die Kartuschen im hieroglyphischen Band. Er fand nur sechs, doch das Band war verstümmelt. Er hielt die Entsprechung in seinem Notizbuch fest: „Hypothese: Kartusche gleich Eigenname. Falls bestätigt, enthalten alle Kartuschen der Monumente Ägyptens Namen von Pharaonen oder Gottheiten.“

Es war ein kleiner Fortschritt. Aber es war ein Fortschritt. Ein Jahr zuvor waren die Kartuschen geheimnisvolle Formen gewesen. Nun hatten sie eine erkannte Funktion.

Die Erkundungen gingen weiter.

Der Stein von Rosette war eine Entdeckung. Er hielt das Übrige nicht auf.

Am 10. August kam ein Offizier zum Institut, um die amtliche Bilanz der Schlacht von Abukir vom 25. Juli zu verkünden. Bonaparte hatte die osmanische Landung am Strand von Abukir zerschlagen. Zehntausend Janitscharen getötet oder ertrunken, der Rest gefangen. Ein klarer Sieg nach dem Scheitern des Syrienfeldzugs. Die Armee des Orients hielt Ägypten. Doch jeder wusste, dass der Syrienfeldzug ein Desaster gewesen war und dass Abukir, so glänzend es auch sein mochte, nichts an der grundlegenden Isolation der Armee änderte.

Denon erfuhr die Neuigkeit von Kléber, der durch Kairo kam, bevor er sein Kommando in Alexandria antrat.

„Bonaparte kehrt heim?“

„Ja. In einigen Wochen. Vielleicht früher. Er hat keine klare Nachricht geschickt. Aber die Armee weicht zurück. Das ist sicher.“

„Und danach?“

„Danach sehen wir weiter. Entweder er festigt Ägypten. Oder er geht nach Frankreich zurück.“

Kléber sprach die dritte Möglichkeit nicht aus, doch sie lag auf der Hand: Oder er verlor weiter Männer in nutzlosen Feldzügen, bis von der Armee des Orients nichts mehr übrig war.

Kléber betrachtete die auf dem Tisch des Instituts ausgebreiteten Abklatsche.

„Das ist er also, Ihr Stein?“

„Das ist er.“

„Was steht darauf?“

„Ein Dekret über die Steuern der Tempel. Nichts Militärisches.“

Kléber lächelte.

„Sie haben den Schlüssel zum alten Ägypten mit einem Text über Steuern gefunden. Das gefällt mir.“

Er reiste noch am selben Abend nach Alexandria ab. Denon sollte ihn nie wiedersehen.

Am 12. August traf aus Rosette eine Nachricht ein: Der Stein sei bereit zum Transport. Bouchard hatte den Bau einer verstärkten Kiste überwacht. Der Militärkonvoi war organisiert. Abfahrt für den 14. vorgesehen.

Denon schrieb Bouchard eine Notiz: „Transport auf dem Wasserweg, wenn möglich. Erschütterungen der Straße vermeiden. Falls Landtransport notwendig, größtmögliche Federung. Der Stein darf nicht springen.“

Bouchard antwortete am nächsten Tag: „Wasserweg unmöglich. Alle Barken sind für die Verwundeten von Abukir requiriert. Landtransport mit verstärkter Strohunterlage unter der Kiste. Drei Tagesreisen. Ankunft voraussichtlich 17. August.“

Am Abend des 17. August fuhr der Konvoi in den Hof des Instituts ein. Fünfzehn Soldaten Begleitschutz, drei Karren. Der Stein lag auf dem zweiten Karren, in Leinwand gehüllt und auf einem Strohlager festgezurrt.

Denon, Marcel, Jomard und sechs Soldaten luden ihn ab. Siebenhundertsechzig Kilogramm. Es bedurfte Hebeln, Seilen, einer provisorischen Rampe. Die Arbeit dauerte eine Stunde. Am Ende ruhte der Stein auf einem Holzsockel im Hauptsaal des Instituts, an der Ostwand.

Marcel zog die Leinwand fort. Der schwarze Granodiorit kam zum Vorschein, mit seinen drei eingemeißelten Schriftbändern.

„Nicht ein Sprung“, sagte Jomard, während er die Oberfläche prüfte.

Man stellte ihn unter eine Öllampe, die ununterbrochen brannte. Zwei Wachen hielten Tag und Nacht Posten. Kein schriftlicher Befehl. Jeder verstand: Dieser Stein durfte nicht verschwinden.

Am nächsten Morgen kam Denon wieder, um den Stein zu sehen. Er war allein. Das Institut schlief noch. Die Lampe warf ein

gelbes Licht auf den Granodiorit. Die Hieroglyphen warfen kleine Schatten in ihre Vertiefungen.

Er legte die Hand auf die kalte Oberfläche. Diese Geste war nutzlos. Aber er tat es dennoch. Den Stein zu berühren hieß, den Augenblick zu berühren, in dem das alte Ägypten wieder zugänglich wurde.

Eines Tages würde jemand diesen Text lesen, wie man Griechisch liest. Die Dynastien würden aus dem Schweigen treten. Die Pharaonen würden eine Stimme wiederfinden.

Er zog die Hand zurück.

VII - Verhandlungen, Sieg und Tod Klébers

Am Abend des 18. August sah Denon zufällig Bonaparte allein den Hof des Instituts überqueren. Ohne Adjutanten, ohne Eskorte. Er hielt etwas in der Hand. Ein Buch, keine Karten. Er ging schnell, wie jemand, der nicht gesehen werden will.

Denon beobachtete ihn aus dem Türrahmen. In dieser eiligen Gestalt lag etwas, das er an ihm nie gesehen hatte: eine Hast, die einer Flucht glich. Nicht die Flucht vor einer Gefahr. Die Flucht vor einer Lage, die zu klein geworden war. Ägypten hatte ihm als Schatulle gedient. Die Schatulle war zum Käfig geworden.

Er bog um die Ecke des Hofes und verschwand.

Er dachte an das Buch, das er trug. Etwas über Rom wohl, oder über Alexander. Ein Mann, der aufbricht, nimmt stets dieselbe Lektüre mit.

Eine Stunde später kam ein Adjutant, um Denon zu holen. Bonaparte hatte am Nachmittag seine Zeichnungen geprüft und wollte ihn mitnehmen. Denon rollte seine Zeichnungen in vier Kupferrohren, vertraute Jomard die Schlüssel zu seinen Kisten an und nahm mit Monge und Berthollet in der Berline Platz. In jener Nacht sahen einige sie abreisen. Andere hörten die Pferde sich nach Norden entfernen.

Am nächsten Morgen bestätigte sich die Nachricht. Bonaparte war nach Frankreich abgereist. Er hatte Kléber ein Schreiben überbringen lassen, das ihm das Kommando über die Armee von Ägypten übertrug. Monge, Berthollet und Denon waren mit ihm gegangen. Sie würden sich in der Nacht vom 22. auf den 23. August in Alexandria auf einer der beiden Fregatten einschiffen, und Denon sollte am 9. Oktober mit seinen Zeichnungen in Fréjus an Land gehen. Kaum jemand war benachrichtigt worden.

Jomards erster Gedanke galt an jenem Morgen weder Bonaparte noch Frankreich. Er galt den Kisten. Sechshundneunzig Kisten, eingelagert in den Nebengebäuden des Palastes von Hassan-Kashif. Dreiundsiebzig offizielle und dreiundzwanzig ohne Etikett im Nordwestwinkel, immer noch da, immer noch namenlos. Ohne Bonaparte, der einen Militärtransport anordnen konnte, waren diese Kisten jeder künftigen militärischen Verhandlung ausgeliefert.

Er machte vor Sonnenaufgang die Runde durch die Nebengebäude. Die Kisten standen da, gestapelt, zugenagelt, etikettiert nach seinem System. Ein Buchstabe, eine Nummer, ein knapper Inhaltsvermerk.

Diese Objekte stammten von überall: aus Sakkara, Karnak, Dendera, dem Tal der Könige, vom Markt von Memphis, von den Grabungen in Tanis. Manche waren nach festgelegten Verfahren entnommen worden. Andere waren auf den Märkten gekauft worden, die der Armee folgten. Wieder andere waren auf weniger gut dokumentierten Wegen gekommen. Zusammen stellten sie dreizehn Monate organisierter Plünderung dar, zufälliger Plünderung, geduldeter Plünderung und wissenschaftlichen Sammelns, Kategorien, die nie jemand formell wirklich getrennt hatte.

Nach Bonapartes Abreise hielten die Unterscheidungen nicht einmal mehr politisch stand. Mit ihm war die Rechtfertigung eines Staatsprojekts verflogen, das die Entnahme legitim gemacht hatte. Was blieb, waren bloße Objekte, Soldaten, Gelehrte. Und Engländer, die sich früher oder später nähern würden.

Er verstaute das Inventar und setzte sich auf eine Kiste. Um ihn herum, im Halbdunkel, die sechsundneunzig Kisten. All das wollte nach Frankreich zurück. Und im Augenblick konnte nichts irgendwohin gelangen.

Kléber befahl nun die Armee von Ägypten. Bonaparte hatte es nicht für nötig gehalten, vor der Abreise mit ihm zu sprechen. Marcel nahm die Sache gelassen. Er hatte seine Abklatsche; ob Bonaparte da war oder nicht, änderte nichts. Jollois fragte Fourier, ob die Arbeiten der Kommission weitergingen. Fourier bejahte. Jollois kehrte zu seinen Notizbüchern zurück. Geoffroy Saint-Hilaire blickte von seiner Sektion auf, als man ihm die Nachricht überbrachte, nickte und machte weiter. Das war keine Gleichgültigkeit. Es war die Konzentration eines Mannes, für den das Objekt auf dem Tisch vor allem anderen Vorrang hat.

„Bonaparte hat uns benutzt“, sagte Jollois. „Unsere Zeichnungen haben seine Eroberung legitimiert. Jetzt, da er hat, was er wollte, geht er. Wir bleiben.“

Fourier fand Jollois drei Tage nach der Bekanntgabe der Abreise allein in seinem Arbeitszimmer im Institut.

„Arbeiten Sie?“

„Nein.“

„Er hätte uns warnen können“, sagte Jollois. „Ich habe eine Familie in Paris. Ich habe ihnen einige Monate versprochen. Jetzt sind es dreizehn Monate. Und er ist heimgekehrt.“

Er ließ den Satz unvollendet. Das war keine Eifersucht. Es war schlichter und schmerzlicher: Er hatte an etwas geglaubt, die Wissenschaft im Dienst der Republik, die Republik im Dienst der Wissenschaft. Bonaparte hatte das als Kulisse benutzt. Nun war die Kulisse abgereist.

Die Kommission für Wissenschaften und Künste trat noch am selben Abend zusammen. Niemand hatte sie einberufen. Die Gelehrten hatten sich aus einer Art kollektivem Instinkt im Institut eingefunden. Fourier war da, Marcel, Jomard, Jollois, Geoffroy

Saint-Hilaire und ein Dutzend weitere. Conté war als Letzter gekommen.

Die Lage ließ sich einfach formulieren: Was geschah nun? Bonaparte war fort. Kléber hatte das Kommando.

Kléber stand zur Kommission nicht im selben Verhältnis. Jomard hatte zwei Tage zuvor um eine Audienz gebeten, um über den Status der Sammlungen zu sprechen. Kléber hatte gesagt, er werde die Angelegenheit prüfen.

„Prüfen heißt, dass er nicht daran denkt“, sagte Jomard.

„Kléber hat eine Armee zu unterhalten, Osmanen zu beobachten und Engländer im Mittelmeer“, sagte Fourier. „Die Sammlungen haben für ihn keine Priorität.“

„Dann müssen sie unsere Priorität sein“, entgegnete Jomard. „Wenn wir nicht über ihr Schicksal entscheiden, wird jemand anders es tun.“

Auf dem Tisch lag das Gesamtinventar der sechsendneunzig Kisten. Jomard hatte es herumgehen lassen. Jeder las es schweigend. Die Namen der Tempel, die Objektkategorien, die Gewichtsschätzungen. Es war das erste Mal, dass die Kommission das Ganze dessen, was sie gesammelt hatte, in einem einzigen Dokument vor sich sah.

Niemand sprach aus, was alle dachten: dass dieses Inventar ebenso sehr einer Plünderungsbilanz glich wie einem wissenschaftlichen Katalog.

„Wir müssen eine Transportpriorität festlegen“, sagte Jomard. „Im Fall einer Evakuierung kann nicht alles abreisen. Es braucht eine Rangfolge.“

„Die Papyri und die kopierten Inschriften“, sagte Marcel. „Unersetzlich.“

Fourier zögerte, bevor er die Frage stellte.

„Und die dreiundzwanzig Kisten ohne Etikett im Nordwestwinkel des Lagerhauses?“

Jomard und Marcel wechselten einen Blick.

„Ich habe sie verzeichnet“, sagte Jomard. „Ich weiß nicht, wem sie gehören.“

„Ich auch nicht“, sagte Marcel.

Die Sitzung endete ohne förmliche Entscheidung in dieser Frage. Die Gelehrten kehrten zu ihren Arbeiten zurück. Das Inventar blieb auf dem Tisch liegen. Die dreiundzwanzig namenlosen Kisten blieben in der nordwestlichen Ecke des Lagerhauses, im Dunkeln, und warteten darauf, dass jemand entschied, was sie waren.

Kléber nannte seinen Vorgänger einen „kleinen Intriganten“ und einen „feigen Deserteur“.

Die militärische Lage war unhaltbar. Die französische Armee beherrschte Ägypten, hatte aber keinerlei Verbindung zu Frankreich. Die englische Flotte blockierte das Mittelmeer. Kléber wusste, dass er sich weder auf unbestimmte Zeit halten noch Verstärkung erhalten konnte. Er traf die Entscheidung, die Bonaparte nicht zu treffen gewagt hatte: über die Räumung zu verhandeln. Im Dezember 1799 schickte Kléber einen Unterhändler zum osmanischen Großwesir, der in Syrien lagerte. Die Verhandlungen begannen an Bord des britischen Flaggschiffs Tigre vor Damiette. Der britische Unterhändler war Commodore Sidney Smith, der sich als Bevollmächtigter der Krone ausgab, eine Funktion, die Admiral Keith ihm bald bestreiten sollte. Die französischen Bevollmächtigten waren General Desaix und der Verwalter Poussielgue. Die französischen Bedingungen waren klar: ehrenvoller Abzug der Armee mit Waffen und Gepäck. Smith war bereit, über die dringenden Punkte zu verhandeln: die Evakuierung der Verwundeten und der Gelehrten aus Ägypten sowie einen Waffenstillstand, bis die osmanischen Bevollmächtigten einträfen. Die Gespräche zogen sich hin. Kléber drängte seine Unterhändler zum Abschluss. Doch am 24. Januar 1800

wurde die Konvention von El-Arich unterzeichnet. Sie sah den vollständigen Abzug der französischen Armee aus Ägypten binnen drei Monaten vor, mit Waffen, Gepäck und wissenschaftlichen Sammlungen. Die Franzosen sollten ihre Stellungen nach und nach aufgeben, beginnend mit dem Osten des Nildeltas und endend mit Alexandria. Kairo sollte spätestens am fünfundvierzigsten Tag geräumt sein. Die Nachricht erreichte Kairo am 28. Januar. An diesem Tag wurde die Konvention offiziell verkündet. Die Wirkung auf die Gelehrten war unmittelbar.

„Meine Herren“, sagte Kléber in einer außerordentlichen Sitzung der Kommission, „ich habe mit den Osmanen unsere Rückkehr ausgehandelt. In drei Monaten sind wir in Frankreich. Umarmen Sie Ihre Sammlungen, Sie werden sie sortieren müssen.“

Jollois verbrachte ganze Tage damit, zu sortieren und zu verpacken. Bronzestatuen, Statuetten aus bemaltem Holz und Fayence, Amulette, Papyri, Münzen, Schmuck. Jeder Gegenstand wurde katalogisiert, beschrieben, in Leinen gewickelt. Er arbeitete schnell, denn er wusste, dass seine Zeit knapp bemessen war. Zum ersten Mal seit zwanzig Monaten wurde die Heimkehr Wirklichkeit. Die Kisten kamen aus den Magazinen. Die Etiketten wurden beschriftet. Der Stein von Rosette wurde in mehrere Lagen Leinwand gehüllt. Fourier, der die Verhandlungen aus der Nähe verfolgt hatte, kehrte mit dem Text der Konvention nach Kairo zurück und las ihn in einer Sitzung des Instituts laut vor. Als er zu der Klausel kam, die die Sammlungen garantierte, ging ein Raunen der Erleichterung durch die Versammlung.

„Das bedeutet, dass der Stein von Rosette, die Papyri, die Abklatsche, alles, was wir zusammengetragen haben, mit uns nach Frankreich zurückkehren darf?“, fragte Marcel.

„Die Konvention garantiert es“, sagte Fourier. „Natürlich setzt das voraus, dass die Engländer ihre Bedingungen annehmen.“

Fourier hatte ein vollständiges Inventar aufgestellt: zweihundert-siebzehn katalogisierte Gegenstände, von denen hundert-achtunddreißig unmittelbaren Museumswert und

neunundsiebzig dokumentarischen wissenschaftlichen Wert be-
saßen. Er ordnete sie nach Dringlichkeit, in dem Wissen, dass
man würde wählen müssen, wenn der Transport begrenzt war.
Erste Priorität: Jomards Aufnahmen. Unersetzlich. Höchstens
zweihundert Kilo, in wasserdichten Kisten. Jollois' Notizbücher,
in Kupferröhren: weitere fünfzig Kilo. Zweite Priorität: die klei-
nen Objekte – *Uschebtis*, Skarabäen, Amulette, Papyri. Leicht,
wertvoll im Verhältnis zum Gewicht. Dritte Priorität: Marcells
Abklatsche. Vierte Priorität: Geoffroys naturkundliche Samm-
lungen, schwer, zerbrechlich, sperrig. Fünfte Priorität: die großen
Stücke des Instituts, die Granitstatue, die mittelgroßen Sarko-
phage.

Die Hoffnung hielt fünf Wochen. Im März 1800 traf die Nach-
richt ein. Die Briten hatten sich geweigert, die Konvention zu
ratifizieren. Admiral George Keith Elphinstone, Befehlshaber
der britischen Flotte im Mittelmeer, hatte erklärt, Sidney Smith
habe seine Vollmachten überschritten, und die Konvention sei
nichtig. Keith forderte eine bedingungslose Kapitulation. Die
Franzosen sollten die Waffen niederlegen und sich in Gefangen-
schaft begeben. Kléber rief seine Generäle zusammen. Er las die
Botschaft Keiths laut vor und legte sie dann auf den Tisch.

„Meine Herren, auf solche Unverschämtheit antwortet man nur
mit Siegen. Machen Sie sich bereit zu kämpfen.“

Das Gepäck wurde wieder ausgepackt. Die Kisten kamen zurück
in die Magazine des Instituts. Dreiunddreißig fehlten, verloren
oder zerstört im Durcheinander der vergangenen Monate; es
blieben dreiundsechzig. Die Etiketten blieben aufgeklebt. Diese
Gegenstände reisten nicht mehr ab. Vorerst. Bis zur nächsten
Gelegenheit abzureisen oder bis zur Kapitulation, die sie den
Engländern überliefern würde. Briten und Osmanen hielten die
Armee des Orients für zu schwach, um Widerstand zu leisten.
Der Großwesir Youssouf Pascha setzte sich mit einem Heer von
vierzig- bis achtzigtausend Mann, je nach Schätzung, gegen Kairo

in Marsch. In Kairo selbst erhob sich die Bevölkerung auf seinen Ruf hin.

Nassif Pascha, an der Spitze der osmanischen Vorhut, besetzte das Dorf El-Matarieh mit fünf- bis sechstausend Janitscharen und mehreren tausend Reitern und befestigte seine Stellung mit sechzehn Geschützen. Kléber verfügte nur über zehntausend Mann. In der Nacht vom 19. zum 20. März 1800 ließ er sie den Nil überqueren und stellte sie am rechten Flussufer auf, jede der vier Brigaden seiner kleinen Armee zu einem eigenen Karree formiert. Im Morgengrauen des 20. März griff die französische Armee bei den Ruinen von Heliopolis an, etwa fünfzehn Kilometer von Kairo entfernt. Die Schlacht dauerte den ganzen Tag. Die französischen Karrees hielten allen Angriffen stand. Die französische Artillerie zerbrach die osmanischen Linien. Am Ende des Nachmittags löste sich die osmanische Armee auf. Der Großwesir floh mit den Resten seiner Truppen nach Syrien. Die Franzosen zählten achthundert Tote oder Verwundete. Die Osmanen ließen neuntausend auf dem Schlachtfeld zurück. Kléber kehrte nach Kairo zurück und schlug den Aufstand nieder. Die Beschießung dauerte mehrere Tage. Hunderte Zivilisten kamen in den Kämpfen um. Am 21. April kapitulierte die Stadt. Der Sieg von Heliopolis festigte die französische Stellung in Ägypten. Murad Bey, dessen Mamelucken untätig in der Wüste gelagert und nicht am Kampf teilgenommen hatten, schloss im April mit Kléber ein Abkommen, das ihn zu einer Art Vizekönig von Oberägypten machte. Ägypten schien fester in französischer Hand als je zuvor. Kléber nahm seine Aufgaben als Oberbefehlshaber wieder auf. Die Gelehrten nahmen ihre Arbeiten wieder auf. Die Sammlungen blieben in den Magazinen. Niemand wusste, wie lange das dauern würde.

„Arbeiten wir, solange wir können“, sagte Fourier in den wöchentlichen Sitzungen, die folgten. „Was wir hier geleistet haben werden, kann nicht mehr ungeschehen gemacht werden.“

Kléber hatte mit den Osmanen verhandelt, versucht, die Armee heimzuführen, war gescheitert und hatte die Kämpfe wieder aufgenommen. Die Gelehrten sahen ihn selten. Manchmal kam er ins Institut, hörte die Berichte an und zog sich wieder in sein Hauptquartier zurück.

Die militärische Lage hatte sich stabilisiert, ohne sich zu verbessern. Die Armee hielt Ägypten, konnte aber weder vorrücken noch abziehen. Die Briten blockierten das Mittelmeer. Frankreich war fern. Die Expedition war zu einer Garnison geworden.

Am Morgen des 14. Juni 1800 nahm Kléber die griechische Legion ab und kam dann nach Kairo, um Arbeiten am Palast des Hauptquartiers zu besichtigen. Zuvor nahm er an einem Frühstück bei General Damas teil, seinem Stabschef und engen Freund. Mitglieder des Instituts und Offiziere waren bei dieser Mahlzeit versammelt. Kléber zeigte sich heiterer als gewöhnlich. Der Erfolg, der seine Bemühungen krönte, die Entwicklung der französischen Einrichtungen, die Zeichen der Zuneigung, die er von der Bevölkerung erhielt, hatten seine übliche Kühle vertrieben. Er war lebhaft, liebenswürdig, mitteilksam. Keiner derer, die ihn umgaben, ahnte, dass dieses fröhliche Frühstück ein Abschiedsmahl war.

Um zwei Uhr nachmittags begab sich der General, nur von Protain, dem Architekten der Armee, begleitet, in seinen Palast. Um dorthin zu gelangen, folgte er einer langen Galerie, die von dichtem Weinlaub beschattet wurde und die Wohnung des Stabschefs mit der des Oberbefehlshabers verband. Er sprach mit Protain über die Verschönerungen, die er plante, und erteilte Anweisungen zur Instandsetzung des Hauptquartiers und des Gartens, um die Spuren der Geschosse zu beseitigen, die der letzte Aufstand hinterlassen hatte.

Ein junger Syrer namens Soleyman el-Halabi hatte sich seit dem Morgen im Garten des Palastes versteckt. Er war vierundzwanzig Jahre alt, studierte Theologie an der Al-Azhar-Moschee und beobachtete Klébers Palast seit einem Monat. Er hatte sich in

Gizeh einen Dolch beschafft. An diesem Morgen hatte er sich als Bettler verkleidet neben einer verlassenen Zisterne verborgen. Als Kléber mit Protain die Galerie betrat, trat Soleyman aus seinem Versteck, näherte sich von hinten und stieß dem General einen Dolch ins Herz.

Kléber brach schreiend zusammen: „Zu Hilfe, ich bin ermordet!“

Protain warf sich mit dem kleinen Stock, den er in der Hand hielt, auf den Mörder. Er versuchte, die Stöße abzuwehren, und erhielt selbst sechs Dolchwunden. Soleyman ließ ihn ohnmächtig liegen, wandte sich wieder Kléber zu, der schon am Boden lag, und stach noch dreimal zu. Der erste Stoß war tödlich gewesen. Der General starb nach wenigen Minuten, ohne sprechen zu können.

Der Alarm breitete sich aus. Die Wachen, die Offiziere, all diese Männer, mit denen Kléber wenige Stunden zuvor auf die Republik angestoßen hatte, umringten ihn und versuchten, ein paar Worte von ihm zu vernehmen. Sie befragten ihn vergeblich. Man trug den Leichnam in die Wohnung des Stabschefs.

Soldaten durchsuchten den Palast und die Gärten in alle Richtungen. Zwei Guiden brachten einen jungen Mann, den sie versteckt unter einem dichten Feigenkaktus überrascht hatten. Protain, trotz seiner Wunden wieder zu sich gekommen, erkannte den Mörder. Soleyman wurde ins Gefängnis geworfen, zusammen mit drei Ulema der großen Moschee, die von seinem Vorhaben gewusst und das Attentat nicht angezeigt hatten.

Die Armee wurde von tiefer Bestürzung ergriffen, die sich rasch in einen glühenden Durst nach Rache verwandelte. In der ganzen Stadt geriet alles in Bewegung. Die Läden schlossen. Die französischen Soldaten, wütend und außer sich, durchstreiften die Straßen und warfen drohende Blicke um sich. Die Nacht war schwer.

Am nächsten Morgen erreichte die Nachricht das Institut. Fourier berief eine sofortige Sitzung ein. Sechzehn Gelehrte fanden sich schweigend im Saal ein. Dieses Schweigen war keine Trauer

im gewöhnlichen Sinn. Es war die Erkenntnis, dass sich etwas an ihrer militärischen Lage verändert hatte und dass derjenige, der ihre Anwesenheit in Ägypten geduldet hatte, nicht mehr da war.

Fourier ergriff ohne Vorrede das Wort.

„Kléber ist tot. General Menou übernimmt das Kommando. Wir kennen ihn nicht. Kléber verstand Bonapartes Anordnungen über die Bedeutung der wissenschaftlichen Arbeiten. Menou hat diese Verbindung zu uns nicht.“

Jomard fügte hinzu:

„Unsere Sammlungen sind eingelagert, unsere Aufnahmen archiviert. Wenn Menou entscheidet, dass sie in Ägypten bleiben oder keine militärische Bedeutung mehr haben, verlieren wir zwei Jahre Arbeit.“

Marcel sagte dann langsam:

„Die Dokumentationsarbeit ist fast abgeschlossen. Was jetzt zählt, ist, alles nach Frankreich zurückzubringen. Wenn sich die Gegenstände hier zerstreuen, werden sie auf den Märkten weiterverkauft, und alles, was wir getan haben, war umsonst.“

Fourier erhob sich.

„Wir machen weiter. Wir beenden, was sich beenden lässt.“

Die Gelehrten kehrten zu ihren Aufgaben zurück, ohne zu wissen, was Menou entscheiden würde.

Soleyman el-Halabi wurde unter der Folter verhört. Er gestand, vom Aga der Janitscharen der osmanischen Armee ermutigt worden zu sein. Er hatte sein Vorhaben vier Ulema der Al-Azhar-Moschee anvertraut, die versucht hatten, ihn davon abzubringen, ihn aber nicht angezeigt hatten. Ein Kriegsgericht verurteilte sie alle. Soleyman wurde die rechte Hand verbrannt, dann wurde er lebendig gepfählt. Er litt vier Stunden, bevor er starb. Die drei Ulema wurden enthauptet. Der vierte wurde in Abwesenheit verurteilt.

Die Trauerfeier fand rasch statt. Fourier hielt im Namen des Instituts die Lobrede auf den Helden, den man beweinte.

Die Soldaten warfen um die Wette Kränze aus Zypressen und Lorbeer. Nach der öffentlichen Beisetzung versammelte sich eine kleine, überwiegend aus Offizieren bestehende Gruppe unauffällig am Grab des Verstorbenen. Sie waren Mitglieder der militärischen Freimaurerloge „*Les amis réunis*“. Ein Gelehrter der Kommission schloss sich ihnen an. Obwohl er kein Offizier war, war auch er Freimaurer, Mitglied der Pariser Werkstatt „*La parfaite réunion*“. Er war der einzige Zivilist unter den Anwesenden. Monge hätte dabei sein können, doch er war mit Bonaparte geflohen. Sie holten ihre Schurze hervor und wendeten sie auf die schwarze Seite, die den Trauerfeiern vorbehalten ist. Sie klatschten dreimal in die Hand und sprachen die rituelle Formel „Klagen wir! Klagen wir! Klagen wir!“, unmittelbar gefolgt von der überlieferten Freudenbatterie „Doch hoffen wir! Hoffen wir! Hoffen wir!“. Ein Akazienzweig wurde auf das Grab gelegt. Ihr Bruder war in den *Enigen Orient* eingegangen.

General Jacques-François Menou, Zweiter im Kommando, hatte die freimaurerische Zeremonie in seiner Eigenschaft als Meister vom Stuhl geleitet. Er übernahm offiziell das Kommando über die Armee von Ägypten.

Menou war zum Islam übergetreten, hatte den Namen Abdallah angenommen und eine Ägypterin namens Zobeïda geheiratet. Die Offiziere respektierten ihn weniger als Kléber. Die Gelehrten kannten ihn nicht gut. Sie sollten ihn kennenlernen.

KAPITEL III: DIE ZEIT DER GELEHRTEN

I - Die letzten Feldzüge

Der Wechsel im Kommando änderte nichts an den Arbeiten des Instituts.

Die archäologischen Erkundungen wurden im ganzen Nildelta und in Unterägypten fortgesetzt. Die Sammlungen wurden erweitert und besser geordnet. Die wissenschaftlichen Veröffentlichungen in der *Décade égyptienne* erschienen weiterhin regelmäßig. General Menou hatte eine völlig andere Persönlichkeit als sein Vorgänger. Er gab vor, Ägypten im Namen eines französisch-arabischen Bündnisses zu regieren, das keinerlei politische Wirklichkeit besaß. Seine Offiziere folgten ihm aus Disziplin, nicht aus Überzeugung.

Für die Gelehrten war Menou zugleich aufdringlicher und weniger nützlich als Kléber. Aufdringlicher, weil er ihre Arbeiten auf Themen lenken wollte, die ihm politisch nützlich schienen. Weniger nützlich, weil seine Prioritäten völlig von den ihren abwichen.

Fourier entwickelte eine einfache Strategie, um mit Menou zu koexistieren, ohne sich zu kompromittieren: seinen Namen mit einigen kleineren Entdeckungen und Veröffentlichungen zu verbinden, ihm regelmäßig Berichte vorzulegen, die technisch genug waren, um unverständlich zu sein, und die wesentlichen Arbeiten in aller Ruhe fortzusetzen, ohne den Oberbefehlshaber davon zu unterrichten.

„Das ist Diplomatie“, sagte Jomard, als Fourier ihm seine Strategie erklärte.

„Das ist Überleben“, erwiderte Fourier.

Die Gelehrten nahmen ihre Erkundungen wieder auf.

Das Institut d'Égypte hielt weiterhin seine wöchentlichen Sitzungen ab, auch wenn die Atmosphäre eine andere war als in den

ersten Jahren. Die Vorträge waren weniger begeistert, die Debatten weniger lebhaft. Die Gelehrten trugen das Gewicht eines langen Aufenthalts in einem Land, dessen Umgangssprache und kulturelle Feinheiten sie nicht beherrschten.

Fourier bemühte sich, den geistigen Schwung aufrechtzuerhalten. Er schlug Themen zum gemeinsamen Nachdenken vor und organisierte Lesungen alter Texte, um seine Kollegen daran zu erinnern, in welchem historischen Zusammenhang sie arbeiteten. Diese Bemühungen waren nicht vergeblich. Mehrere der Mitteilungen, die in diesen schwierigen Jahren im Institut vorgetragen wurden, wurden zu bedeutenden wissenschaftlichen Aufsätzen.

Die Sitzung des Instituts Mitte Juni war eine der lebhaftesten seit Bonapartes Abreise und Klébers Tod.

Fourier hatte ein bewusst abstraktes Thema vorgeschlagen – den Begriff des Gedächtnisses in den Zivilisationen –, und die Diskussion hatte rasch die akademischen Grenzen überschritten.

Jomard hatte als Erster das Wort ergriffen. Er war zweiundzwanzig Jahre alt und besaß die irritierende Präzision junger Leute, die recht haben.

„Eine Zivilisation, die ihre eigenen Maße vergisst, ist verurteilt, von vorn zu beginnen. Das alte Ägypten hat die seinen dreitausend Jahre lang nicht vergessen. Das ist wohl die Definition einer großen Zivilisation. Nicht die Größe ihrer Monumente, sondern die Dauer, während der sie Wissen weitergeben kann, ohne es zu entstellen.“

Marcel hatte widersprochen.

„Die Monumente sind genau das, was die Weitergabe ermöglicht. Ohne Karnak, ohne die Pyramiden würden Jomards Messungen nichts überliefern. Der materielle Träger ist untrennbar von dem Wissen, das er vermittelt.“

„Deshalb sind wir hier“, erwiderte Jomard. „Um an die Stelle des Monuments ein Dokument zu setzen, das besser reist. Die

Beschreibung Ägyptens wird dort tragbar sein, wo Tempel es nicht sind.“

Fourier hatte zugehört, ohne einzugreifen. Er dachte daran, was aus ihren Arbeiten würde, wenn die Armee morgen kapitulierte.

„Sind Ihre Aufnahmen in einem Zustand, in dem sie kopiert werden können, falls wir überstürzt räumen müssten?“

„Ich habe seit Alexandria eine doppelte Abschrift. Wenn das Schiff sinkt, überlebt wenigstens eine Fassung.“

Fourier sah ihn schweigend an. Dieser junge Mann hatte begriffen, dass wissenschaftliche Arbeit im Feldzug von Natur aus prekär ist und dass die einzige Antwort darauf die Redundanz ist.

„Das sollten Sie den anderen sagen.“

„Ich habe es gesagt. Die meisten fanden es übertrieben.“

„Die meisten haben unrecht.“

Fourier dachte an Hamilton. Er kannte seinen Namen noch immer nicht, wusste aber, dass es ihn gab. Jemand auf der anderen Seite, der ebenfalls seine Listen vorbereitete. Ein Land, das mit Notizbüchern ankommt, ist mehr wert als ein Land, das nur mit Kanonen ankommt. Jomards doppelte Abschrift war keine Vorsicht eines Ingenieurs. Es war gesunder Menschenverstand.

An diesem Abend blieb Jomard allein zurück, um seine Notizbücher mit den Messungen abzuschreiben. Die Feder lief gleichmäßig über das Papier. Die Stadt raunte durch die Fensterläden. Ein Muezzin rief zum Gebet. Jomard hörte nichts. Er schrieb ab. Manchmal dachte er, dass das Abschreiben das Einzige war, was er hier mit Sicherheit tat. Dass Zeichnen und Messen sich irren konnten, das getreue Abschreiben sich aber nicht irrte. Eine richtige Kopie überlebte das Original. Das war der wahre Widerstand. Er hatte seit Abukir begriffen, dass jede Messung in zwei Exemplaren existierte oder gar nicht. Die erste Kopie im Feldbuch, stehend gemacht, im Wind. Die zweite hier, am Tisch, gegengelesen, überprüft, lesbar gemacht. Die zweite würde überleben.

Am 25. Juni 1800 brach Jollois mit Jomard, Geoffroy und zwei Zeichnern erneut auf, nach Tanis im Nordosten des Nildeltas, um die Überreste der alten Hauptstadt der Pharaonen der einundzwanzigsten Dynastie zu erkunden.

Sie entdeckten ein weites Trümmerfeld. Verstreute Hügel, unter denen Jahrhunderte übereinandergelagerter Stadt schiefen. Granitblöcke. Statuenfragmente. Das Delta hatte verschlungen, was der Sand Oberägyptens bewahrt hatte. Nichts glich Karnak. Nichts glich Dendera. Es war Ägypten ohne seine Inszenierung. Nur die Materie, verstreut, ohne erkennbare Ordnung und dennoch nach einer Logik geordnet, die allein die Grabung würde enthüllen können. Seit den Griechen sei keine systematische Aufnahme versucht worden, erinnerte Jollois: Herodot erwähne den Ort, Strabon ebenfalls. „Das liegt daran, dass niemand wusste, dass es so viel zu sehen gab“, fügte Jomard hinzu. Jollois zeichnete drei Tage lang, hörte erst bei Einbruch der Nacht auf und kartierte die gesamte Stätte, indem er die Lage jedes bedeutenden Blocks festhielt.

Am Eingang der Stätte wartete ein Antiquitätenhändler mit seiner Umhängetasche. Der Mann hieß Suleiman al-Qabbani, aus Kairo gekommen, nachdem er erfahren hatte, dass die Kommission nach Tanis aufbrechen würde. Er hatte den Weg am Vortag zurückgelegt und erwartete niemanden im Besonderen, sondern jemanden, der zu kaufen wüsste.

Jollois blieb vor den Gegenständen stehen. Zwei der *Uschebtis* waren echt, das sah er an der Patina und an den Inschriften. Eines davon kaufte er.

Von Tanis aus zog die Expedition weiter nach Bubastis, zwei Tagesreisen westwärts. Heilige Stadt der Bastet, der Katzengöttin. Die Ruinen ihres Tempels beeindruckten durch ihre Ausmaße. Herodot hatte ihn als einen der prächtigsten Ägyptens beschrieben, und das alljährliche Fest zog gewaltige Menschenmengen an, was man beim Anblick der Ausdehnung des Ortes gern glaubte.

Säulen aus rosa Granit, zehn Meter hoch, lagen umgestürzt im Sand, ihre zylindrischen Schäfte durch den Einsturz in mehrere Stücke zerbrochen. Bruchstücke von Flachreliefs bedeckten den Boden, Priesterprozessionen, Festszenen, stilisierte Gottheiten. Der Stil der Spätzeit.

Rings um den Tempel eine Nekropole heiliger Katzen. Tausende von Mumien in Kalksteingalerien. Dieselbe Sorgfalt wie bei den Menschen, Natron, Binden, Sarkophage aus Holz oder Bronze.

Als Geoffroy eine der Mumien öffnete, stellte er fest, dass der Körper bemerkenswert gut erhalten war, Haut, Fell, Knochen, Sehnen unversehrt nach zweitausend Jahren unter der Erde. Eine Hauskatze von gewöhnlicher Größe.

Die Plünderer waren bereits am Werk gewesen. Aufgerissene Gruben, verstreute Mumien, Fetzen von Binden, über den Kalkboden verteilt wie brauner Schnee.

Was die Plünderer in den Katzennekropolen suchten, waren die Amulette aus Fayence oder Gold, die man den Mumien beigelegt hatte, die kleinen Bronzesarkophage in Gestalt einer sitzenden Katze mit aufgerichteten Ohren und glasbesetzten Augen. Diese Sarkophage hatten unmittelbaren Handelswert. Die Händler von Alexandria verkauften sie seit einem Jahrhundert an europäische Reisende weiter. Die Mumien selbst, wertlos, sobald man sie ihrer Amulette beraubt hatte, ließen die Plünderer liegen, ebenso die gewöhnlichen Kalksteinsarkophage, zu schwer und zu gewöhnlich, als dass sich der Transport gelohnt hätte.

Geoffroy nahm sechs gut erhaltene Katzenmumien mit. Er packte sie in sauberes Leinen und beschriftete sie. Für ihn waren sie zoologische Exemplare, die altägyptische Fauna, vergleichbar mit den lebenden Tieren der Menagerie des Muséums. Er dachte daran, was Cuvier beim Anblick sagen würde: Beweis für die Unveränderlichkeit der Arten, die Katze unverändert in zweitausend Jahren. Und was Lamarck sagen würde: dass zweitausend Jahre auf der Skala der Veränderung nichts zählten. Dieselben Mumien im Dienst zweier gegensätzlicher Thesen. Die Wissenschaft hatte

diese Eigenschaft, die Tatsachen wählten ihr Lager nicht. Für die Plünderer, die sie zurückgelassen hatten, waren sie Abfall nach der Entnahme der Amulette. Für die Priester der Bastet, die sie bestattet hatten, waren sie Opfergaben an die Göttin, dazu bestimmt, für die Ewigkeit dort zu bleiben. Derselbe Gegenstand hatte drei Geschichten, die einander nicht berührten.

Jollois fand in der Nekropole, halb in der Erde vergraben, einen kleinen Bronzesarkophag in Gestalt einer sitzenden Katze. Höhe: zwanzig Zentimeter. Der Schwanz über die Pfoten gelegt, in der für die Katzen Ägyptens kennzeichnenden Haltung. Im Streiflicht des Abends traten die Konturen des Gesichts mit einer Genauigkeit hervor, die die Patina nicht verbarg, die Muskeln der Wangen, der Nasenrücken, die Linie der geschlossenen Lippen.

Der Sarkophag war leer. Jollois wendete die Bronze in seinen Händen. Auf dem Sockel, mit dem Meißel eingraviert, eine Zeile Hieroglyphen. Der Name der Stifterin, wahrscheinlich, der Frau oder des Mannes, der diese Katze der Bastet als Gegenleistung für eine Gunst oder aus gewöhnlicher Frömmigkeit dargebracht hatte. Ein Name, den ein anderer später lesen würde, falls diese Bronze jemals nach Paris gelangte. Ein Name, der dort in der Erde gewartet hatte, seit der sechszwanzigsten Dynastie.

Er steckte sie in seine Tasche. Gewicht: dreihundert Gramm. Handelswert in Alexandria: vielleicht zwanzig Piaster, wenn man einen englischen Käufer mit einem Faible für ägyptische Bronzen fand. Wissenschaftlicher Wert: unschätzbar, wenn die Bronze den Namen der Stifterin trug und dieser Name eines Tages gelesen werden konnte. Diese beiden Werte deckten sich nicht. Was für den Archäologen kostbar war, war es nicht für den Händler. Und dass Jollois beides zugleich war, Archäologe, der in seine Tasche steckte, was er gefunden hatte, löste den Widerspruch nicht auf. Er verkörperte ihn.

Geoffroy stieß abends im Lager wieder zu Jollois, mit seinen sechs Mumien in ihrer Kiste. Die Nacht brach schnell herein. Sie setzten sich vor das Feuer und legten ihre Funde zwischen sich.

Die sechs Mumien. Die Bronze. Geoffroy prüfte die Mumien, bevor er die Kiste schloss. Er hatte den Tag damit verbracht zu entscheiden, was er mitnehmen konnte und was er zurücklassen musste.

„Was willst du damit machen?“, fragte Geoffroy und betrachtete die Bronze.

„Sie mitnehmen. Zeichnen. Beschreiben. Dem Louvre übergeben, wenn er einmal eine ägyptische Abteilung hat.“

„Und wenn die Briten sie dir bei der Kapitulation abnehmen?“

Jollois legte die Bronze in seine Tasche, unter seine Notizbücher. Er antwortete nicht. Sie wussten es beide. Käme die Kapitulation, würde die Bronze nach London gehen. In eine Vitrine des British Museum.

Die Expedition kehrte am 12. August nach sieben Wochen im Nildelta nach Kairo zurück. Sie brachte Zeichnungen von Tanis und Bubastis mit, archäologisch enttäuschende Stätten, aber dokumentiert.

„Conté hat aus Ägypten sein Laboratorium gemacht“, sagte Jollois zu Fourier. „Überall, wohin wir kommen, beobachtet er, experimentiert er, verbessert er. Vielleicht zieht er den dauerhaftesten praktischen Nutzen aus dieser Expedition.“

Nicolas-Jacques Conté hatte sich als der Erfinder der Expedition durchgesetzt. Ballons, Mühlen, Fertigungswerkstätten. Dieser ehemalige Aeronaut zeichnete die Tempel nicht, er löste die Probleme, die ihre Erforschung aufwarf.

Andere Gelehrte, weniger widerstandsfähig gegen die Entmutigung, schränkten ihre Tätigkeit auf das Mindeste ein. Einige erkrankten. Die chronische Ruhr, das Fieber, die durch Sand und Sonne verursachten Augenentzündungen hatten in den Reihen der Kommission verheerend gewütet. Mehrere starben in Ägypten vor der Rückkehr.

Im Herbst 1800 organisierte Jollois neue Erkundungen in der östlichen Wüste. Stätten, die sich von denen unterschieden, die

er zuvor bereist hatte. Diesmal wollte er die koptischen Klöster erforschen, die sich in den Felswänden der Wüste zwischen Nil und Rotem Meer verloren.

Am 15. September 1800 brach Jollois mit Jomard und dreißig Reitern als Eskorte nach Osten auf. Drei Tage östliche Wüste, dürr und felsig.

Am Morgen des 18. September erreichte die Expedition das Kloster des heiligen Antonius, seit dem vierten Jahrhundert bewohnt.

Die koptischen Mönche empfangen die Besucher mit Misstrauen und Neugier. Etwa fünfzig Anachoreten in schwarzen Gewändern, die in äußerster asketischer Armut lebten, betrachteten diese Pariser Gelehrten, wie man Wesen betrachtet, die aus einer anderen Welt gekommen sind.

„Vater“, sagte Jollois über Hassan zum Abt, „wir kommen nicht, um Ihnen Ihre Handschriften wegzunehmen. Wir wollen sie nur abschreiben. Alles bleibt hier.“

Der Abt hörte zu und zog sich für eine Stunde zurück. Er kam mit einer Bedingung wieder. Sie durften die Bibliothek sehen, aber nichts würde das Kloster ohne seine Erlaubnis verlassen.

Die Bibliothek des Klosters füllte einen kleinen Gewölberaum. Die koptischen Handschriften, manche mehrere Jahrhunderte alt, wurden in Holzkisten aufbewahrt. Der Abt ließ sie prüfen, aber nicht mitnehmen.

„Sehen Sie sich diese hier an“, murmelte Jomard. „Ein zweisprachiger Psalter, links Griechisch, rechts Koptisch. Zeile für Zeile. Wenn man die beiden Spalten vergleichen kann, beginnt man zu lesen.“

Er blätterte die Handschrift durch. Die koptischen Buchstaben, rund, vom Griechischen abgeleitet, mit sieben zusätzlichen, dem Demotischen entlehnten Zeichen, sagten etwas über diese Zivilisation. Weder griechisch noch pharaonisch, beides zugleich. Die Sprache trug diese Geschichte in sich.

„Würden Sie sich bereit erklären, sie uns zu verkaufen?“, sagte Jollois. „Oder sie kopieren zu lassen?“

Der Abt schüttelte den Kopf.

„Diese Handschrift gehört seit Jahrhunderten zu unserem Kloster. Unsere Väter haben sie durch die Jahrhunderte bewahrt. Sie wird es nicht verlassen.“

Der Abt hatte das mit der Ruhe dessen gesagt, der die Stimme nicht zu erheben braucht.

Jollois nahm die Bedingungen an und verbrachte drei Tage damit, den koptisch-griechischen Psalter abzuschreiben. Mühselige Arbeit, Buchstabe für Buchstabe, an einem Text, von dem er nur eine Sprache von zweien verstand. Er zog mit seiner Abschrift ab und mit der Gewissheit, dass jemand später wissen würde, was damit anzufangen sei.

Während er den Psalter abschrieb, erkundete Jomard die umliegenden Felswände. Er entdeckte Grotten, die den Einsiedlern der ersten Jahrhunderte als Behausung gedient hatten, die Wände bedeckt mit Graffiti, mit der Spitze eingeritzt, Namen, Daten, Gebete.

„Diese Grotten beunruhigen mich“, fügte Jomard hinzu. „Männer haben dort jahrelang gelebt, allein, im Gebet. Sonst nichts. Was für eine Auffassung vom Dasein ...“

Er legte seinen Bleistift einen Augenblick nieder. Er dachte an die Graffiti, diese Namen, von Einsiedlern in den Fels geritzt, die nicht damit rechneten, gelesen zu werden. Jomard hatte drei Jahre damit verbracht, Maße zu notieren. Der Unterschied im Beweggrund war absolut. Der Unterschied in der Geste, geringer.

„Diese Männer hatten ihre eigene Folgerichtigkeit. Ihre Askese war kein Wahnsinn. Sie war eine Wette auf die Ewigkeit. Wir gehen dieselbe Wette auf die Wissenschaft ein. Die Mittel unterscheiden sich, nicht die Inbrunst.“

Am 21. September brach die Expedition zum Kloster des heiligen Paulus auf, etwa dreißig Kilometer weiter südlich. Größere Bibliothek. Jollois kopierte. Jomard vermaß.

Die Expedition kehrte am 29. September nach Kairo zurück und brachte Abschriften koptischer Handschriften mit sowie mehrere Gegenstände christlicher Kunst, die die Mönche zu verkaufen eingewilligt hatten: Ikonen auf Holz, Bronzekreuze, silberne Weihrauchfässer. Jollois katalogisierte sie.

„Diese koptischen Gegenstände sind das fehlende Bindeglied. Die Kopten stammen unmittelbar von den alten Ägyptern ab. Ihre Sprache leitet sich vom pharaonischen Ägyptisch her. Koptisch zu studieren heißt, sich den Hieroglyphen von unten zu nähern.“

II - Die Expeditionen in die Wüste

Menou erwies sich den Gelehrten gegenüber dem Anschein nach als wohlwollender. Der Tod Klébers hatte in den Fluren des Palastes eine Leere hinterlassen, die die Betriebsamkeit der Gelehrten füllte, zumindest an der Oberfläche. Menou stellte die Eskorten, bewilligte Mittel, nahm bisweilen an den Sitzungen des Instituts teil.

Die Nachricht vom Tod Desaix' bei Marengo erreichte Kairo im August. Jollois erfuhr sie in seinem Arbeitszimmer. Desaix war der beste Gefährte dieser Expedition gewesen. Derjenige, der die Gelehrten hatte arbeiten lassen, ohne sie zu bedrängen, der selbst die Tempel mit einer Aufmerksamkeit betrachtet hatte, wie Jollois sie bei keinem anderen General gesehen hatte.

Die Nachricht war durch einen osmanischen Kurier gekommen, zwei Monate nach den Ereignissen. Desaix war am 14. Juni 1800 bei Marengo gefallen. Am selben Tag wie Kléber, Hunderte von Kilometern entfernt, als er an der Spitze seiner Division angriff, um eine Schlacht zu wenden, die Bonaparte für verloren hielt.

Die Kugel hatte ihn in die Brust getroffen. Er war auf der Stelle tot gewesen, mit einunddreißig Jahren.

Jollois blieb lange an seinem Schreibtisch sitzen, ohne die Lampe anzuzünden. Das Licht schwand. Er ließ es schwinden. Draußen setzte Kairo seinen Lärm des späten Nachmittags fort. Die Stimmen der Verkäufer, ein Muezzin in der Ferne, das gleichmäßige Geräusch der Sakias, die in den Gärten kreisten. Er suchte in seinen Notizbüchern die Aufzeichnungen, die er während des Feldzugs in Oberägypten mit Desaix gemacht hatte. Zweieinhalb Notizbücher, beidseitig beschrieben. Dendera, Theben, das Tal der Könige, Philae. An den Rändern hatte Desaix gelegentlich Anmerkungen gemacht. Keine ästhetischen Kommentare, praktische Fragen. Wie lange man brauche, um diese Stätte auszugraben, wie viele Männer, um diesen Block zu bewegen, wie widerstandsfähig diese Art Sandstein gegen Feuchtigkeit sei.

Diese Anmerkungen hatten Jollois damals verärgert. Ein General, der vor Dendera Fragen der Logistik stellte, das hatte er als engstirnig empfunden. Er las diese Seiten im Licht der Lampe wieder, die Blätter raschelten leise im Luftzug des offenen Fensters. Desaix' Handschrift war klein, gleichmäßig, nach rechts geneigt. Jetzt las er sie anders. Desaix hatte dieselben Dinge angesehen wie er, mit denselben Augen, und sich die Frage nach ihrer materiellen Zukunft gestellt. Was mit diesen Steinen tun. Wie sie schützen. Wie lange sie standhalten würden, wenn man nichts unternahm.

Er dachte auch an die persönlichen Notizbücher von Desaix. Der General hatte seit der Abreise aus Toulon ein Feldzugstagebuch geführt. Jollois hatte es mehrere Abende in dessen Hand gesehen, nach dem Biwak, im Schein einer Laterne. Er wusste nicht, was Desaix darin geschrieben hatte. Er würde es nie wissen. Die Notizbücher eines Toten gehörten dem Toten. Diese Notizbücher mussten mit seinen persönlichen Sachen nach Frankreich zurückgelangt sein. Oder auf dem Schlachtfeld geblieben. Oder von jemandem mitgenommen worden sein. Jollois besaß in

seinem eigenen Gepäck ein Taschenmesser, das Desaix ihm im Dezember 1798 geliehen hatte und an dessen Rückgabe er nie gedacht hatte. Ein gewöhnliches Messer, Holzgriff, kurze Klinge. Es hatte seit anderthalb Jahren dazu gedient, Bleistifte zu spitzen. Er wusste jetzt nicht, was er damit tun sollte. Es zu behalten schien richtig. Es wegzuwerfen schien unmöglich.

Niemand wusste, was man mit den Notizbüchern eines im Kampf gefallenen Mannes tat. Desaix hatte keine Sammlung. Keine Tasche voller *Uschebtis* und Skarabäen. Die Notizbücher von Desaix teilten das Schicksal der übrigen Gegenstände. Geborgen, verloren, verkauft, verbrannt. Die Kriege unterschieden nicht zwischen dem Papierkram eines Offiziers und den Hieroglyphen eines Tempels.

Jollois organisierte weiter neue Erkundungen. Diesmal Stätten im westlichen Nildelta, verschieden von denen, die er zu Beginn des Sommers bereist hatte. Sais, Buto. Flache Tells, wenige sichtbare Monumente.

Am 15. August brach er mit Jomard und Geoffroy Saint-Hilaire auf. Zwölf Tage in den bebauten Ebenen, auf der Suche nach den Spuren der großen pharaonischen Städte des Nordens, aber auch nach den Tierarten, die die Flachreliefs darstellten. Er hatte die Methode des Naturforschers: nichts vom Arbeitszimmer aus voraussetzen. Zuerst sehen. Alles andere kommt danach.

Nach zwei Reisetagen erreichten sie Sais. Die Luft war hier anders, feuchter, schwerer, mit dem Geruch überfluteter Felder und einem weißen Licht, das nicht die Trockenheit der Wüste hatte. Von der großen Hauptstadt der Pharaonen der sechsundzwanzigsten Dynastie war nichts geblieben. Ein paar Granitblöcke, über die Felder verstreut, von den einheimischen Bauern als Stützen ihrer Kanäle wiederverwendet.

„Dieser Tell bedeckt zwei Quadratkilometer“, sagte Jomard. „Zweitausend Jahre geschichtete Besiedlung. Das ist keine ausgegrabene Stätte. Das ist eine ganze Stadt, zusammengepresst in einem Hügel.“

Es gab nichts zu zeichnen. Kein sichtbares Monument, keinen aufrecht stehenden Tempel, keinen Obelisken. Nur die Oberfläche des Hügels, seine Ausmaße, seine mit dem Barometer gemessenen Höhen. Und in den Feldern ringsum, in den Kanälen, in den Mauern der Dorfhäuser, überall, wiederverwendete Granitblöcke. Säulenfragmente, Stücke skulptierter Türstürze, Architravabschnitte. Die Fellachen des Dorfes benutzten sie seit Generationen, um ihre Häuser zu bauen und ihre Felder zu bewässern.

Jomard blieb an einem Kanalufer stehen. Die Blöcke waren aus rosa Granit von Assuan, auf einer Seite poliert, auf den anderen roh.

„Wir können diese Blöcke nicht mitnehmen“, sagte Jollois und sah auf seine Skizzen. „Sie sind Teil der Häuser der Leute. Man kann kein Dorf abreißen, um die Steine zu bergen.“

„Diese Fellachen sind die wahren Bewahrer von Sais. Sie wissen es nicht. Aber ohne ihre Häuser wären diese Blöcke längst verschwunden. Sie haben sie geschützt, indem sie sie wiederverwendeten.“

Er betrachtete seine eigenen Skizzen. Die Blöcke in den Mauern. Die Zeile für Zeile kopierten Inschriften. Er hatte dasselbe getan wie die Fellachen, genommen, was er von Sais nehmen konnte, in dem Träger, der ihm entsprach. Sie im Granit. Er im Papier.

Die Expedition kehrte am 27. August nach Kairo zurück. Zwölf Tage. Enttäuschende Stätten, aber dokumentiert.

Im Oktober und November katalogisierte Jollois die Sammlungen. Mehrere tausend Gegenstände, in zwei Jahren angehäuft. Statuen, Amulette, Papyri, Münzen, Schmuck, Naturexemplare. Er legte Karteikarten an, überprüfte die Beschreibungen, korrigierte die Zuschreibungen. Archivarsarbeit nach Monaten im Feld.

Jollois hatte zufällig im Viertel Alt-Kairo eine koptische Werkstatt entdeckt, in der man angeblich noch immer Papyrus nach den antiken Techniken herstellte. Ein alter Mann und seine beiden Söhne. Sie fertigten Blätter, die an Händler verkauft wurden, die sie den Gelehrten der Kommission als authentische Exemplare weiterverkauften. Jollois hatte dort mehrere Posten erworben.

Eines Morgens bat er darum, bleiben zu dürfen, um die Herstellung zu beobachten.

Die Herstellung des Papyrus folgte einem gut eingespielten Verfahren. Die Stängel in lange, dünne Streifen schneiden, sie in gekreuzten Lagen anordnen, befeuchten, klopfen, mehrere Tage pressen. Jollois legte den Finger auf die Oberfläche eines frischen Blattes, leicht rau, noch warm, mit einem pflanzlichen Geruch, den er nirgendwo sonst gerochen hatte. Das Ergebnis, ein geschmeidiges Blatt von cremigem Weiß, brauchte das beste europäische Papier nicht zu scheuen. Die Technik, die Jollois auf den Flachreliefs von Sakkara wiederzuerkennen glaubte, wollte vier Jahrtausende zurückreichen, ohne sich um einen Handgriff verändert zu haben.

Er zeichnete die Hände des alten Handwerkers. Seine Hände kannten diese Arbeit seit der Kindheit. Sein Vater hatte sie ihn gelehrt, der sie von seinem Vater hatte. Er brauchte nichts zu erklären. Seine Hände wussten es.

„Diese Technik“, sagte Jollois zum Dolmetscher, „seit wann üben sie sie aus?“

Der Dolmetscher stellte die Frage. Der alte Handwerker antwortete, ohne die Augen zu heben.

„Er sagt, sein Vater habe sie ihn gelehrt. Und sein Vater habe sie von jemandem gelernt, der sagte, er habe sie von den Alten.“

„Die Alten, bedeutet das in diesem Zusammenhang die Pharaonen?“

Neue Frage. Kurze Antwort.

„Er sagt, er wisse es nicht. Er sagt, das habe keine Bedeutung. Was zähle, sei, dass die Hände es wüssten.“

Jollois hielt das fest. Was die Hände wissen. Die Weitergabe durch den Körper, die Geste vor den Worten, die Technik vor der Theorie. Der koptische Handwerker kannte den Namen des Erfinders des Papyrus nicht. Er brauchte ihn nicht. Er wusste, wie es geht. Jollois betrachtete seine eigenen Hände, die Tintenflecken in den Gelenkfalten, die Hornhaut am rechten Daumen, die jahrelanger Umgang mit der Zeichenkohle geformt hatte. Auch seine Hände wussten Dinge, die seine Notizbücher nicht sagten.

Das war eine Form des Gedächtnisses, die die *Beschreibung Ägyptens* nicht wiedergeben konnte. Die gestochenen Tafeln würden die Gestalt des Papyrus zeigen. Aber die Geste der Hände – den genauen Druck, den Winkel der Streifen, die nach Augenmaß bemessene Trocknungsdauer –, die würde nirgendwohin gelangen. Sie würde mit diesem Mann und seinen Söhnen sterben, es sei denn, seine Söhne hätten selbst Söhne, die lernen wollten.

Er betrachtete die Hände des ältesten Sohnes. Sie machten genau dieselben Bewegungen wie die des Vaters. Die Weitergabe hatte stattgefunden.

Er ging mit drei neuen Blättern und der Zeichnung der Hände fort, die er später in seiner Wohnung in der Rue Saint-Dominique einrahmen würde. Er dachte an den alten Kalligraphiehändler im Khan el-Khalili, der ihm am ersten Abend in Kairo ein viertes Blatt als Willkommensgeschenk gemacht hatte. Auch diese Geste war eine Weitergabe. Jemandem, der ankam, etwas schenken. Diese beiden Männer gehörten nicht zur selben Welt. Sie hatten dieselbe Geste.

Menou zeigte ein wachsendes persönliches Interesse an den wissenschaftlichen Arbeiten der Kommission. Ein Interesse, das seine Untergebenen bisweilen als lästig empfanden, denn es äußerte sich in Eingriffen in die Organisation der Arbeiten und in dem Anspruch, zu entscheiden, was des Studiums würdig sei.

„General Menou möchte, dass wir den Monumenten der islamischen Zeit mehr Zeit widmen, zulasten der pharaonischen“, berichtete Jollois Fourier. „Er behauptet, das islamische Ägypten sei politisch bedeutsamer für unsere Beziehungen zur einheimischen Bevölkerung.“

„In der Sache hat er nicht ganz unrecht“, sagte Fourier. „Aber über unsere wissenschaftlichen Prioritäten haben wir zu entscheiden, nicht er.“

Sie fanden einen Kompromiss: Einige Gelehrte, darunter Chabrol und Lancret, widmeten einen Teil ihrer Zeit dem Studium der islamischen Epoche und dokumentierten die mittelalterlichen Moscheen Kairos und die architektonischen Techniken der arabischen Baumeister. Diese Studien, die in *die Beschreibung* aufgenommen wurden, gehörten zu den ersten ernsthaften europäischen Arbeiten über die islamische Architektur des Nahen Ostens.

Unterdessen setzte Jollois seine Dokumentation der pharaonischen Monumente fort. Im Lauf der Jahre hatte er eine verfeinerte Arbeitsmethode entwickelt: zuerst eine Gesamtskizze, um die allgemeinen Proportionen zu erfassen, dann detaillierte Aufnahmen der wesentlichen Elemente, schließlich Kopien der hieroglyphischen Inschriften mit allen sichtbaren Unvollkommenheiten, um später verschiedene Fassungen desselben Textes vergleichen zu können.

„Eine Hieroglyphe, die ihr mit ihren Rissen und Lücken abzeichnet, ist wertvoller als eine, die ihr idealisiert“, erklärte er seinen jungen Gehilfen. „Was ihr seht, ist die Wirklichkeit. Was ihr euch vorstellt, wie sie sein müsste, ist bloß eure Rekonstruktion. Vermengt die beiden nicht.“

An einem Märzmorgen, als er das alte islamische Kairo durchstreifte, um die Fassaden mittelalterlicher Häuser zu zeichnen, sah Jollois eine Einzelheit, die er nicht vergaß. Ein französischer Soldat – Anfang zwanzig, abgetragene Uniform, das Gewehr über der Schulter – war vor der Außennische eines Hauses im

koptischen Viertel stehen geblieben. In der Nische stand eine Bronzestatuetten, vielleicht zwanzig Zentimeter hoch, eine sitzende Isis. Alt, offensichtlich. Die Patina war dick und ungleichmäßig.

Der Soldat betrachtete sie. Dann nahm er sie. Ohne zu zögern, ohne sich umzusehen. Er ließ sie in seine Patronentasche gleiten und entfernte sich durch die Gasse. Fünfzehn Sekunden insgesamt. Die Nische war leer.

Jollois blieb, wo er war, und sagte nichts. Keine Autorität über diesen Soldaten, kein Offizier. Und selbst wenn er einer gewesen wäre, was hätte er sagen sollen? Dass dieser Gegenstand zum Haus gehörte? Dass der Besitzer zurückkommen würde? Er wusste nicht, wer dort wohnte und ob das Haus überhaupt noch bewohnt war. Er wusste, dass die Statuette so lange in dieser Nische gestanden hatte, dass ihr Sockel einen Kreis aus sauberem Stein hinterlassen hatte als der Rest.

Er holte sein Notizbuch hervor und zeichnete die leere Nische. Die Kontur der Abwesenheit. Den helleren Fleck dort, wo der Sockel der Statuette jahrelang geruht hatte. Mehr konnte er nicht tun. Dokumentieren, was soeben verschwunden war. Die *Beschreibung Ägyptens* würde vielleicht die Zeichnung einer ähnlichen Isis enthalten, aus den Sammlungen der Kommission. Aber nicht diese Isis. Die würde in der Patronentasche des Soldaten bis Alexandria bleiben, dann in einem Basar, dann in einem Marseiller Salon, falls jemand sie am Hafen kaufte.

Er blieb noch eine Weile dort, das Notizbuch aufgeschlagen bei der Zeichnung der leeren Nische. Dann kehrte er durch die Gassen des koptischen Viertels zum Palast zurück. In den noch geschlossenen Läden spielten Kinder auf der Schwelle. Er ging, ohne sein Notizbuch hervorzuholen, ohne zu zeichnen. Manchmal musste man hindurchgehen, ohne etwas mitzunehmen.

III - Landwirtschaft und Bewässerung

Im Winter von 1800 auf 1801 widmeten sich die Ingenieure und Agronomen der Kommission der ägyptischen Landwirtschaft, einem Gebiet, das die Faszination für die Monumente bis dahin in den Schatten gestellt hatte. Was sie beeindruckte, war, wie gut dieses System funktionierte. Conté stellte seine hydraulischen Arbeiten gleich in der ersten Sitzung des Winters dem Institut vor.

„Die ägyptische Landwirtschaft lässt sich in einem Satz sagen: Die Nilflut düngt die Felder jeden Sommer. Alles andere – die Kanäle, die Becken, die mechanischen Vorrichtungen – ist nur die organisierte Verwaltung dieser natürlichen Tatsache.“

Er beschrieb die Bewässerungsvorrichtungen: den Schaduf, einen einfachen Schwengel mit Gegengewicht zum Schöpfen des Wassers; die Sakia, ein von einem Ochsen angetriebenes Rad für größere Mengen. Zwei Maschinen, die jeder Fellache aus einheimischem Holz und Seil zu bauen und zu reparieren wusste.

„Der Schaduf und die Sakia wirken primitiv. Das sind sie nicht. Einheimisches Holz, pflanzliches Seil, Lehm. Das ist Ingenieurskunst für die wirklichen Bedingungen, nicht für unsere Handbücher.“

Was Conté aus Erfahrung begriff, war, dass eine einfache, gut durchdachte Maschine hundert komplizierte, schlecht angepasste aufwiegt. Die Ägypter hatten das tausend Jahre vor ihm gelernt.

Er legte technische Zeichnungen des Kanalnetzes vor, das das Nilwasser über das ganze anbaufähige Tal verteilte. Ein verzweigter hydraulischer Baum über Hunderte von Kilometern, gemeinschaftlich unterhalten von Dutzenden von Dörfern.

„Der Kanal, der nicht ausgebaggert wird, stirbt in drei Jahren. Der Schlamm verstopft ihn. Hier ist das die Arbeit des Winters. Hunderte von Männern im Wasser bis zur Taille. Ein einzelnes Dorf kann einen großen Kanal nicht unterhalten. Genau deshalb haben die Ägypter einen zentralisierten Staat entwickelt. Die

Wasserwirtschaft hat die pharaonische Bürokratie hervorgebracht, nicht umgekehrt.“

Neben der Bewässerung untersuchten mehrere Gelehrte die Nutzpflanzen und die landwirtschaftlichen Praktiken. Jollois verbrachte seine Tage auf den Feldern und beobachtete die Jahreszeitenzyklen, die Pflugtechniken, die einheimischen Sorten.

„Die ägyptische Landwirtschaft von heute gleicht der des Alten Reiches“, schloss Jollois. „Dieselben Pflanzen, dieselben Werkzeuge, dieselben Handgriffe. Viertausend Jahre haben am Wesentlichen nichts geändert.“

„Die Ägypter brauchten keinen Dünger“, sagte Conté. „Der Nil brachte ihnen jedes Jahr welchen aus den Bergen Äthiopiens. Sie leiteten das Wasser auf die Felder, warteten auf die Ablagerung und ließen es dann vor der Aussaat wieder abfließen.“

Marcel, der kein Ingenieur war, entdeckte in dieser Erklärung einen Schlüssel zum Verständnis der Architektur der pharaonischen Tempel. Die großen Heiligtümer waren fast immer rechtwinklig zum Nil ausgerichtet, ihre Hauptachsen entsprechend dem landwirtschaftlichen Kalender auf den Fluss oder auf die Himmelsrichtungen gerichtet. Die religiöse Astronomie der Ägypter war vom landwirtschaftlichen Kalender nicht zu trennen, der seinerseits auf die Zyklen des Nils abgestimmt war.

„Sehen Sie, der Tempel ist kein von der natürlichen Welt getrenntes Bauwerk. Er ist in die landwirtschaftliche und hydraulische Landschaft eingefügt. Die Ausrichtung auf den Fluss nennt die Quelle des Lebens. Die Sonne geht auf der Seite der Wüste unter, dort, wo man die Toten begräbt. Die ägyptische Religion ist eine hydraulische Kosmologie.“

„Wenn man dieses System auf andere schlammführende Ströme überträgt – den Niger etwa oder den Indus –, wären die Wirkungen vergleichbar. Das ist keine lokale Technik. Es ist eine universelle Technik, die zu vervollkommen nur die Ägypter die Zeit hatten.“

Abdallah ibn Youssef war seit sechzehn Jahren *Wakil* des Kanals von Gizeh. Er beaufsichtigte die jährliche Ausbaggerung von sieben Kilometern Hauptkanal samt seinen Verzweigungen, koordinierte die Arbeit von vierzehn Dörfern und schlichtete die Streitigkeiten der Fellachen über die Verteilung des Wassers.

An jenem Morgen hatten sich zwei der Ingenieure der Kommission am Ufer seines Hauptkanals niedergelassen. Der große Hagere mit seinen Instrumenten. Der andere mit den tintenfleckigen Händen. Sie zeichneten, maßen, sprachen miteinander. Der Dolmetscher, den sie mitgebracht hatten, war nicht sehr gut. Er übersetzte die Wörter, aber nicht den Sinn. Abdallah erkannte das daran, wie er bei den Fachausdrücken zögerte. Ein guter Dolmetscher sucht nicht nach seinen Worten.

Er hatte ihnen eine Stunde lang vom anderen Ufer aus zugesehen, verborgen im Ufergeröhr. Er wollte verstehen, was sie suchten. Sie maßen die Breite des Kanals, die Höhe der Böschungen, das Gefälle der Sohle. Er sah es an den Gesten des großen Hageren mit seinem Visierinstrument. Das waren keine Soldaten. Soldaten hätten die Umgebung angesehen, nicht den Kanal. Diese Männer sahen nur den Kanal an.

Der große Hagere war auf ihn zugekommen. Durch den Dolmetscher hatte er gefragt, wie viele Arbeitstage die jährliche Ausbaggerung ausmache, wie viele Männer, wie man die Mannschaften unter den Dörfern organisiere. Fragen eines *Wakil*.

Abdallah hatte sorgfältig geantwortet. Er wusste, dass diese Franzosen alles aufschrieben. Der große Hagere notierte seine Antworten so schnell, dass man merkte, er verstand, was man ihm sagte, auch wenn der Dolmetscher Mühe hatte. Als Abdallah das System der Ausbaggerungsturnusse erklärt hatte – jedes Dorf für einen Abschnitt verantwortlich, Wechsel im Dreijahresrhythmus –, hatte der große Hagere genickt, so wie Ingenieure nicken, wenn ihnen etwas bestätigt, was sie ohnehin vermutet hatten.

Was Abdallah störte, war nicht die Neugier der Franzosen. Es war, dass sie den Kanal wie einen Gegenstand behandelten. Wie

etwas, das man messen, beschreiben, in ein Buch setzen und dann verstehen konnte. Abdallah hatte sechzehn Jahre damit verbracht zu lernen, dass der Kanal sich nicht auf seine Maße reduzieren ließ. Er hatte Launen. In Jahren starker Flut trat er an manchen Stellen über, die nie übergetreten waren. In Jahren mit Niedrigwasser zeigte er schwierige Passagen, die seit dreißig Jahren niemand gesehen hatte. Um das zu meistern, brauchte es Gedächtnis – das Gedächtnis, das sein Vater ihm weitergegeben hatte und das er seinem Sohn weitergeben würde –, keine Visierinstrumente.

Er hatte sie arbeiten lassen. Sie nahmen nichts. Sie störten nichts. Am Ende des Vormittags hatte der große Hagere ihm seine Zeichnung des Kanals gezeigt, einen präzisen Querschnitt mit den Maßen in Zahlen. Abdallah hatte sie schweigend betrachtet. Sie war genau. Das war der Kanal. Aber sie sagte nicht, warum das linke Ufer beim dritten Kilometer brüchiger war als das rechte, noch wie man an der Farbe des Wassers spürte, ob der Schlamm dieses Jahres gut oder zu sandig sein würde. Die Zeichnung zeigte den Kanal. Er kannte den Kanal.

Er hatte ihnen durch den Dolmetscher zwei Stellen des Kanals genannt, an denen die Messungen interessanter sein würden. Stellen, die sein Vater ihm gezeigt hatte und deren Bedeutung er nicht erklären konnte. Er spürte es, das war alles. Der große Hagere war ohne Zögern hingegangen. Er musste etwas Interessantes gefunden haben, denn er hatte an jeder zwei Stunden verbracht.

Am späten Nachmittag, vor dem Aufbruch, hatte der große Hagere ihn gefragt – wieder durch den Dolmetscher –, wie lange die Lehrzeit eines *Wakil* dauere. Abdallah hatte geantwortet: das ganze Leben. Der Dolmetscher hatte übersetzt. Abdallah hätte gern hinzugefügt, dass das Lernen nie endete, weil auch der Kanal nie aufhörte, sich zu verändern, und dass die Weisheit eines *Wakil* darin bestand zu wissen, dass das, was er noch immer nicht wusste, größer war als das, was er wusste.

Jollois kehrte mit zweiundsiebzig Schlammbeuteln und Seiten hydrologischer Messungen nach Kairo zurück. Er dachte an diesen *Wakil* des Kanals, an seine Art, ihnen vom anderen Ufer aus bei der Arbeit zuzusehen, an seine Genauigkeit, als er die Fragen beantwortet hatte, an den Hinweis auf die zwei Stellen des Kanals. Das war kein Mann, der die Franzosen erduldete. Das war ein Mann, der rechnete. Er dachte an seine eigene Art, dieses Land zu sehen: in Maßen, in Koten, in Querschnitten. Im Grunde gar nicht so verschieden.

„Und der Mann, der diesen Kanal seit sechzehn Jahren verwaltet, was hat er Ihnen gesagt?“, fragte Conté einen Tag später bei der Vorstellung der Ergebnisse.

„Dass die Lehrzeit das ganze Leben dauert. Und dass das, was er noch immer nicht weiß, größer ist als das, was er weiß.“

Conté legte seinen Bleistift hin. Er betrachtete die auf dem Tisch aufgereihten Schlammbeutel. Zweiundsiebzig Proben, entnommen auf vierzig Kilometern, etikettiert, nummeriert, bereit zur Abreise nach Paris. Ägyptische Erde in französischen Leinen-säckchen. Er dachte daran, wie Jollois jede Probe entnommen hatte, kniend am Kanalufer, die Finger im noch feuchten Schlamm, die Beschaffenheit fühlend, ehe er sie maß. Dieses Gefühl würde nicht in den Beuteln sein. Es würde hier bleiben, am Ufer des Kanals, in den Händen, die die Bewegung gemacht hatten.

„Wir tun mit ihrem Land dasselbe wie mit ihren Statuen“, sagte er. „Wir nehmen, was uns interessiert, und nennen es Wissenschaft.“

Jollois antwortete nicht. Der Unterschied zwischen dem Entnehmen von Schlamm und dem Mitnehmen eines *Uschebti* war nicht so klar, wie er es gewünscht hätte. In beiden Fällen verließ etwas Ägypten.

„Der Unterschied“, sagte er schließlich, „ist, dass man Schlamm nehmen kann, ohne das Feld zu verarmen. Die Flut bringt jedes Jahr neuen. Die Statuen bringt der Nil nicht wieder.“

„Das ist eine praktische Grenze. Keine moralische.“

Sie schwiegen. Draußen im Hof hörte man die ägyptischen Diener, das gleichmäßige Geräusch des Mörsers, Stimmen auf Arabisch, roch den Kreuzkümmel. Auch diese Männer hatten ihr Handwerk von ihrem Vater gelernt. Sie würden nicht in Leinensäcken nach Paris reisen.

Die Ausbaggerung des Hauptkanals begann in der dritten Dezemberwoche. Jollois fragte Abdallah, ob er zusehen dürfe. Abdallah willigte ein, mit einer Miene, die nichts sagte.

Die Mannschaften arbeiteten nach Dörfern, jede an ihrem zugewiesenen Abschnitt. Männer im Wasser bis zur Taille, die mit breiten Holzschaukeln den Schlamm vom Grund rissen und in geflochtene Körbe luden, die andere auf die Böschungen trugen. Der auf den Böschungen abgelagerte Schlamm würde auf die Felder verteilt werden. Nichts ging verloren.

Jollois blieb fünf Stunden und sah zu. Er zählte die Männer, maß das pro Stunde geförderte Schlammvolumen, notierte die Tiefe der Abschnitte vorher und nachher. Die Leistung war gleichmäßig. Keine verschwendete Bewegung, keine Unordnung zwischen den Mannschaften. Diese Männer taten das seit ihrer Kindheit. Ihre Bewegungen besaßen die Flüssigkeit dessen, was so früh gelernt wurde, dass es sich vom Körper, der es tut, nicht mehr unterscheiden lässt.

Zur Mittagszeit setzte sich Abdallah neben ihn auf die Böschung. Er sah Jollois einige Minuten lang schweigend beim Notieren seiner Zahlen zu. Dann sprach er, und der Dolmetscher übersetzte in kurzen Sätzen.

„Er sagt, sein Großvater habe ihm weiter unten eine Stelle gezeigt, wo der Grund des Kanals aus gewachsenem Fels besteht. Wenn der Grund aus gewachsenem Fels besteht, hält der Kanal

in Jahren starker Flut besser. Sein Vater wusste das. Er weiß es. Er wollte wissen, ob Sie es wussten.“

Jollois sah den Dolmetscher an, dann Abdallah. Die Frage war nicht harmlos. Sie trug hinter den Worten eine andere Frage in sich: Wissen Sie, was Sie messen?

„Nein“, sagte er. „Ich wusste es nicht. Zeigen Sie mir diese Stelle.“

Abdallah erhob sich ohne Eile. Sie gingen zwanzig Minuten lang gemeinsam am Kanal entlang. Abdallah blieb vor einem Abschnitt stehen, wo der Grund zutage trat. Dunkles Gestein, von den Jahrhunderten der Strömung geglättet, durchzogen von Linien mineralischer Ablagerung. Jollois kniete nieder. Er zog sein Messer und kratzte behutsam über die Oberfläche. Dichter Kalkstein. Der Kanal war hier dem natürlichen Felsabsturz folgend gegraben worden. Jemand hatte vor dreitausend Jahren diese Stelle aus diesem Grund gewählt.

Jollois notierte die Stelle und fertigte eine Skizze des Gesteins mit seinen Riefen an. Abdallah sah ihm dabei zu. Als Jollois fertig war, sagte er etwas, das der Dolmetscher erst nach einem Moment zu übersetzen vermochte.

„Er sagt, die Franzosen schreiben auf, was die Ägypter seit jeher tun. Dass das vielleicht nützlich sei. Aber dass das Schreiben nicht ersetze, es tausend Jahre lang getan zu haben.“

Jollois schloss sein Notizbuch. Das stimmte. Er fand nichts zu erwidern.

Am Abend geleitete Abdallah Jollois bis an den Rand des Dorfes, wo die französische Kolonne ihr Lager aufgeschlagen hatte. Sie gingen Seite an Seite, ohne zu sprechen, der Dolmetscher folgte ihnen in einigen Schritten Abstand. Die Sonne stand tief über der westlichen Wüste, das Licht lang und gelb auf den Feldern, die der Rückgang des Wassers schon freigegeben hatte.

Abdallah blieb stehen. Er betrachtete eine Weile die Felder, dann sagte er etwas, das der Dolmetscher so wiedergab: dass in der

Ecke des nächstgelegenen Feldes – er zeigte mit dem Finger darauf – ein Haufen Kalksteinblöcke liege, die er im vergangenen Winter beim Ausbaggern des Kanals gefunden habe. Beschriftete Blöcke. Er könne die Zeichen nicht lesen. Er habe sie dorthin gelegt, weil er nicht gewusst habe, was er damit tun solle.

Jollois ging nachsehen. Vier Blöcke aus weißem Kalkstein, so groß wie Melonen, in einem Winkel der Böschung aufgeschichtet. Jeder trug erhabene Hieroglyphen von guter Ausführung. Eine Verwaltungsinschrift wahrscheinlich, oder eine Weiheformel, aus der Zeit des Neuen Reiches. Sie stammten aus einem abgetragenen Tempel, waren in einer Mauer wiederverwendet worden und dann in den Kanal gestürzt.

Jollois zeichnete sie. Dann trug er sie in sein Register ein, mit der genauen Fundstelle und der Beschreibung der Zeichen. Er nahm den kleinsten der vier – drei Kilo, eine beschriftete Seite und drei rohe Seiten – und steckte ihn in seine Feldtasche.

Abdallah sah ihm dabei zu. Er sagte nichts. Er hatte diese Blöcke gezeigt, weil sie ihm wichtig erschienen, nicht weil er erwartet hatte, dass man sie mitnahm. Aber der Franzose hatte zuerst gezeichnet. Das war schon etwas anderes als der Soldat, der ohne Umschweife nahm.

„Die Zeichnung bleibt, auch wenn der Block verloren geht“, sagte Jollois durch den Dolmetscher. „Ich nehme den Block mit, um ihn in Paris zu studieren. Nehme ich ihn nicht mit, trägt der Kanal ihn nächstes Jahr fort, und es bleibt nichts vom Block und nichts von der Zeichnung.“

Abdallah hörte die Übersetzung an und zuckte mit den Schultern – die allgemeingültige Geste dessen, der nicht überzeugt ist, aber nicht die Kraft hat zu streiten –, dann ging er zurück ins Dorf.

IV - Die Zeit wird knapp

Am 8. März 1801 landeten etwa sechzehntausend britische Soldaten bei Abukir und marschierten auf Alexandria. Der Krieg,

den man durch das Abkommen von El-Arich für beigelegt gehalten hatte, hatte soeben von neuem begonnen. Die in Kairo versammelten Gelehrten der Kommission begriffen, dass ihre Abreise aus Ägypten fortan von einer militärischen Kapitulation abhängen würde.

Menou mobilisierte seine Truppen. Aber seine Männer waren über Alexandria, Kairo und Oberägypten verstreut. Eine rechtzeitige Zusammenziehung war unmöglich. Eine unentschiedene Schlacht wurde am 21. März bei Alexandria geschlagen. Die Franzosen kämpften gut. Aber die Briten hatten sechzehntausend Mann und Schiffe. Der Krieg ging nicht an einem Tag verloren. Er ging seit dem 1. August 1798 verloren.

Aus dem Norden trafen beunruhigende Nachrichten ein: Ein großes osmanisches Heer rückte unter dem Befehl des Großwesirs Youssouf Pascha vor. Zwanzigtausend osmanische Soldaten, verstärkt durch die Mamelucken. Die Zange schloss sich. Die Gelehrten begriffen, dass die Kapitulation unvermeidlich war. Die Frage war nicht mehr, ob, sondern wann und unter welchen Bedingungen ihre Sammlungen überdauern würden.

Fourier berief für den Abend des 14. März eine außerordentliche Sitzung der Kommission ein. Alle in Kairo anwesenden Gelehrten waren gekommen. Etwa zwanzig Männer, die um den großen Tisch der Bibliothek des Instituts saßen. Draußen hörte man die Rufe der Händler, die ihre Buden schlossen.

„Meine Herren“, begann Fourier, „wir müssen die Verteidigung unserer Sammlungen vorbereiten. Kapitulationsverträge sehen in der Regel vor, dass die Sieger das Eigentum des besiegten Staates beschlagnahmen dürfen. Gelten unsere Sammlungen als Eigentum des französischen Staates, haben die Briten das Recht, sie einzufordern.“

Schweigen. Dann ergriff Jomard das Wort.

„Wir müssen erreichen, dass sie als internationales wissenschaftliches Eigentum anerkannt werden, nicht als französisches

Militäreigentum. Unsere Arbeiten gehören der universellen Wissenschaft, nicht einer bestimmten Regierung.“

„Die Briten haben Naturforscher“, sagte Geoffroy. „Ein Kommissar namens Hamilton kennt sich mit Altertümern aus. Sie werden genau wissen, was wir haben.“

Marcel schaltete sich ein.

„Die Unterscheidung zwischen institutionellem und persönlichem Eigentum wird entscheidend sein. Was aus unserer eigenen Tasche bezahlt wurde, lässt sich als solches verteidigen. Was im Namen der Kommission gesammelt wurde, wird schwerer zu schützen sein.“

Das Gespräch zog sich über drei Stunden hin. Die Gelehrten legten die Grundzüge ihrer Strategie fest. Sie würden sich der gewaltsamen Beschlagnahme nicht widersetzen. Dazu fehlten ihnen die Mittel und die Befugnis. Aber sie würden ihre Rechte vor den britischen Kommissaren geltend machen. Sie würden ihre Argumente vortragen. Sie würden, wenn nötig, Objekt für Objekt verhandeln.

Sie verbrachten die Nacht des 15. März damit, ein paralleles Inventar anzulegen. Ein offizielles Inventar all dessen, was die Kommission besaß, und ein persönliches Inventar dessen, was jeder Gelehrte in eigenem Namen besaß. Marcel arbeitete bis fünf Uhr morgens. Er schlug sein Register auf Seite siebenundachtzig auf. Er las die jüngsten Einträge noch einmal. Eine Anubis-Statuette aus Bronze, zweiundzwanzig Zentimeter hoch, am 3. September 1799 im Khan el-Khalili für acht Piaster vom Händler Youssef ibn Khalil gekauft. Ein fragmentarischer Totenpapyrus, fünfzehn mal zwanzig Zentimeter, am 17. November 1799 von einem Fellachen aus Sakkara für drei Piaster gekauft. Ein Skarabäus aus grünem Steatit, ptolemäische Zeit, am 2. Februar 1800 auf dem Basar von Ezbekiyeh für anderthalb Piaster gekauft. Jeder Gegenstand hatte seine Geschichte. Jeder Kauf ließ sich überprüfen. Das war sein Schutz.

Sein Einkaufsregister umfasste hundertzwölf Seiten, hundertzweiundsechzig Einträge seit dem ersten Markt in Alexandria, fast drei Jahre zuvor. Jeder in seinem eigenen Namen erworbene Gegenstand war darin mit Datum, Ort, gezahltem Preis und, wenn er ihn kannte, dem Namen des Verkäufers verzeichnet. Dieses Register war von Anfang an mit der Genauigkeit eines Notars geführt worden, weil Marcel schon in Alexandria begriffen hatte, dass diese Unterscheidung am Ende zählen würde.

„Hält dieses Register stand?“, fragte Fourier, der ihm über die Schulter las.

„Für das, was gesichert ist, hält es stand. Für den Rest hält es stand, wenn Hamilton nicht zu sehr drängt. Ein Kommissar, der alles nehmen will, findet immer einen Vorwand. Ein Kommissar, der vernünftig sein will, wird dieses Register als hinreichenden Beweis akzeptieren.“

„Dann hängt alles von Hamilton ab.“

„Ja, alles hängt von Hamilton ab.“

Die Frage des Steins von Rosette beschäftigte die Gelehrten in besonderem Maße. Es war der wichtigste Gegenstand, den sie gefunden hatten. Ginge er nach London, würde die Entzifferung der Hieroglyphen zu einem britischen Sieg. Doch Marcel hatte Vorkehrungen getroffen. Ein Jahr zuvor hatte er Strichzeichnungen der Abreibungen, die er in Rosette angefertigt hatte, nach Paris geschickt. Diese Kopien waren angekommen. Silvestre de Sacy, der große französische Kenner orientalischer Texte, hatte sie in den Händen. Selbst wenn der Stein nach London ging, würden die Abreibungen in Paris bleiben. Die Entzifferung könnte anhand der Kopien erfolgen.

„Die Information und der Gegenstand sind nicht dasselbe“, sagte Marcel. „Die Information reist. Der Gegenstand nicht. Diese Schlacht haben wir bereits gewonnen.“

In den folgenden Wochen widmeten sich die Gelehrten der systematischen Vervielfältigung ihrer Arbeiten. Die Bibliothek des

Instituts verwandelte sich in eine Kopierwerkstatt. Entlang der Wände wurden Tische aufgestellt, jeder einem Dokumenttyp zugewiesen. Ein Tisch für die Pausen der Zeichnungen. Einer für das Abschreiben der topografischen Messungen. Einer für die Abschriften koptischer Texte. Einer für die botanischen und zoologischen Beschreibungen.

Die Arbeit war minutiös und erschöpfend. Jollois beaufsichtigte die Anfertigung von hundertdreißig Pausen seiner wichtigsten Zeichnungen. Die Tempel Oberägyptens, die Pyramiden von Gizeh und Sakkara, die Gräber des Tals der Könige. Er hatte drei junge Zeichner aus der Armee angeworben, die einen Stift zu führen und einer Linie zu folgen verstanden. Er zeigte ihnen eine Originalzeichnung und bat sie, rasch eine Pause davon anzufertigen, nur die Umrisse, keine Schatten, keine überflüssigen Einzelheiten. Das Wesentliche der architektonischen Information musste erhalten bleiben. Der Rest durfte der Geschwindigkeit geopfert werden.

Diese Pausen wurden in Bambusröhren gerollt und einem griechischen Händler anvertraut, der sich verpflichtete, sie mit dem ersten neutralen Schiff nach Paris zu befördern. Jollois zahlte ihm fünfzig Piaster im Voraus und versprach ihm weitere fünfzig, wenn die Röhren an ihrem Bestimmungsort ankämen.

„Vertrauen Sie ihm?“, fragte Jomard, während er der Karawane nachsah.

„Nein. Aber ich habe keine Wahl. Der einzige Schutz besteht darin, die Sendungen zu vervielfachen. Geht eine verloren, kommt vielleicht eine andere an.“

Jomard seinerseits kopierte die Gesamtheit seiner topografischen Messungen auf einen zweiten Satz Blätter. Die Arbeit nahm ihn neun Tage in Anspruch. Er arbeitete abends beim Schein einer Lampe und schrieb Ziffer für Ziffer, Winkel für Winkel ab. Jede Messung wurde zweimal überprüft. Eine einzige falsche Ziffer konnte eine ganze Reihe von Berechnungen unbrauchbar machen. Seine Notizbücher füllten sich mit Zahlenkolonnen,

geometrischen Skizzen, Randbemerkungen. Diese Kopien würden getrennt von den Originalen aufbewahrt. Ginge eine Kiste verloren, würde die andere überleben.

Geoffroy konnte seine Fischgläser nicht vervielfältigen. Von einem Alkoholpräparat ließ sich keine Kopie anfertigen. Aber er zeichnete jedes Exemplar mit einer Genauigkeit, die genügte, damit ein Naturforscher die Art allein anhand der Zeichnung erkennen konnte. Zweihundertvierzig Arten, eine nach der anderen, mit ausführlichen Anmerkungen zu Herkunft, Größe und unterscheidenden anatomischen Merkmalen. Diese Zeichnungen waren keine Kunst. Es waren wissenschaftliche Dokumente, kalt, präzise, ohne jeden Ausdruck. Aber sie enthielten die gesamte Information, die zur Bestimmung der Art nötig war. Sollten die Gläser zerstört werden, würden die Zeichnungen wenigstens das Wissen bewahren, das sie enthielten.

Am 25. März erreichte Kairo eine beunruhigende Nachricht. Die osmanische Armee des Großwesirs Youssouf Pascha rückte von Syrien her vor. Ihre Vereinigung mit den in Abukir gelandeten britischen Streitkräften stand unmittelbar bevor. Kairo würde bald eingekesselt sein.

Fourier rief die Gelehrten noch am selben Abend zusammen.

„Meine Herren, wir müssen unser Vervielfältigungsprogramm beschleunigen. Alles, was sich kopieren lässt, muss rasch kopiert werden. Danach ist es zu spät.“

Das Tempo steigerte sich. Man arbeitete von der Morgendämmerung bis Mitternacht. Die Öllampen brannten ununterbrochen. Der Geruch von Tinte und Papier erfüllte die Gänge. Die Gelehrten arbeiteten in Zweierteams, der eine diktierte, der andere schrieb.

Am 8. April unterbrach ein Zwischenfall die Arbeit. Jomard schrieb eine Reihe von Winkelmessungen aus Dendera ab, als sein Ellbogen das Tintenfass streifte. Die Tinte ergoss sich über das Blatt. Drei Stunden Arbeit verloren. Er sah auf die ruinierte

Seite, auf das Schwarz, das die Zahlen verschlang. Dann nahm er ein neues Blatt und begann von vorn. Ziffer für Ziffer. Winkel für Winkel. Geoffroy am Nachbartisch sah auf. Sie tauschten einen Blick. Keine Worte. Nur das Einverständnis, dass die Arbeit weitergehen würde, was auch geschehen mochte. Militärische Schreiber wurden requiriert, um beim Kopieren der Verwaltungsdokumente zu helfen.

Die Bibliothek glich einem mittelalterlichen Skriptorium. Das Geräusch der Federn auf dem Papier, das Knistern umgeblätterter Seiten, das Flüstern der Kopisten. Manchmal ein unterdrückter Fluch, wenn ein Tintenfleck eine fast fertige Seite verdarb. Dann musste alles von vorn begonnen werden.

Im April schickte Jollois eine zweite Ladung Pausen mit einer Handelskarawane, die nach Alexandria aufbrach. Wieder zahlte er dem Karawanenführer fünfzig Piaster im Voraus. Das war Vorsicht, keine Paranoia. Schiffe sanken. Kisten fielen von Karren. Brände verheerten die Lagerhäuser. Diebe trieben sich auf den Straßen herum. Der einzige Schutz war die Vervielfältigung und die Vermehrung der Beförderungswege.

Neben der Kopiarbeit arbeiteten die Gelehrten ihre juristische Strategie für die Auseinandersetzung mit den britischen Kommissaren aus. Sie erstellten eine Liste der Objekte, die sie vorrangig verteidigen würden. Der Stein von Rosette an der Spitze, gefolgt von den großen Sarkophagen, den monumentalen Statuen, Geoffroys naturkundlichen Sammlungen, Jomards kartografischen Aufnahmen und Jollois' Notizbüchern. Für jede Kategorie bereiteten sie Argumente vor, die auf der Unterscheidung zwischen institutionellem und persönlichem Eigentum, zwischen gesammelten Objekten und geschaffenen Werken beruhten.

Marcel formulierte die Doktrin, die ihre Verteidigung leiten sollte: Die Zeichenhefte waren keine Kuriositäten, sondern Arbeitsinstrumente. Die Abreibungen waren keine Altertümer, sondern Papier und Tinte, hergestellt von den Gelehrten selbst. Die wissenschaftlichen Instrumente waren Berufswerkzeuge, keine

Kriegstrophäen. Die naturkundlichen Exemplare gehörten dem Reich der Natur, keinem bestimmten Staat.

„In den Verträgen steht, dass die Sieger natürliche und künstliche Kuriositäten beschlagnahmen dürfen“, sagte Marcel. „Es liegt an uns zu beweisen, dass unsere Arbeiten keine Kuriositäten sind. Es sind wissenschaftliche Erzeugnisse.“

„Die Briten werden alles nehmen wollen“, erwiderte Jomard. „Unsere Argumente werden nicht genügen.“

„Unsere Argumente werden Grauzonen schaffen“, sagte Fourier. „In diesen Grauzonen wird Verhandlung möglich. Ein vernünftiger Kommissar wird bereit sein, manches zu belassen. Dort müssen wir unsere Anstrengungen bündeln.“

„Und wenn Hamilton nicht vernünftig ist?“, fragte Geoffroy.

„Dann verlieren wir alles. Aber wir werden es wenigstens versucht haben. Und die Kopien werden überleben.“

Auch die moralische Frage der Plünderung wurde erörtert. Bei einer Zusammenkunft im April brachte Jomard das Problem zur Sprache, das sie alle beschäftigte, ohne dass jemand es deutlich auszusprechen wagte.

„Wir haben Gegenstände von dreierlei Art gesammelt. Erstens wissenschaftliche Beobachtungen. Messungen, Zeichnungen, Notizen, die wir selbst angefertigt haben. Diese Beobachtungen gehören uns ohne jede Diskussion. Zweitens naturkundliche Exemplare, die wir in der Natur gesammelt haben. Fische, Pflanzen, Mineralien. Diese Exemplare gehören niemandem im Besonderen, und unser Sammeln beraubt niemanden. Drittens Gegenstände, die aus archäologischen Stätten entnommen wurden. Gräber, Tempel, Nekropolen. Diese Gegenstände gehörten Ägypten. Wir haben sie genommen.“

Geoffroy schaltete sich ein.

„Die Unterscheidung ist in der Theorie klar. In der Praxis ist sie komplizierter. Die Fellachen, die Gräber plündern, um uns Gegenstände zu verkaufen, hätten sie ohnehin geplündert. Unsere

Anwesenheit hat nur einen Vorgang beschleunigt, der bereits bestand.“

„Das ist keine Rechtfertigung“, erwiderte Jomard. „Es ist eine Abmilderung. Das ist nicht dasselbe.“

Jollois, der während der ganzen Debatte geschwiegen hatte, ergriff schließlich das Wort.

„Die Frage ist nicht nur moralisch. Sie ist auch praktisch. Wenn wir zugeben, dass diese Gegenstände Ägypten gehören, haben wir kein Argument, sie gegen die Briten zu verteidigen. Beanspruchen wir sie als die unseren, müssen wir auch zu den Folgen stehen. Wir haben sie genommen. Wir werden sie behalten. Und wir werden unsere Arbeiten veröffentlichen, um diese Wegnahme zu rechtfertigen. Das ist unsere einzig mögliche Folgerichtigkeit.“

Fourier nickte.

„Die Frage“, sagte Fourier, „ist nicht, ob wir recht oder unrecht hatten, diese Gegenstände zu nehmen. Diese Diskussion ist akademisch. Die Frage lautet: Was tun wir jetzt? Wir haben diese Gegenstände. Die Briten werden sie einfordern. Glauben manche von Ihnen, wir sollten sie ihnen freiwillig überlassen, im Namen moralischer Grundsätze?“

Niemand antwortete. Die Frage war gestellt, aber die Antwort war offensichtlich. Kein Gelehrter in diesem Saal war bereit, drei Jahre Arbeit freiwillig herzugeben.

„Dann sind wir uns einig“, sagte Fourier. „Wir werden unsere Sammlungen verteidigen. Aber wir werden es im Wissen darum tun, warum wir es tun. Nicht nur, weil es unsere Sammlungen sind. Sondern weil wir glauben, dass die französische Wissenschaft einen besseren Gebrauch davon machen wird als die britischen Militärs.“

Marcel fügte einen entscheidenden Punkt hinzu.

„Und wenn die Briten einen besseren Gebrauch davon machen als wir? Das British Museum ist eine seriöse Institution. Ihre

Gelehrten sind kompetent. Unser Argument der wissenschaftlichen Überlegenheit gilt nur, wenn wir unsere Arbeiten tatsächlich veröffentlichen. Landen unsere Sammlungen zwanzig Jahre lang in Kisten in Paris, dann haben die Briten recht gehabt, sie uns wegzunehmen.“

„Das ist ein wichtiger Punkt“, räumte Fourier ein. *Die Beschreibung* muss veröffentlicht werden. Sie wird die Rechtfertigung für alles sein, was wir hier getan haben.“

Am 12. Mai traf ein Kurier aus Alexandria ein. Ein französischer Offizier auf Urlaub brachte Neuigkeiten: Die Briten hatten von General Menou offiziell die vollständige Liste der vom Institut d'Égypte gesammelten Altertümer verlangt. Fourier las den Brief zweimal. Das war keine Hypothese mehr. Die britischen Kommissare würden mit ihren genauen Forderungen kommen. Hamilton hatte sein Inventar wahrscheinlich schon vorbereitet.

Im Mai wurden die militärischen Nachrichten konkreter. Die Briten, die ihre Stellung in Alexandria gefestigt hatten, rückten langsam ins Landesinnere vor. Die Osmanen kamen aus Nordosten voran. Das Zusammentreffen vor Kairo war unausweichlich. Es war nur noch eine Frage von Wochen.

Die Gelehrten verstärkten ihre Anstrengungen noch einmal. Die Zeit wurde tatsächlich knapp. Jeder Tag brachte neue Zwänge, neue Dringlichkeiten, neue Entscheidungen, die zu treffen waren. Was zuerst kopieren? Was zurücklassen? Wie die begrenzten Mittel – das Papier, die Tinte, die Zeit, die Aufmerksamkeit – auf Vorhaben verteilen, die alle gleich dringlich schienen?

In diesen Momenten wurde der Unterschied zwischen den Gelehrten sichtbar. Manche gerieten in Panik, wollten alles retten und begannen zehn Kopierprojekte zugleich, ohne eines zu beenden. Andere, wie Jomard, behielten ihre Methode bei, setzten klare Prioritäten und hielten sich daran, ohne sich zu zerstreuen.

Fourier beobachtete all dies mit besonderer Aufmerksamkeit. Er machte sich Notizen. Nicht über die Gegenstände, sondern über

die Menschen. Wie jeder auf den Druck reagierte. Wer seine Klarheit bewahrte. Wer sie verlor. Diese Notizen würden nie in der *Beschreibung Ägyptens* Verwendung finden. Aber sie würden ihm Jahre später helfen, das Vorwort der Beschreibung mit Genauigkeit zu verfassen: Er hatte Ägypten nicht nur vermessen, sondern auch jene beobachtet, die es vermaßen.

Ende Mai kam Fourier nach Mitternacht in die Werkstatt. Die Lampen brannten noch. Drei Kopisten arbeiteten schweigend, über ihre Blätter gebeugt. Der eine schrieb topografische Messungen ab. Der andere pauste die Zeichnung eines Tempels durch. Der dritte übertrug botanische Beschreibungen. Fourier blieb im Türrahmen stehen. Er dachte an das, was in diesem Raum auf dem Spiel stand. Wenn die Briten alles nahmen, würden diese Kopien das sein, was übrig blieb. Die Information würde die Gegenstände überleben. Vielleicht war das am Ende der wahre Sieg.

Anfang Juni wurde eine letzte Versammlung einberufen. Die feindlichen Armeen waren nur noch wenige Tagesmärsche von Kairo entfernt. Die Kapitulation stand unmittelbar bevor. Die Gelehrten mussten ihre letzten Vorkehrungen treffen.

Jollois erstellte am 20. Juni das Schlussinventar seiner Röhren. Dreiundzwanzig Kupferröhren mit zweitausendsiebenundachtzig Zeichnungen. Zweihundertsiebenunddreißig Notizbücher. Hundertdreißig bereits versandte Pausen. Er schrieb die Liste auf ein Blatt, das er in vier faltete und in seine Jacke steckte. „Meine Herren“, sagte Fourier, „wir haben getan, was wir konnten. Unsere Arbeiten sind vielfältig. Unsere Inventare sind vollständig. Unsere Argumente sind bereit. Die Briten werden mit ihren Listen kommen. Wir haben die unseren. Was danach geschieht, hängt von den Verhandlungen ab. Aber wir sind so gut vorbereitet, wie es nur möglich ist.“

Jollois ergriff das Wort.

„Wir werden unsere Sammlungen bis zuletzt verteidigen. Nicht aus Stolz, sondern weil drei Jahre Arbeit nicht in den Magazinen eines britischen Museums verschwinden dürfen, ohne der Wissenschaft gedient zu haben.“

Die Anspannung war mit Händen zu greifen. Die Gelehrten wussten, dass die folgenden Tage über das Schicksal ihrer Sammlungen entscheiden würden. Aber sie wussten auch, dass sie das Äußerste getan hatten, um sie zu schützen.

In den letzten Junitagen war Kairo eine Stadt in der Schwebel. Die französischen Truppen warteten. Die Gelehrten warteten. Die Bevölkerung wartete. Jeder wusste, dass etwas geschehen würde, aber niemand wusste genau, was und wann.

V - Die Niederlage von Kairo

Am 27. Juni 1801 war die militärische Lage unhaltbar. Menou, in Alexandria eingeschlossen, konnte Kairo nicht entsetzen. General Belliard, der die Garnison befehligte, eröffnete Kapitulationsverhandlungen mit dem Großwesir Youssouf Pascha.

Eine Übereinkunft wurde ausgehandelt. Eine Klausel, zunächst in die britischen Entwürfe eingeschoben, erfasste möglicherweise die Gesamtheit der Sammlungen der Kommission. Sie würde im September in Alexandria unterzeichnet werden, unter der Nummer sechzehn.

Die Klausel war kurz. Sie bestand aus einem einzigen Satz: Die arabischen Manuskripte, die Statuen und die übrigen für die Französische Republik angelegten Sammlungen sollten als öffentliches Eigentum gelten und den Generalen der alliierten Armee zur Verfügung stehen. Dieser Satz, den Fourier in der außerordentlichen Sitzung vom 28. Juni 1801 im von den Briten übermittelten Entwurf zum ersten Mal laut verlas, wurde von einem Schweigen gefolgt, das Jollois später in seinem Tagebuch mit dem Schweigen verglich, das auf die Nachricht von einem Todesfall folgt. Dann redeten alle durcheinander. Geoffroy.

Marcel. Jomard. Stimmen über Stimmen. Fourier hob die Hand. Das Schweigen kehrte zurück.

„Die übrigen Sammlungen“, sagte Geoffroy. „Das erfasst meine Gläser. Drei Jahre naturkundlicher Sammlungen. Die vollständige Fauna des Nils. Zweihundertvierzig Arten, die noch niemand beschrieben hat.“

„Die übrigen Sammlungen schließen meine Notizbücher ein“, sagte Jollois. „Zweihundertsiebenunddreißig Notizbücher. Die einzigen vollständigen Aufnahmen der Tempel Oberägyptens, die es je gegeben hat.“

„Die Statuen schließen den Stein von Rosette ein“, sagte Marcel. „Den einzigen Schlüssel zur Entzifferung der Hieroglyphen, den wir in dreitausend Jahren gefunden haben.“

Fourier hatte die Klausel noch einmal gelesen. Die arabischen Manuskripte, die Statuen und die übrigen Sammlungen. Er suchte nach einer Lücke in der Formulierung. Statuen umfasste die Kolosse, die Sarkophage. Sammlungen umfasste die Papyri, die Münzen, Geoffroys Gläser, die Herbarien, die Gebeine. Waren die Zeichenhefte Sammlungen, die für die Republik angelegt worden waren? Konnte das Arbeitsheft eines Künstlers als Sammlung im Sinne eines Kapitulationsvertrags gelten? Fourier legte den Text beiseite. Er las ihn noch einmal.

Der Stein von Rosette: unbestreitbar. Marcells Abklatsche – Papier und Tinte, von Marcel selbst hergestellt – Sammlung oder geistiges Werk?

„Die Klausel ist absichtlich vage“, sagte Fourier. „Sie haben ‚übrige Sammlungen‘ geschrieben, um alles nehmen zu können. Es ist an uns, herauszufinden, was diese Worte nicht erfassen.“

Das war der Beginn der juristischen Strategie, die die Gelehrten in den folgenden fünf Tagen beschäftigen sollte. Kein militärischer Widerstand. Sie hatten keine Waffen und hätten nicht gewusst, wie man sie führt. Ein Widerstand mit Worten. In den Formulierungen der Konvention die Zwischenräume finden,

durch die sich ihre Sammlungen hindurchschmuggeln ließen. Die Notizbücher waren keine Kuriositäten. Die Abklatsche waren keine Antiquitäten. Die wissenschaftlichen Instrumente waren Arbeitsgeräte, keine Trophäen. Jede Kategorie von Gegenständen hatte ihre eigene Verteidigungslinie.

In den Tagen nach der Verlesung der Klausel geschah in den Gassen rund um das Institut etwas Merkwürdiges. Die Händler des Khan el-Khalili begannen sich anzunähern. Nicht die gewöhnlichen Stoff- und Gewürzhändler. Die anderen, die seit Jahren Antiquitäten verkauften, die in den Gesten europäischer Kunden zu lesen verstanden, was diese kaufen wollten, ehe sie es selbst wussten.

Suleiman al-Qabbani – derselbe, der ein Jahr zuvor mit seiner Leinentasche nach Tanis gekommen war – hatte sich am Morgen des 30. Juni mit einer Holzkiste am Tor des Instituts eingefunden. Darin lagen zweiundzwanzig *Uschebtis* aus bemaltem Kalkstein, fünf Skarabäen aus blauer Fayence, drei Goldamulette aus der Spätzeit. Er hatte die Kiste auf den Tisch des Wächters gestellt und durch einen Jungen, der als Dolmetscher diente, gesagt: „Normaler Preis. Bevor die Engländer alles nehmen.“

Marcel, der zufällig vorbeikam, hatte sich den Inhalt der Kiste angesehen. Die *Uschebtis* waren echt, thebanische Zeit, achtzehnte oder neunzehnte Dynastie, bemalter Kalkstein mit noch lebhaften Pigmenten. Die Skarabäen waren aus Fayence von guter Qualität. Die Goldamulette waren echt.

„Woher stammen diese Stücke?“, hatte er gefragt.

Der Junge hatte übersetzt. Suleiman al-Qabbani hatte ohne Zögern geantwortet: aus Theben, aus dem Grab eines Beamten, das im vorigen Winter von Fellachen gefunden worden sei, die gegraben hatten, um ihren Keller zu vergrößern. Er habe sie gekauft. Jetzt verkaufe er sie wieder, weil er wisse, dass die Kommission Ägypten verlasse und die Briten, die weniger davon verstünden, schlechter zahlen würden.

Marcel hatte die ganze Kiste gekauft. Preis: vierzig Piaster. Er hatte in seinem persönlichen Register eine auf den 30. Juni datierte Quittung ausgestellt. Die zweiundzwanzig *Uschebtis* waren in Marcells persönliches Inventar eingegangen – nicht in die Sammlungen des Instituts – und würden folglich, der Theorie nach, der Klausel des sechzehnten Artikels entgehen. So funktionierte der lokale Markt: Er sah die Schwächen der Verträge voraus und passte sich ihnen an, noch ehe sie bekannt waren.

Geoffroys Antwort fiel anders aus. Er suchte keine juristische Lücke. Er suchte ein Kräfteverhältnis.

Geoffroy schrieb an General Belliard einen einseitigen Brief. Nüchtern, ohne Pathos. Er legte darin dar, dass seine naturkundlichen Sammlungen drei Jahre einzigartiger Feldarbeit darstellten, dass zweihundertvierzig Arten der Fauna des Nils und des Deltas von der europäischen Wissenschaft noch nicht beschrieben worden seien, und dass er bereit sei, sie zu vernichten, statt sie herzugeben, falls die britischen Kommissare sie beschlagnahmten.

„Das ist keine emotionale Drohung“, sagte er zu Fourier, als dieser den Entwurf las. „Es ist eine Information. Ich teile ihnen mit, was geschehen wird, wenn die Klausel auf meine Sammlungen streng angewandt wird.“

„Werden sie Ihnen glauben?“

„Ich werde sie verbrannt haben, ehe sie entscheiden, ob sie mir glauben oder nicht.“

Fourier faltete den Entwurf zusammen. Geoffroy war keiner, der blufft. Er hatte drei Jahre in diesem Land damit verbracht, auf Knien aus Stollen zu kriechen, die Hände im Schlamm, und seine Alkoholgläser in der Hitze selbst zu tragen. Er hatte über diese Drohung nachgedacht, ehe er sie niederschrieb. Kein Impuls, eine Entscheidung. Wenn diese Gläser nach London gingen, würden sie in einem Keller schlummern, geöffnet von jemandem, der nicht wüsste, warum ein *Polypterus bichir* von Bedeutung war. Dann lieber, sie existierten nicht. Nähme man ihm seine

Sammlungen, würde er sie verbrennen. Weil das die einzige Antwort war, die mit dem übereinstimmte, was er von seiner Arbeit hielt: dass sie ihm gehörte und nicht der Armee, die sie finanziert hatte.

„Schicken Sie den Brief ab“, sagte Fourier.

Seit der Nacht, in der die französische Flotte bei Abukir verbrannt und versenkt worden war, wussten die Gelehrten, dass sie von Paris abgeschnitten waren. Keine französischen Schiffe in den Häfen. Die Kurier reisten auf unsicheren Landwegen über Konstantinopel und Wien und brauchten sechs Monate bis zur Ankunft.

Schon seit 1799 hatten einige begonnen, Pakete mit neutralen Schiffen zu verschicken – dänischen, schwedischen, amerikanischen Fahrzeugen, die für den Getreidehandel in Alexandria anlegten. Diese Schiffe wurden von den Briten nicht durchsucht, die zwar das Meer beherrschten, aber gegenüber Neutralen noch immer kein Beschlagnahmerecht hatten.

Fourier hatte auf diese Weise, mit einer dänischen Brigg im Oktober 1799, eine Papierrolle mit dreißig Blatt sprachwissenschaftlicher Notizen zur koptischen Sprache abgeschickt. Sein erster Grammatikentwurf. Als er 1801 nach Paris zurückkehrte, warteten die dreißig Blätter im Institut auf ihn, leicht verschimmelt, aber lesbar.

Marcel war anders vorgegangen. Im März 1800 hatte er von einem Malteser seiner Bekanntschaft zwei Umrisskopien der Abklatsche des Steins von Rosette anfertigen lassen. Nicht die Original-Abklatsche, die er nicht aus der Hand geben wollte, sondern Umrisspausen, nach den Abklatschen gefertigt. Diese Kopien trafen im Juli 1800 in Paris ein, wo sie sogleich von Silvestre de Sacy zurate gezogen wurden. Es war das erste Mal, dass ein europäischer Orientalist eine getreue Wiedergabe der Inschrift des Steins von Rosette zu Gesicht bekam.

Jollois hatte im Januar 1800 versucht, ein Bündel Zeichnungen mit einem amerikanischen Schiff zu schicken. Das Schiff war vor Kreta von einer britischen Fregatte aufgebracht und durchsucht worden. Jollois' Papiere waren beschlagnahmt, geprüft und dann zurückgegeben worden. Die Briten hatten den Schluss gezogen, es handle sich um künstlerische Aufnahmen ohne militärischen Wert. Aber die Lehre war eindeutig gewesen: Sendungen über neutrale Schiffe waren nicht verlässlich.

Jollois hatte daraufhin eine andere Methode gewählt. Alle wesentlichen Dokumente – seine wichtigsten Zeichnungen, Marcells Aufmaße, Jomards Messungen – wurden doppelt kopiert. Ein Original blieb beim Gelehrten. Eine Kopie ging bei der ersten sich bietenden Gelegenheit ab. Kam die Kopie an, gut. Wurde sie abgefangen, überlebte das Original.

Jomard hatte die Logik in einer Notiz an Fourier zusammengefasst: Die Kommission befinde sich in der Lage von Soldaten, die vor einer Schlacht ihre Munition an mehreren Orten vergraben. Wenn das erste Depot genommen werde, bleibe ein anderes. Die Dokumente seien ihre Munition. Der Preis einer Erbeutung sei der Verlust eines Jahres Arbeit statt aller.

Die Verdoppelung hatte bei den meisten Sendungen funktioniert. Nicht bei allen. Zwei Notizbücher von Jollois, die 1800 mit einem schwedischen Schiff abgeschickt wurden, kamen nie in Paris an. Ihre Duplikate überlebten. Man erfuhr nie, was aus den Originalen geworden war. Auf See versenkt, beschlagnahmt, verloren in den Strömungen des levantinischen Handels.

Diese beiden fehlenden Notizbücher enthielten etwa zweihundert Zeichnungen aus der Region des Nildeltas. Die Stätten von Sais, von Bubastis, von Tanis, die Jollois im Sommer 1800 besucht hatte und nie wiedersehen würde. Ihre weniger detaillierten Kopien würden in der *Beschreibung Ägyptens* erscheinen, mit dem dezenten Vermerk: nach Kopien, die Originale sind verloren.

Das war die einzige öffentliche Spur dieser Verluste. Jollois sprach in seinen Erinnerungen nie davon.

Darin lag, das sah Fourier, eine grundlegende Asymmetrie zwischen dem, was die Franzosen Ägypten nahmen, und dem, was die Briten den Franzosen nehmen würden. Die Franzosen nahmen Gegenstände – Steine, Bronzen, Papyri – und Kopien dieser Gegenstände. Die Briten würden, wenn die Kapitulation käme, die Gegenstände nehmen. Aber nicht die Kopien. Die Kopien waren Papier und Tinte. Sie hatten keinen Wert in den Inventarlisten eines Friedensvertrags. Sie schmückten nicht die Galerien eines Museums. Sie wurden nicht in Vitrinen gestellt.

Diese Asymmetrie hatte Fourier in einer Sitzung des Instituts klar ausgesprochen:

„Sie werden die Originale nehmen. Wir behalten die Kopien. Die Kopien sind die wahre Beute.“

Er hatte das im Stehen gesagt, den Kisten zugewandt, ohne zu zögern. Was er nicht gesagt hatte – und was er Jahre später in seinen Notizen für *die Beschreibung* formulieren würde –, war, dass diese Asymmetrie kein Zufall war. Die Vorsicht des Besiegten, schon vor der Niederlage geübt. Es war wohl die einzige Form strategischer Intelligenz, die die Gelehrten seit Beginn wirklich bewiesen hatten. Doch als er sich danach setzte, fragte er sich, ob das stimmte oder ob es einfach das war, was man sich erzählt, um zu ertragen, was man nicht hatte verhindern können.

Sie hatten fünf Tage gehabt.

Fünf Tage zwischen der Unterzeichnung der Kapitulation und dem Abmarsch der Kolonne. Nicht genug, und niemand sagt es. Was diese Männer in diesen fünf Tagen taten, glich nicht dem, was sie vorbereitet hatten. Sie hatten Argumente vorbereitet – Listen, Denkschriften, juristische Unterscheidungen zwischen Kuriosität und Werk, zwischen persönlichem Eigentum und Sammlung des Instituts. Was sie tatsächlich taten, war, zu arbeiten, ohne zu sprechen. Keine Sitzungen. Keine Diskussionen. Jeder in seinen Magazinen, bei seinen Kisten. Die Gespräche, die

stattfanden, waren kurz und sachlich: welches Tau, welches Gewicht pro Rad, wie viele Lagen Leinwand für die Gläser.

Es waren die stillsten fünf Tage der Expedition.

Fourier suchte eines Abends Jollois auf und sprach mit ihm von der langen Kette, die sich durch die Geschichte zog. Die Römer, die Ägypten seiner Obelisksen beraubt hatten, die Kreuzfahrer, die Byzanz geplündert hatten, die Könige, die ihre Kuriositätenkabinette gefüllt hatten. Jede Epoche mit ihren Rechtfertigungen. Das Opfer blieb dasselbe. Jollois hörte ihm zu. Er antwortete nichts Wesentliches. Fourier ging wieder. Das Gespräch hatte stattgefunden, weil es stattfinden musste. Es änderte nichts.

Etwas änderte sich erst, als am Morgen des fünften Tages, da die Wagen bereit waren, niemand einen Befehl gab. Die Männer traten von selbst in den Hof, ordneten sich von selbst, nahmen ihren Platz in der Kolonne ein, ohne dass man es ihnen sagte. Es war das erste Mal in drei Jahren, dass die Gelehrten sich wie Soldaten verhielten.

Ein Geruch nach Holz, Leim und Alkohol hing in den Gängen des Instituts, als die Kolonne sich im Hof zu formieren begann. Jollois ging ein letztes Mal durch die Säle. Die Wände trugen die Spuren der Sammlungen, die drei Jahre lang die Tische besetzt hatten. Staubkreise dort, wo die Gläser gestanden hatten, Kreidelinien dort, wo Jomard seine Messblätter befestigt hatte. Nagellöcher in den Balken, an denen die Mumien für die anatomischen Zeichnungen aufgehängt worden waren.

Jollois trat in den Hof hinaus. Die Kolonne wartete. Die Wagen waren beladen. Die Lasttiere schnaubten in der Morgenhitze.

Jollois prüfte ein letztes Mal, ob seine Satteltaschen an der Flanke des ihm zugewiesenen Pferdes befestigt waren.

Das Ägypten, das Frankreich behalten würde, passte in das, was ein Mann auf einem Sattel tragen konnte. Was es Ägypten genommen hatte, blieb dort, in den Kisten, die die Briten in zwei Monaten öffnen würden. Er legte sich den Riemen seiner

Satteltasche über die Schulter. Er würde nicht auf das Signal der Kolonne warten. Er verließ den Hof als Erster.

VI - Der Marsch nach Alexandria

Am 2. Juli begann die Räumung Kairos. Dreizehntausend Soldaten, zweihundert Zivilisten, alle Gelehrten der Kommission verließen die Stadt in einer Kolonne. Einige blickten zurück. Die meisten blickten nach vorn.

Am späten Nachmittag versperrte eine osmanische Patrouille der Kolonne den Weg. Zwanzig türkische Reiter in Uniform, befehligt von einem Bey, der Französisch sprach. Sie kamen aus dem Lager des Großwesirs.

General Damas ritt allein vor, um zu verhandeln. Der Bey stieg vom Pferd. Der Wortwechsel dauerte zehn Minuten. Die Gelehrten, in der Mitte der Kolonne versammelt, konnten nichts hören, sahen aber die Gesten. Der Bey zeigte nach Norden. Damas zeigte ein Dokument, wahrscheinlich die mit den Briten unterzeichnete Kapitulationskonvention.

Fourier trat in Hörweite heran. Er hörte den Bey auf Französisch sagen:

„Sie verlassen Kairo. Das ist gut. Aber Ihre Kisten bleiben in Ägypten.“

Damas antwortete etwas, das Fourier nicht verstand. Der Bey bestand darauf:

„Diese Gegenstände gehören Ägypten. Sie haben sie aus unseren Tempeln genommen, aus unseren Gräbern. Sie werden das Land nicht verlassen.“

„Mein Herr, wir haben mit den britischen Behörden eine Konvention unterzeichnet. Mit ihnen müssen Sie diese Fragen erörtern.“

Er machte eine Geste zu seinen Reitern. Zwanzig Lanzen hoben sich. Damas rührte sich nicht.

„Wenn Sie versuchen, diese Kolonne aufzuhalten, erklären Sie Frankreich und Großbritannien gleichzeitig den Krieg. Ich glaube nicht, dass Konstantinopel Ihnen das befohlen hat.“

Der Bey zögerte. Er sah die Kisten auf den Wagen an, die dreizehntausend in Schlachtordnung aufgestellten französischen Soldaten, dann den leeren Horizont hinter sich. Keine osmanische Verstärkung in Sicht.

Er stieg wieder aufs Pferd.

„Wir begleiten Sie bis Alexandria. Um aufzupassen.“

„Wie Sie wünschen.“

Die türkische Patrouille folgte der Kolonne zwei Tage lang in hundert Metern Abstand. Die Reiter sprachen mit niemandem. Im Morgengrauen des 5. Juli waren sie verschwunden. Damas vermutete, dass sie zurückgekehrt waren, um dem Großwesir Bericht zu erstatten.

Jollois fragte Fourier an jenem Abend:

„Glauben Sie, dass sie wiederkommen?“

„Die Osmanen? Nein. Sie wissen, dass sie Ägypten verloren haben. Was sie wissen wollen, ist, ob wir es wirklich leer geräumt haben. Jetzt wissen sie es.“

„Und dann?“

„Dann werden sie abwarten, bis die Briten uns unsere Kisten wegnehmen. Danach werden sie dieselben Gegenstände von den Briten zurückfordern. Das ist einfacher, als sie uns abzunehmen.“

Jollois nickte. Die Logik war unerbittlich.

Die Gelehrten marschierten in der Mitte der Kolonne, ihr Gepäck auf Wagen. Sie waren erleichtert, der Gefahr zu entkommen, traurig, Ägypten zu verlassen, in Sorge um die Sammlungen.

Man kam nicht schnell voran. Dreizehntausend Soldaten mit Wagen im Sand, das ist ein langsames Vorankommen, getaktet

von Rasten und Neuverteilungen der Last, wenn ein Tier lahmte oder ein Rad einsank.

Jollois ging die meiste Zeit zu Fuß, um sein Pferd zu schonen. Jedes Mal, wenn das Tier über einen Stein oder in einer Sandmulde stolperte, hörte er die Röhren dumpf in den Satteltaschen aneinanderstoßen und wandte sich um.

Geoffroys Hauptsorge war die Hitze auf seinen Alkoholgläsern. Glas dehnt sich in der Hitze aus, Alkohol ebenso, aber nicht im selben Maß. Und wenn die Ausdehnung einen mikroskopischen Riss verursachte, würde der Alkohol verdunsten und die Präparate binnen weniger Tage verderben. Er hatte jedes Glas in zwei Lagen feuchte Leinwand gepackt, die seine Assistenten bei jeder Rast erneuerten, indem sie ihre Wasservorräte anzapften.

„Sie verschwenden Wasser“, sagte ein Offizier zu ihm, der das Manöver bemerkt hatte.

„Diese Präparate lassen sich nicht ersetzen. Das Wasser schon.“

Der Offizier ging weiter, ohne zu beharren. In der Julihitze, bei Männern, die unter Durst litten, war das Argument nicht überzeugend. Aber Geoffroy machte weiter.

Am vierten Tag glitt eine von Jomards Kisten beim Überqueren einer Düne vom Wagen und sprang im Sand halb auf. Die Männer hielten an. Jomard sprang vom Pferd, scheuchte die Soldaten beiseite, die ihm helfen wollten, und untersuchte die Rollen eine nach der anderen. Drei von ihnen wiesen leichte Sandspuren in den Falten der Wachseleinwand auf. Nichts war ins Papier gedrungen.

Jomard nagelte die Kiste wieder zu und ließ sie anders verladen, flach liegend, mit einem zusätzlichen Seil.

„Sie haben Glück“, sagte Fourier, der die ganze Szene beobachtet hatte.

„Das ist kein Glück. Das ist Seil.“

In der Abenddämmerung des 6. Juli brachten zwei Soldaten der Garde einen Deserteur ins Lager zurück. Ein junger Mann von etwa zwanzig Jahren, seinem Akzent nach aus Lyon, der drei Tage vor der Räumung aus Kairo geflohen war. Sie hatten ihn in einem Palmenhain versteckt gefunden, ausgehungert, die Füße blutig.

General Damas ließ ihn in sein Zelt führen. Fourier, der in der Nähe vorüberging, hörte das Verhör mit an.

„Warum hast du desertiert?“

„Ich wollte in Ägypten bleiben, mein General. Nicht nach Frankreich zurück.“

„Bleiben, um was zu tun?“

„Arbeiten. Vielleicht heiraten. Hier kann ich leben. In Frankreich muss ich zurück in die Fabrik.“

Damas sah ihn eine ganze Weile schweigend an.

„Weißt du, was mit Deserteuren geschieht?“

„Ja, mein General.“

„Du weißt es, und hast trotzdem desertiert?“

„Ich bin dreiundzwanzig. Ich habe drei Jahre hier verbracht. Ich habe Arabisch gelernt. Ich kenne Kairo jetzt besser als Lyon. Was soll ich in Frankreich anfangen?“

Damas ließ den Deserteur hinausführen und rief seinen Adjutanten. Fourier hörte das Urteil: dreißig Peitschenhiebe, dann Wiedereingliederung in die Reihen. Keine Hinrichtung. Der Deserteur wurde an ein Wagenrad gebunden. Die Peitsche knallte dreißigmal. Der Mann schrie nicht.

Am nächsten Morgen marschierte er mit seiner Kompanie, den Rücken unter dem Hemd von roten Striemen gezeichnet. Geoffroy, der medizinische Kenntnisse besaß, gab ihm eine Salbe.

„Tragen Sie sie heute Abend auf. Das beugt einer Entzündung vor.“

„Danke, Monsieur.“

„Warum haben Sie wirklich desertiert?“

Der Soldat zögerte. Dann sagte er:

„Weil ich nicht sehen will, was in Alexandria geschehen wird. Wir werden unsere Entdeckungen den Engländern übergeben. Ich habe die Kisten von Monsieur Jomard nach Theben getragen. Ich habe gesehen, was wir vermessen, was wir gezeichnet haben. Und jetzt geben wir alles her. Ich wäre lieber hiergeblieben.“

Geoffroy erwiderte nichts. Der Soldat kehrte zu seiner Kompanie zurück.

An jenem Abend erzählte Geoffroy Marcel von dem Wortwechsel.

„Dieser Junge hat etwas begriffen, was viele Offiziere noch nicht begriffen haben. Wir kehren nicht als Sieger heim. Wir kehren als Enteignete heim.“

„Er hat es begriffen. Und dafür hat er dreißig Peitschenhiebe bekommen.“

„Ja. Auch das ist eine Form von Einsicht.“

Der Deserteur marschierte mit der Kolonne bis Alexandria. Fourier erfuhr später, dass er sich nach der Kapitulation in die britische Kolonialinfanterie hatte anwerben lassen. Nach Frankreich kehrte er nie zurück.

Am 7. Juli brach ein Sandsturm über die Kolonne herein, als sie in einem Dorf des Nildeltas Halt machte. Die Soldaten suchten Schutz, so gut sie konnten, in den verlassenen Häusern oder unter umgestürzten Wagen. Der Sand kam nicht aus einer einzigen Richtung. Er kam von überallher zugleich, wirbelte aus den vier Himmelsrichtungen heran und suchte die Ritzen, die offenen Mäuler, die halb geöffneten Augen. Die Männer verhüllten sich das Gesicht mit ihren Mänteln und atmeten durch den Stoff. Die Pferde drehten dem Wind die Kruppe zu, schlossen die Augen und pressten die Nüstern zusammen. Die Kamele knieten nieder

und warteten, geduldig und gleichgültig, als hätten sie schon immer auf Sandstürme gewartet, was ungefähr der Wahrheit entsprach.

Die Gelehrten deckten ihre Kisten mit Decken und behelfsmäßigen Zelten ab und verbrachten zwei Stunden damit, die Abdeckungen gegen den Wind zu halten, die Finger verkrampft um die Gurte, die ihnen die Böen aus den Händen rissen. Der Sand drang überallhin. In die Kleider, in die Augen, unter die Korken. Jollois hielt sein Pferd mit einer Hand und presste mit der anderen eine Decke auf seine Satteltaschen, das Gesicht gegen den Hals des Tieres gewandt, um atmen zu können.

Geoffroy bewegte sich von Kiste zu Kiste und rief Anweisungen, die der Wind davontrug, ehe sie ihr Ziel erreichten. Er hatte von Beginn des Marsches an begriffen, dass die Alkoholgläser der Schwachpunkt seiner Sammlung waren. Der einzige Punkt, an dem ein physischer Schaden drei Jahre Arbeit unwiederbringlich zerstören konnte. Ein durchnässtes Rohr von Jollois, das bedeutete verwischte Zeichnungen. Eine versandete Rolle von Jomard, das bedeutete Messungen, die sich mit etwas Mühe wiederherstellen ließen. Aber ein zerbrochenes Glas in einer Kiste, der Alkohol, der sich über die anderen Gläser ergoss, und dann eine Laterne, das bedeutete, dass die gesamte Sammlung der Fauna des Nils in Rauch aufging. Er ließ im Umkreis von fünfzig Metern alle Laternen löschen. Man arbeitete in völliger Dunkelheit, tastend, und erkannte die Kisten an ihrer Form und daran, wie sie auf Faustschläge antworteten.

Seine Assistenten – zwei junge Studenten der École polytechnique, die die Hitze der Wüste auf der ganzen Strecke schlecht vertragen hatten – arbeiteten in dieser Nacht ohne Klagen. Jede Kiste geprüft, jeder Gurt nachgezogen, jeder Korken im Dunkeln kontrolliert. Als der Sturm gegen vier Uhr morgens nachließ, hatte Geoffroy die Hände noch immer um den Gurt der letzten Kiste verkrampft.

Am Morgen die Bilanz: ein herausgerissener Korken an einem Rohr von Jollois, drei Blätter mit leicht verlaufener Tinte, ein Fischglas mit einem Haarriss am Boden. Die Präparate wurden in das Ersatzglas umgefüllt, das Geoffroy genau für diesen Fall mitgenommen hatte.

Das war kein Zufall. Das war Vorausschau.

Am 9. Juli gegen Mittag begegnete die Kolonne einem Zug koptischer Flüchtlinge, die nach Alexandria flohen. Etwa dreißig Familien mit ihren Eseln, beladen mit Bündeln, Kinder, die barfuß durch den Sand liefen, Greise, die auf improvisierten Tragen getragen wurden.

Ihr Anführer, ein Priester, der Französisch sprach, trat an Damas heran.

„Mein General, wir fliehen vor den Vergeltungsmaßnahmen. Seit die Franzosen Kairo verlassen, brennen die osmanischen Milizen unsere Kirchen nieder. Wir gehen nach Alexandria, um uns unter britischen Schutz zu stellen.“

Damas ließ Wasser austeilen. Der Priester lehnte es ab.

„Behalten Sie Ihr Wasser für Ihre Soldaten. Wir haben Brunnen, zwei Stunden von hier. Aber sagen Sie mir, werden die Briten die Christen beschützen, wenn Sie fort sind?“

„Ich weiß es nicht, mein Vater. Das ist nicht meine Sache.“

„Es war Ihre Sache, als Sie uns 1798 die Religionsfreiheit versprachen. Jetzt gehen Sie, und wir bleiben.“

Damas antwortete nicht. Der Priester kehrte zu seinem Zug zurück.

Marcel hatte den Wortwechsel mit angehört. Er sagte zu Fourier: „Wir haben bei unserer Ankunft vieles versprochen. Die Befreiung der Ägypter vom osmanischen Joch. Das Ende der Unterdrückung der Kopten. Die Modernisierung des Landes. Wir gehen und lassen Ägypten genau so zurück, wie wir es vorgefunden haben. Vielleicht schlimmer.“

„Wir lassen trotzdem etwas zurück. Jomards Messungen. Jollois' Zeichnungen. *Die Beschreibung Ägyptens* wird erscheinen.“

„Ja. Wir lassen Bücher zurück. Sie bleiben mit den Vergeltungsmaßnahmen.“

Die koptischen Flüchtlinge zogen weiter nach Norden. Die französische Kolonne nach Nordwesten. An einer Wegkreuzung trennten sich die beiden Gruppen.

Jomard, der während des ganzen Wortwechsels nichts gesagt hatte, fragte den Priester, ehe dieser sich entfernte:

„Ihre Kirche in Kairo, die des heiligen Sergius, ist sie abgebrannt?“

„Nein, Monsieur. Noch nicht. Aber sie wird brennen.“

„Woher wissen Sie das?“

„Weil sie immer brennt. Alle zwanzig Jahre, alle dreißig Jahre. Das ist die Geschichte Ägyptens. Sie waren nur auf der Durchreise.“

Am achten Marschtag durchquerten sie ein Dorf, dessen Bewohner geflohen waren. Verschlossene Häuser, leere Gassen, der Geruch von warmem Brot aus einer Bäckerei, die erst seit wenigen Stunden verlassen war. Die Kolonne hielt nicht an. Die Soldaten marschierten mit starr geradeaus gerichtetem Blick.

Einige Soldaten scherten aus der Kolonne aus. Zwei Minuten später kamen sie aus einem Hof zurück. Einer trug eine Tonjarre, einen Meter hoch. Im Inneren klirrte etwas Metallisches. Ein Offizier rief sie zurück. Die Jarre wurde am Rand des Pfades zurückgelassen.

Jollois blieb stehen. Er hob die Jarre an. Darin lagen sieben ptolemäische Bronzemünzen, drei Skarabäen aus Fayence und ein Amulett des Upuaut aus bemaltem Kalkstein. Der Hausschatz einer Familie, die geflohen war und zurückgelassen hatte, was sie nicht tragen konnte.

„Was machen wir damit?“, fragte Jomard.

Jollois untersuchte die Münzen eine nach der anderen, wendete sie und datierte sie im Kopf. Ptolemaios IV. oder V., nach dem Profil zu urteilen. Die Skarabäen waren von guter Arbeit. Das Upuaut-Amulett bestand aus sorgfältig bemaltem Kalkstein, die Augen mit rotem Ocker gezogen.

Jollois legte sie zurück in die Jarre. Er stellte sie im Schatten am Fuß der Mauer des nächstgelegenen Hauses ab. Dorthin, wo der Besitzer sie finden würde, wenn er zurückkehrte, falls er zurückkehrte. Die Stelle war mit Bedacht gewählt. Nicht am Rand des Pfades, wo ein anderer sie aufheben würde, sondern im Schutz der Mauer, in einer Mulde, die Jollois mit dem Absatz seines Stiefels leicht ausgrub, damit die Jarre nicht wegrollte.

„Wir gehen weiter.“

Sie schlossen wieder zur Kolonne auf. Die Jarre blieb an der Mauer zurück.

Am letzten Tag vor Alexandria sahen sie zum ersten Mal seit drei Jahren das Mittelmeer. Einige Soldaten riefen laut. Die Gelehrten schauten schweigend. Das Licht auf dem Wasser war ein anderes als das auf dem Sand. Kälter, bewegter, ein Mittelmeerblau, das Jollois bei der Abfahrt aus Toulon vor drei Jahren zu malen versucht hatte, ohne die richtige Farbe zu finden.

„Das Meer“, sagte Fourier.

Diese Worte sagten nichts Besonderes. Fourier meinte: und jetzt die Briten.

Am Morgen des 13. Juli, etwa zwanzig Kilometer vor Alexandria, stießen zwei britische Offiziere zu Pferd zur Kolonne. Sie kamen aus dem Lager von General Hutchinson mit einem unterzeichneten Auftrag: die französischen Gepäckstücke vor dem Einzug in die Stadt zu inspizieren.

Damas empfing sie mit eisiger Höflichkeit.

„Messieurs, wir werden mit versiegelten Kisten in Alexandria einziehen. Die Inspektion findet nach der offiziellen Kapitulation von General Menou statt, nicht vorher.“

Der britische Leutnant, ein junger Mann von etwa dreißig Jahren namens Thornton, beharrte:

„Wir haben den Befehl zu prüfen, dass Sie weder Munition noch Kriegsmaterial mitführen. Es ist eine Formalität.“

„Eine Formalität, die bis zur Unterzeichnung der Konvention warten wird. Bis dahin bleiben meine Wagen geschlossen.“

Thornton betrachtete die Kisten, die auf den Wagen aufgereiht standen. Er konnte die auf die Seiten gemalten Nummern sehen: I, II, III ... bis LXIII. Dreiundsechzig Kisten unter Planen.

„General, wenn Sie die Inspektion verweigern, können wir Ihren Einzug in Alexandria um mehrere Tage verzögern.“

„Dann verzögern Sie. Wir lagern solange hier.“

Der andere britische Offizier, der ältere, griff ein:

„Lieutenant, lassen Sie es gut sein. Das sind Gelehrte, keine Schmuggler. Ihre Kisten enthalten Steine und Zeichnungen. General Hutchinson weiß das.“

Thornton zögerte, salutierte dann und entfernte sich mit seinem Kollegen.

Fourier fragte Damas:

„Glauben Sie, dass sie uns wirklich aufhalten werden?“

„Nein. Sie wollten unsere Reaktionen sehen. Wissen, ob wir etwas zu verbergen haben. Jetzt wissen sie, dass wir unsere Kisten verteidigen werden.“

„Und ist das gut?“

„Das kommt darauf an. Wenn Hamilton ein Unterhändler ist, ja. Wenn er ein Plünderer ist, nein.“

Die Kolonne setzte ihren Marsch fort. Um elf Uhr tauchten die Mauern von Alexandria am Horizont auf. Die britischen Fregatten lagen im Hafen vor Anker. Der Rauch ihrer Kombüsen stieg senkrecht in den windstillen Himmel.

In dieser Nacht lagerten sie zwei Wegstunden von Alexandria entfernt. Man sah die Lichter der Stadt am Horizont. Noch keine Umrisse, nur einen niedrigen, diffusen Schein. In den ersten Wochen der Expedition hätte ein solches Licht am Horizont eine Stadt bedeutet, die einzunehmen war, eine Karte, die es zu zeichnen galt, Arbeit. In dieser Nacht bedeutete es Hamilton.

Fourier las im Schein einer tief gehaltenen Laterne die ersten Seiten von Jomards Denkschrift noch einmal. Die Argumentation war stichhaltig. Nicht sie hielt ihn vom Schlaf ab. Es war die Frage, ob Hamilton in seinen Instruktionen einen Auslegungsspielraum besaß. Ein Diplomat mit strengen Instruktionen hörte keine Argumente an. Er nahm sie zu Protokoll und leitete sie nach London weiter. Ein Diplomat mit Handlungsspielraum konnte sich überzeugen lassen. Fourier hatte keine Möglichkeit, es zu wissen, ehe er ihm gegenüber saß.

Geoffroy hatte seine Kisten seit dem Aufschlagen des Lagers zweimal überprüft. Die Stopfen hielten. Es blieb nichts mehr zu tun, als zu schlafen. Jomard schrieb in sein Notizbuch die Liste der Gegenstände, deren Einstufung als wissenschaftliche Instrumente er verteidigen wollte. Nicht als beschlagnahmbare Kuriositäten. Zweiunddreißig Einträge. Er schloss das Notizbuch und schlief ein.

Jollois blieb draußen sitzen, nachdem das Lagerfeuer erloschen war. Der Himmel war klar. In seinen Satteltaschen die Notizbücher. Morgen die Briten, Hamilton, die Denkschrift, die Auseinandersetzungen darüber, was wem gehörte, nach welchem Artikel.

Die Kolonne zog am 14. Juli 1801 in Alexandria ein. Zwölf Tage Marsch von Kairo her. Menou hielt die Stadt noch, belagert von den Briten, die auf seine Kapitulation warteten. Die Gelehrten wurden in Lagerhäusern des Hafens untergebracht, ihre Kisten rings um sie aufgestapelt. Draußen lagen die Fregatten auf der Reede. Die Auseinandersetzungen über die Sammlungen würden nicht jetzt stattfinden. Sie würden nach Menous Kapitulation

stattfinden, wenn die Briten in der Lage wären, sie einzufordern. Sieben Wochen lang warteten sie. Menou verhandelte. Die Briten übten sich in Geduld. Die Gelehrten hüteten ihre Kisten.

KAPITEL IV: DER ZUSAMMENBRUCH UND DIE HEIMKEHR

I - Die großen Altertümer

Am 3. September 1801, am Tag nach der Unterzeichnung der Kapitulationskonvention von Alexandria, erschien der britische Kommissar William Richard Hamilton im Hauptquartier, in dem die französischen Gelehrten untergebracht waren, begleitet von Edward Daniel Clarke, einem Altertumsforscher, den General Hutchinson mit der körperlichen Prüfung der Sammlungen betraut hatte.

Hamilton, Sekretär von Lord Elgin, vierundzwanzig Jahre alt, in Cambridge in den klassischen Altertümern geschult, leitete die diplomatischen Verhandlungen. Clarke war beauftragt, die französischen Sammlungen Stück für Stück zu erfassen und zu verzeichnen. Sie kamen mit einem Sekretär und zwei Soldaten, die leere Register trugen.

Jollois und Fourier vertraten die Kommission offiziell bei diesen Verhandlungen. Jomard hatte die Aufgabe, die kartographischen Aufnahmen und die Messinstrumente zu verteidigen. Er hatte alle gegnerischen Argumente vorausgesehen.

Am Vorabend der ersten Zusammenkunft mit Hamilton hatte er die im April verfasste Denkschrift in juristische Begriffe umgegossen. Er hatte die ganze Nacht gearbeitet. Vorwegnehmen heißt, sich darauf vorzubereiten, nichts erdulden zu müssen. Das hatte er an der Polytechnique gelernt. In Ägypten hatte er es jedes Mal bestätigt gefunden, wenn eine angefochtene Messung zu verteidigen war. Juristische und mathematische Argumente folgten derselben Logik: Man gewinnt im Voraus, nicht während der Diskussion. Die neue Fassung unterschied drei Kategorien von Gegenständen.

Erstens die Altertümer im eigentlichen Sinne, Gegenstände, die schon vor der Expedition existierten und deren Vorhandensein

in Ägypten von jeder französischen Arbeit unabhängig war. Eine Kategorie, die ohne Diskussion beschlagnahmbar war.

Zweitens die geistigen Erzeugnisse, Messungen, Berechnungen, Beobachtungen, Zeichnungen, die Mitglieder der Kommission angefertigt hatten. Diese Arbeiten hatten nicht existiert, ehe sie geschaffen wurden. Sie konnten nicht mit gefundenen Gegenständen gleichgesetzt werden.

Drittens eine Grauzone, die aus Frankreich mitgebrachten wissenschaftlichen Instrumente. Weder Altertümer noch geistige Erzeugnisse, sondern Arbeitsgeräte, deren Beschlagnahme die Kommission ihrer künftigen Arbeitsfähigkeit berauben würde.

„Diese Denkschrift ist sehr klar“, hatte Fourier beim Lesen gesagt. „Die Frage ist, ob Hamilton für ihre Klarheit empfänglich sein wird.“

„Wenn nicht“, fügte Jomard hinzu, „dann deshalb, weil seine Instruktionen ihm gebieten, juristische Unterscheidungen zu ignorieren. Und in diesem Fall wird kein Argument etwas ausrichten.“

„Sie sind Pessimist.“

„Nein. Ich bin genau.“

Fourier hatte gelächelt.

Clarke betrat den Hof des Lagerhauses. Er blieb mitten im Hof stehen, drehte sich langsam um sich selbst und zählte die Kisten mit einem kreisenden Blick. Dreiundsechzig. Dazu die unverpackten Gegenstände. Statuen, Sarkophage, Säulen, an die Nordmauer gestapelt. Sein Assistent, ein junger Cantabrigier namens John Marten Cripps, zog ein Notizbuch hervor und begann sich Notizen zu machen. Er notierte alles. Die Zahl der Kisten, ihre ungefähren Maße, den Zustand der Stricke, die sie verschlossen.

Jollois beobachtete Clarke, der die Sammlungen beobachtete. Es war das erste Mal, dass ein Brite die Gesamtheit dessen sah, was die Kommission in drei Jahren zusammengetragen hatte. Clarke ließ sich nichts anmerken. Weder Überraschung noch Genugtuung. Er zählte. Erst zählen, dann bewerten, danach verhandeln.

„Meine Herren“, sagte Clarke, indem er sich Jollois und Fourier zuwandte, „gemäß Artikel sechzehn der am 2. September unterzeichneten Kapitulationskonvention bin ich beauftragt, die arabischen Manuskripte, die Statuen und die übrigen für die Französische Republik angelegten Sammlungen in Besitz zu nehmen, die fortan öffentliches Eigentum sind und den Generälen der alliierten Armee zur Verfügung stehen.“

Das Schweigen, das folgte, dauerte drei Sekunden. Jollois legte langsam das Register nieder, das er hielt.

„Alles, Monsieur Clarke? Sie meinen damit jeden Gegenstand, jede Zeichnung, jedes Exemplar, das wir in drei Jahren gesammelt haben?“

„Das besagt Artikel sechzehn.“

„Artikel sechzehn“, erwiderte Jollois mit scharfer Stimme, „spricht von den für die Republik angelegten Sammlungen. Nicht von unseren geistigen Erzeugnissen. Nicht von unseren wissenschaftlichen Instrumenten. Nicht von den Sammlungen, die einige von uns mit ihrem eigenen Geld erworben haben.“

Clarke schlug sein eigenes Register auf der ersten Seite auf. Hamilton, der sich leicht im Hintergrund hielt, schaltete sich ein, ehe Clarke antworten konnte.

„Meine Herren“, sagte Hamilton, „niemand bestreitet, dass Sie gearbeitet haben. Niemand bestreitet den Wert Ihrer Arbeiten. Aber die Bedingungen der Kapitulation sind eindeutig. Monsieur Clarke wird Ihre Sammlungen Stück für Stück prüfen. Sie werden Gelegenheit haben, Ihre Argumente für jede Kategorie von Gegenständen vorzutragen. Wir werden zuhören. Wir werden gerecht entscheiden.“

Fourier ergriff das Wort. Seine Stimme war ruhiger als die Jollois', aber nicht weniger fest.

„In diesem Fall, Monsieur Hamilton, lassen Sie uns eine Arbeitsmethode festlegen. Wir werden eine Einteilung der Gegenstände in mehrere getrennte Kategorien vorschlagen. Sie werden unsere

Argumente Kategorie für Kategorie prüfen. Wir werden keine Inspektion verweigern. Aber wir verlangen, dass jede Beschlagnahme begründet wird.“

Hamilton nickte.

„Das ist vernünftig. Monsieur Clarke?“

Clarke klappte sein Notizbuch zu.

„Ich akzeptiere dieses Verfahren. Aber ich warne Sie, dass meine Instruktionen streng sind. Ich habe keinerlei Spielraum, Artikel sechzehn über das hinaus auszulegen, was er ausdrücklich besagt.“

Jollois verschränkte die Arme.

„Und wir, Monsieur Clarke, haben nicht die geringste Absicht, Sie drei Jahre unseres Lebens beschlagnahmen zu lassen, ohne jedes Stück zu erörtern.“

Während der drei Wochen, die die Auseinandersetzung mit Clarke und Hamilton dauerte, wurde jedes Mal Jomard gerufen, wenn ein umstrittener Gegenstand wissenschaftlichen Sachverstand erforderte — eine Karte, eine Aufnahme, ein Instrument. Er sprach wenig, zeigte seine Dokumente, beantwortete die Fragen mit einer Sparsamkeit, die Clarke verwirrte, der an rhetorischere Argumente der Franzosen gewöhnt war. Diese Rolle passte besser zu ihm, als er gedacht hätte. Verhandeln, so entdeckte er, war der Messung gar nicht so unähnlich. Man musste sich an die Tatsachen halten, nichts einräumen, was man nicht überprüfen konnte, und wissen, wann Schweigen mehr wert war als Worte.

„Ihr Kollege ist ein respekteinflößender Gegner“, sagte Clarke eines Abends zu Jollois. „Er räumt nichts ein und überbewertet nichts. Das ist selten bei einer Verhandlung.“

„Er ist Mathematiker.“

„Das merkt man.“

Am Morgen des 4. September kam Clarke in Begleitung mehrerer Assistenten wieder und begann mit der Prüfung der Sammlungen des Instituts. Hamilton war als Beobachter zugegen.

Die erste geprüfte Kategorie war die der großen monumentalen Altertümer. Der Stein von Rosette, die Sarkophage aus Granit und Basalt, die kolossalen Statuen, die aus den Tempeln gelösten Basreliefs. Bei diesen Gegenständen konnten die französischen Gelehrten keinerlei glaubhaftes Argument persönlichen Eigentums vorbringen, denn diese Monumente waren von der Kommission entdeckt worden.

„Wir bestreiten Ihr rechtliches Anrecht auf die großen Altertümer nicht“, sagte Fourier. „Uns liegt lediglich daran, dass die Geschichte festhält, dass es die französische Kommission war, die sie entdeckt hat. Nicht die britische Armee.“

Hamilton nickte.

„Ich gebe Ihnen mein Wort, dass das Britische Museum anerkennen wird, dass diese Altertümer von Ihrer Kommission entdeckt wurden.“

Clarke erstellte das Inventar der großen Altertümer, während Hamilton jeden Eintrag im Register bestätigte. Jollois sah neben ihnen zu, wie jedes Stück fortgeschafft wurde.

Zuerst der Stein von Rosette.

Im Juli 1799 von französischen Soldaten gefunden, die in Rosette Befestigungen aushoben, eingelassen in die Fundamente eines Forts, als Baumaterial wiederverwendet. Ein königliches Dekret aus dem Jahr 196 vor unserer Zeitrechnung, in drei Schriften eingraviert: Hieroglyphen oben, Demotisch in der Mitte, Griechisch unten. Dieses Griechisch, das man lesen konnte. Was noch zu entziffern blieb.

Clarke trug den Stein von Rosette in das Beschlagnahmeregister ein. Er würde bei der tatsächlichen Überführung verpackt werden.

Marcel sah zu, wie Clarke in sein Register schrieb. Die Feder kratzte mit einem trockenen, endgültigen Geräusch über das Papier. Jeder Buchstabe war ein Nagel in einem Sarg. „Stein von Rosette. Schwarzer Basalt. Dreisprachige Inschrift. Beschlagahmt kraft Artikel 16, Konvention von Alexandria, September 1801.“

Marcel sagte nichts. Im Juli 1799, bei der Entdeckung des Steins, hatte er zwei ganze Nächte auf dem Rücken liegend verbracht, die Arme über den Kopf gereckt, und feuchtes Papier festgeklopft, um Abklatsche anzufertigen. Seine Schultern hatten den Schmerz eine Woche lang behalten. Seine Finger hatten lange die Druckerschwärze gerochen, vermischt mit Terpentinharz. Dieser scharfe, klebrige Geruch, der nicht wich, selbst nachdem er sich dreimal die Hände gewaschen hatte.

Ihm waren fünfundzwanzig vollständige Abklatsche geblieben, in einer flachen Kiste, gut geschützt zwischen Blättern von Saugpapier. Die anderen waren in alle Winkel Europas verschickt worden. Jedes Zeichen, jeder Riss, jede Unregelmäßigkeit der Oberfläche war mit einer Treue wiedergegeben, die der beste Zeichner nie hätte erreichen können. Clarke konnte den Stein nehmen. Marcel war fest entschlossen, den Text zu behalten.

Jomard, neben ihm, ballte die Fäuste. Seine Knöchel waren weiß. Er sah nicht den Stein an. Er sah Clarke an.

Fourier hingegen machte sich Notizen. Er rechnete bereits aus, was sich im Austausch für diese erste Konzession aushandeln ließe. Ein Verlust hier, ein Gewinn dort.

Jollois beobachtete Clarke mit der neutralen Miene eines Schachspielers, der einen Bauern verloren hat, aber seinen Plan unverändert weiß. Er hatte im Geiste längst akzeptiert, dass der Stein fortgehen würde. Wichtig war nicht mehr, ihn zu behalten. Es ging darum, zu retten, was noch zu retten war. Die Zeichnungen. Die Notizbücher. Marcells Abklatsche. Geoffroys Sammlungen. Dort würde sich die wirkliche Schlacht entscheiden.

Clarke hob den Blick von seinem Register.

„Der Stein wird bei der tatsächlichen Überführung zum Hafen verpackt werden. Bis dahin bleibt er hier unter britischer Bewachung. Monsieur Cripps, lassen Sie zwei Männer aufstellen.“

Marcel wandte sich ab. Er wollte die britischen Soldaten nicht vor dem Stein von Rosette Wache halten sehen. Es war kleinlich von ihm. Aber er konnte nicht anders.

Diesen Stein hatte er berührt. Er kannte jede Unebenheit, jedes Korn seiner Oberfläche. Er wusste, wo er etwas glatter war, dort, wo alte Hände ihn abgerieben hatten, vielleicht Priester, die ihn vor zweitausend Jahren gelesen hatten. Er wusste, wo er rau war, dort, wo er zerbrochen und dann in den Fundamenten eines osmanischen Forts wiederverwendet worden war.

Jollois schloss für einen Augenblick die Augen. Bouchards Männer hatten ihn gefunden, Marcel hatte ihn abgeklatscht, in den Registern der Kommission war er verzeichnet. In wenigen Tagen würden vier Soldaten der Armee Seiner Majestät ihn sich aneignen.

Das war nicht anders als das, was Frankreich in Italien getan hatte. Es war nicht anders als das, was die Römer vor ihnen getan hatten. Die Kette war lang.

Clarke vermerkte sodann in seinem Register: „Stele von Rosette, schwarzer Basalt, im September 1801 an die britischen Streitkräfte abgetreten. 1799 von der französischen Expedition entdeckt.“

Jollois beobachtete. Entdeckt. Nicht genommen. Nicht aus einer Mauer gerissen. Entdeckt.

Dann der Sarkophag Nektanebos' II., des letzten Pharaos Ägyptens ägyptischer Abstammung, der von 360 bis 342 vor unserer Zeitrechnung regiert hatte. Die grüne Brekzie war kalt. Jollois hatte bei seinem ersten Besuch die Hand in das Innere gelegt, dorthin, wo der Leib hätte ruhen sollen. Der Boden war poliert, glatt, sanft wie Metall. Ein Grab, gemacht für einen Toten,

der nie hineingekommen war. Seine Herrschaft war durch die zweite persische Invasion beendet worden. Man wusste nicht, wo er gestorben war, noch ob sein Leichnam zurückgebracht worden war. Dieser Sarkophag war wahrscheinlich vor seiner Flucht vorbereitet worden und hatte nie gedient. In Alexandria in einer Moschee gefunden, wo er als Becken benutzt wurde. Die Dekoration auf dem Deckel und den Wänden gab Abschnitte des Amduat wieder, der nächtlichen Reise der Sonne durch die zwölf Stunden der Unterwelt. Jollois hatte dieselben Szenen im Tal der Könige kopiert. Sie hier wiederzuerkennen, wirkte seltsam auf ihn. Dieselben Götter, dieselbe Reise, eingraviert für einen König, der nie die Zeit gehabt hatte, in diesem Sarkophag zu sterben.

Clarke untersuchte ihn. Er fragte nach dem Gewicht.

„Über drei Meter lang, mehrere Tonnen“, fügte Jomard hinzu.

„Und die historische Bedeutung?“

„Es ist das Grab, das für den letzten Pharao Ägyptens bereitet wurde. Es hat nie gedient. Es ist ohne Zweifel das ergreifendste Stück unserer ganzen Sammlung. Ein leeres Grab für einen König auf der Flucht.“

Clarke trug ihn ohne Kommentar in sein Register ein.

Es gab auch die Statue eines Hohepriesters des Amun aus grauem Granit, lebensgroß, die Hände vor sich gefaltet in der ewigen Haltung des göttlichen Dieners, jener, die Jollois zu Dutzenden in den Tempeln Oberägyptens abgebildet gesehen hatte. Eine kolossale Faust aus Granit, Fragment einer Königsstatue, deren Rest nie gefunden worden war. Jomard hatte geschätzt, die vollständige Statue müsse zwölf bis fünfzehn Meter gemessen haben. Die Faust allein reichte einem stehenden Mann bis zur Schulter.

Dann Stelen, Gedenkinschriften aus Kalkstein und Basalt mit königlichen Kartuschen und hieroglyphischen Texten. Das Gesamtgewicht war beträchtlich.

„Diese Objekte“, erklärte Hamilton, „werden im British Museum aufbewahrt und den Gelehrten der ganzen Welt zugänglich gemacht. Ihr wissenschaftlicher Beitrag wird anerkannt werden. Die Beschriftungen werden lauten: ‚Von der französischen Expedition entdeckt, anlässlich der Kapitulation von Alexandria an die britischen Streitkräfte abgetreten.‘“

Der Vormittag des 4. September hatte die Frage der großen Antiquitäten entschieden. Der Stein von Rosette war im Register eingetragen. Der Sarkophag Nektanebos' II., die Statue des Hohepriesters des Amun, die Stelen – alles stand in Clarkes Register. Was zu verteidigen blieb, war der Rest. Jollois war erschöpft von den Wochen, die soeben vergangen waren, aber beseelt von einer Entschlossenheit, die die Jahre der Expedition gestählt hatten.

„Ich bin bereit, über alles zu sprechen. Aber ich warne Sie: Ich werde keine Beschlagnahme ohne vorherige Erörterung jeder einzelnen Kategorie von Objekten hinnehmen. Wir haben Zeit. Die Kapitulation gibt uns Wochen bis zur Räumung.“

Hamilton, der den Wortwechsel schweigend verfolgt hatte, griff ein. Er zog eine Verhandlung einer brutalen Konfrontation vor. Clarke würde prüfen und in den strittigen Punkten entscheiden. Die beiden Lager legten ihre Ausgangspositionen dar, benannten die Punkte der Übereinstimmung und die des Dissenses und einigten sich auf einen Arbeitsplan. So begann die längste und verwickelteste Auseinandersetzung über die Teilung eines kulturellen Erbes zwischen zwei Nationen.

Im Hof hinter dem Lagerhaus wartete der Stein von Rosette unter britischer Bewachung. Das hatte sich in einem Vormittag entschieden. Zwei Jahrtausende, ein Vormittag.

Am Abend des 4. September versammelten sich die französischen Gelehrten in einem an das Lagerhaus angrenzenden Raum. Ein Zimmer mit niedriger Decke, möbliert mit einem Tisch und einigen zusammengewürfelten Stühlen. Draußen

hörte man die britischen Soldaten Wache halten. Das gleichmäßige Klirren der Waffen gegen die Wehrgehänge.

Fourier stellte die Frage, die niemand aussprechen wollte.

„Die großen Antiquitäten sind verloren. Der Stein von Rosette, die Sarkophage, die Statuen. Nun gilt es zu verteidigen, was sich noch verteidigen lässt.“

Jollois sah ihn an, ohne zu antworten. Marcel schaltete sich sofort ein.

„Meine Abklatsche. Das ist nicht verhandelbar. Ich habe fünf- undzwanzig vollständige Abklatsche des Steins von Rosette.“

„Die naturkundlichen Sammlungen ebenso wenig“, fügte Geoffroy hinzu. „Für jedes Exemplar habe ich mein Leben riskiert. Jede Schlange, in der Wüste gefangen. Jedes Insekt, bei vierzig Grad gesammelt. Ich werde mich vor die Kisten legen, wenn es sein muss.“

Fourier seufzte. Er hatte diese Reaktion vorhergesehen. Er kannte seine Kollegen. Jeder war überzeugt, dass sein eigener Beitrag der wichtigste, der unersetzlichste sei.

„Meine Herren“, sagte er, jedes Wort abwägend, „seien wir realistisch. Die großen Stücke sind fort. Hamilton hat das Recht und die Macht. Wir haben die Geduld und die List. Ich schlage vor, dass wir unsere Anstrengungen auf das konzentrieren, was noch zu verteidigen ist – auf das, was geistig unersetzlich ist. Die Zeichnungen. Die Aufzeichnungen. Die Manuskripte.“

Jollois erhob sich ruckartig. Sein Stuhl scharrte über den Boden.

„Nein.“

Jollois stand aufrecht, die Hände flach auf den Tisch gelegt.

„Nein“, wiederholte er. „Wir werden nichts opfern. Wir werden alles verteidigen. Jedes Objekt, jede Zeichnung, jedes Exemplar. Clarke wird jede Beschlagnahme rechtfertigen müssen. Er wird jede Wegnahme begründen müssen. Wir werden ihn in Einzelheiten, Kategorien und juristischen Ausnahmen ertränken. Er

will alles? Dann wird er über alles verhandeln müssen. Stück für Stück.“

Jomard nickte.

„Jollois hat recht. Wenn wir von vornherein nachgeben, geben wir das Signal, dass wir das Prinzip der Beschlagnahme akzeptieren. Danach wird Clarke kommen, um den Rest zu holen. Wir müssen in allem standhalten und erst nachgeben, wenn wir nicht mehr widerstehen können.“

Geoffroy verschränkte die Arme.

„Und was heißt das konkret? Dass wir Clarke nehmen lassen, was übrig ist, ohne zu kämpfen?“

„Genau“, sagte Jollois. „Wir kämpfen um alles. Wir verlieren, was wir verlieren müssen. Aber wir werden jedes Zugeständnis teuer verkauft haben. Hamilton wird sich erinnern, dass wir nichts umsonst hergegeben haben.“

Fourier sah Jollois an. Er begriff die Logik. Es war keine Strategie des Sieges, es war eine Strategie der Würde. Sie würden verlieren. Aber sie würden aufrecht verlieren, nachdem sie jeden Fußbreit Boden verteidigt hatten.

„Einverstanden“, sagte Fourier. „Wir verteidigen alles. Aber wir bleiben koordiniert. Niemand verhandelt allein in seiner Ecke. Jedes Argument geht über diesen Tisch, ehe es zu Hamilton geht.“

Die anderen nickten. Marcel ergriff das Wort, leiser.

„Und wenn wir alles verlieren? Wenn Hamilton sogar die Abklatsche beschlagnahmt?“

Jollois setzte sich wieder. Er hatte seine Ruhe wiedergefunden.

„Wir werden nicht alles verlieren. Hamilton ist kein Plünderer. Er ist Diplomat. Er hat Anweisungen, aber er hat auch ein Gefühl für Billigkeit. Er wird nachgeben, wo es juristisch vertretbar ist. An uns, unsere Argumente unwiderlegbar zu machen.“

Das Schweigen, das folgte, war eine Zustimmung. Sie waren sich einig. Sie würden alles verteidigen. Gemeinsam.

II - Die geretteten Sammlungen

Die persönlichen wissenschaftlichen Instrumente der Gelehrten – astronomische Fernrohre, geodätische Theodolite, Barometer, Thermometer, Präzisionswaagen, Mikroskope – wurden ohne Schwierigkeit als nicht beschlagnahmefähiges Privateigentum anerkannt. Hamilton sah ein, dass diese Instrumente keinerlei Bezug zum alten Ägypten hatten und das Handwerkszeug der Gelehrten darstellten. Alles Übrige sollte von den Briten bis ins kleinste Detail erörtert werden.

Am 9. September prüfte Clarke die naturkundlichen Sammlungen von Geoffroy Saint-Hilaire.

„Monsieur Geoffroy Saint-Hilaire“, sagte Clarke, „ich habe den Befehl erhalten, Ihre Exemplare zu untersuchen. Ich bitte Sie, mir den Zugang zu Ihren Kisten zu erleichtern.“

Geoffroy reagierte anders als Jollois und Fourier.

„Sie werden diese Sammlungen nicht anrühren“, rief er und stellte sich zwischen die Soldaten und seine Kisten. „Für jedes Exemplar habe ich mein Leben riskiert. Jede Schlange, jedes Insekt, bei vierzig Grad gesammelt. Wenn Sie einen Schritt näher kommen, verbrenne ich alles.“

„Sie haben sie als offizielles Mitglied der Kommission gesammelt“, sagte Clarke. „Sie sind also französisches Staatseigentum, mithin britische Kriegsbeute. Das ist die logische Kette. Ich habe sie nicht erfunden.“

Geoffroy Saint-Hilaire wies das Argument zurück.

„Sie wollen meine Arbeit stehlen, um Ihre Museen zu bereichern. Ohne selbst eine einzige Anstrengung der Entdeckung unternommen zu haben. Nennen Sie es, wie Sie wollen. Ich nenne es Diebstahl.“

„Ich glaube Ihnen nicht“, sagte Clarke. „Sie würden drei Jahre Arbeit nicht zerstören.“

Geoffroy begriff, dass Clarke ihm nicht glaubte. Er durchquerte den Raum, öffnete eine der Kisten mit getrockneten Exemplaren, zog ein Feuerzeug mit Zunder hervor und zündete es an. Die Flamme war zehn Zentimeter vom trockenen Stroh entfernt.

„Ich bluffe nicht. Noch ein Schritt, und ich lege Feuer. Sie werden Asche nach London bringen.“

Clarke sah die Flamme an. Der Naturforscher war neunundzwanzig Jahre alt und hatte eine ruhige Hand. Er trat einen Schritt zurück. Es war besser, Geoffroy mit seinen Gläsern ziehen zu lassen, als mit Asche nach London heimzukehren.

„Ihre Leidenschaft nötigt mir Respekt ab“, sagte Clarke und wich zurück. „Auch wenn Ihre Methoden theatralisch sind. Die universale Wissenschaft wird gewinnen, wenn diese Sammlungen in Frankreich überleben.“

„Sie haben Ihre Sammlungen gut verteidigt“, sagte Jollois am selben Abend zu Geoffroy Saint-Hilaire. „Ihr anfänglicher Widerstand hat einen Präzedenzfall geschaffen, dem wir vielleicht bei den großen Antiquitäten hätten folgen sollen.“

„Die großen Antiquitäten waren zu sichtbar, zu spektakulär. Meine Fischgläser begeisterten die britischen Offiziere nicht. Es ist manchmal ein Vorteil, unverstanden zu bleiben.“

Der Sieg Geoffroy Saint-Hilaires in der Frage der naturkundlichen Sammlungen wirkte sich günstig auf die übrigen Verhandlungen aus. Die Gelehrten begriffen, dass ein fester, begründeter Widerstand Ergebnisse erzielen konnte, sofern man seine Schlachten wählte und sich nicht an Nebenpunkten erschöpfte.

Von diesem Beispiel ermutigt, drängte Jollois stärker auf die Frage der Veröffentlichung der Zeichnungen der Kommission. Ein Brief Bonapartes traf am 10. September in Alexandria ein, acht Tage nach der Unterzeichnung der Kapitulation. Im Frühjahr in Paris geschrieben, hatte er Monate auf dem Weg verbracht,

mit dem diplomatischen Kurier, über osmanische Mittelsmänner. Fourier erhielt ihn gegen Ende des Vormittags, während Clarke die Basaltsarkophagie untersuchte.

Er war kurz. Bonaparte schrieb als Erster Konsul, nicht als General. Der Titel hatte sich geändert, der Ton ebenso. Er würdigte darin die Arbeit der Kommission, bekundete sein Vertrauen in die Fähigkeit der Kommission, die Sammlungen gegen die britischen Ansprüche zu verteidigen, und ließ wissen, dass *die Beschreibung Ägyptens* mit der vollen Unterstützung der Konsulatsregierung veröffentlicht werden würde; in der letzten Zeile fügte er hinzu, dass Paris ihre Rückkehr erwarte.

Paris erwartete ihre Rückkehr. Fourier las den Satz dreimal. Es war keine Grausamkeit, Bonaparte wusste nicht, was es kostete, „Paris wartet“ zu lesen, während man den Stein von Rosette unter britischer Bewachung vor sich sah. Es war auch keine Gleichgültigkeit. Es war die Zukunft, von Paris aus gesehen. Die Gegenwart war hier. Diese beiden Zeiten sprachen nicht miteinander. Bonaparte schrieb nicht: Es tut mir leid um die Sammlungen, die ihr verliert. Er schrieb nicht: Ich hätte es anders gemacht. Er schrieb: Paris wartet. Als wäre alles, was sich hier zugetragen hatte – die drei Jahre, die Toten, der Stein von Rosette, den Clarke soeben in sein Register eingetragen hatte –, bloß das Vorspiel zu etwas, das dort drüben beginnen würde.

Fourier faltete den Brief zusammen und schob ihn in die Mappe mit Marcells Abklatschen. Er würde mit ihm reisen. Er war nicht sicher, was er in Paris damit tun würde. Wahrscheinlich nichts. Man antwortet nicht auf einen Brief des Ersten Konsuls, um ihm zu sagen, seine Formulierung sei einem leichtfertig erschienen.

Er kehrte zu den Verhandlungen zurück. Clarke war mit den Sarkophagen fertig. Jollois forderte die Freiheit, die Zeichnungen der Kommission in Frankreich ohne Einschränkung zu veröffentlichen, was darauf hinauslief, von Hamilton zu verlangen, auf jede britische Kontrolle über die Verbreitung der Bilder der ägyptischen Antiquitäten zu verzichten.

Hamilton zögerte. Ein solches Zugeständnis war weitreichend. Aber er sah auch ein, dass es juristisch und moralisch unhaltbar wäre, der Kommission das Recht zu verweigern, ihre eigenen Zeichnungen zu veröffentlichen. Er willigte ein und stellte als einzige Bedingung, dass ein Exemplar jeder veröffentlichten Tafel für dessen Archive an das British Museum geschickt würde.

„Ein Exemplar jeder Tafel“, sagte Jollois. „Das ist kein Problem. Wir werden für den kommerziellen Vertrieb ohnehin mehrfache Abzüge brauchen.“

Diese Vereinbarung sicherte die Veröffentlichung der gemeinschaftlichen Beschreibung und öffnete zugleich den Weg für die *Voyage dans la Basse et la Haute Égypte*, die Denon, der bereits 1799 nach Frankreich zurückgekehrt war, 1802 erscheinen lassen würde, noch bevor die Beschreibung fertig war, und die der erste große verlegerische Erfolg über das alte Ägypten werden sollte.

Die Frage der botanischen Herbarien löste eine Nebendebatte aus, weniger dramatisch als die um die naturkundlichen Sammlungen, aber aufschlussreich für das, was in der Verhandlung auf dem Spiel stand. Die Botaniker der Kommission hatten Herbarien mit mehreren tausend Exemplaren der ägyptischen Flora angelegt. Wüstenpflanzen, Gewächse des Nils, in den Gärten von Kairo kultivierte Arten.

Clarke wollte die Hälfte davon beschlagnahmen. Die Botaniker wandten ein, diese Herbarien bildeten zusammenhängende Serien, und sie zu teilen würde ihren wissenschaftlichen Wert erheblich mindern. Ein zerstückeltes Herbarium erlaubte nicht die vergleichenden Studien, die ein vollständiges möglich machte.

Hamilton bestand darauf. Die Gelehrten konnten nur zustimmen.

Nachdem er die Frage der naturkundlichen Sammlungen dank der dramatischen Konfrontation mit Geoffroy Saint-Hilaire geregelt hatte, ging Clarke zur Prüfung der heikelsten und zweideutigsten Kategorie über: der kleinen Antiquitäten, die die

französischen Gelehrten mit eigenem Geld von Fellachen oder Antiquitätenhändlern erworben zu haben behaupteten, statt sie offiziell durch die Kommission entdeckt zu haben.

Diese kleinen Antiquitäten umfassten Hunderte verschiedener Gegenstände. Grabfigürchen aus bemaltem Holz und glasierter Fayence, Amulette aus Halbedelstein, gravierte Skarabäen, Papyrusfragmente, kleine Bronzestatuen, Töpferwaren, Schmuck, alte Werkzeuge, Textilfragmente. Die französischen Gelehrten machten geltend, diese Gegenstände seien persönliche Handelserwerbungen auf dem örtlichen Markt und keine offiziellen archäologischen Funde.

Clarke zeigte sich skeptisch, was diese Aufteilung betraf.

„Zu beweisen, dass jeder Gegenstand gekauft und nicht gefunden wurde, wird unmöglich sein“, sagte er. „Sie haben gewiss nicht die Belege für all Ihre Einkäufe im Basar aufbewahrt.“

Fourier räumte die Schwierigkeit ein.

„Wir haben nicht immer streng Buch geführt. Aber diese Sammlungen Stück für Stück aufzuteilen, würde Wochen dauern. Ich schlage einen Kompromiss vor. Wir wählen die Hälfte der kleinen Antiquitäten aus, die wir vorrangig behalten möchten, und Sie nehmen die andere Hälfte für das British Museum.“

Hamilton, der diesen ehrlichen Vorschlag schätzte, weil er endlose, streitige Auseinandersetzungen um jeden einzelnen Gegenstand vermied, nahm den Kompromiss an.

„Ihr Vorschlag erscheint mir vernünftig. So werden wir verfahren. Es geht schneller.“

Die französischen Gelehrten verbrachten die folgenden Tage damit, die Gegenstände auszuwählen, die sie behalten würden, und bevorzugten jene von größtem wissenschaftlichem Dokumentationswert oder größter historischer Bedeutung. Sie behielten insbesondere mehrere Papyri mit hieroglyphischen und demotischen Texten, vollständige Serien von Grabfigürchen aus ein und

demselben Grab, Sammlungen von Skarabäen mit Kartuschen verschiedener Pharaonen.

Hamilton wählte seinerseits die optisch spektakulärsten Stücke aus, die das Publikum des British Museum beeindrucken würden. Bronzestatuen ägyptischer Gottheiten, Schmuck aus Gold und Silber, fein geschnitzte Amulette aus Lapislazuli und Karneol, bemalte Töpferwaren von hoher Qualität.

Diese Teilung, obwohl sie Frankreich um zahlreiche kostbare Stücke brachte, ermöglichte es dennoch, einen beträchtlichen Teil der kleinen Antiquitäten zu retten, die die künftigen Sammlungen des 1827 eingeweihten Ägyptischen Museums des Louvre bereichern sollten.

Ein besonderes Problem ergab sich bei den Mumien, welche die Gelehrten gesammelt hatten. Hamilton machte geltend, die Mumien seien offenkundig beschlagnahmbare ägyptische Antiquitäten. Die französischen Gelehrten entschieden sich für die Auffassung, die Mumien besäßen vor allem einen wissenschaftlichen, anatomischen Wert und keinen ästhetischen Museumswert, und sie dienten der Wissenschaft besser, wenn sie bei den französischen Naturforschern blieben, die sie untersuchen könnten.

Hamilton willigte nach einigem Nachdenken in eine Regelung ein. Die französischen Gelehrten würden einige Tiermumien und eine menschliche Mumie von mäßiger Qualität für ihre anatomischen Studien behalten, während die Briten die am besten erhaltenen königlichen oder adligen Mumien für die öffentliche Ausstellung nehmen würden.

„Das stellt mich zufrieden“, sagte Hamilton und schloss sein Notizbuch. „Wir haben für jede der Kategorien von Gegenständen eine annehmbare Lösung gefunden.“

Fourier antwortete mit einer höflichen Schärfe, die seine Bitterkeit nicht verbarg.

„Wir waren konstruktiv, weil wir keine Wahl hatten, Herr Hamilton. Die Macht lag auf Ihrer Seite. Gestatten Sie mir dennoch,

für die Archive der Kommission förmlich festzuhalten, dass wir diese Beschlagnahme als ungerechte Enteignung eines französischen wissenschaftlichen Werkes betrachten, das um den Preis von drei Jahren Arbeit und Leiden vollbracht wurde.“

Hamilton neigte den Kopf, ohne zu erwidern. Er hatte diesen Protest mehrfach gehört und wusste, dass er nach Paris weitergeleitet, in Denkschriften festgehalten, vielleicht eines Tages veröffentlicht werden würde. Er suchte den Groll der Franzosen nicht auszulöschen, sondern nur seine Anweisungen mit dem geringsten unnötigen Schaden auszuführen.

Die folgenden Tage waren der praktischen Inventarisierung der kleinen Antiquitäten gewidmet. Jeder Gegenstand wurde auf zwei gleichzeitig geführten Listen verzeichnet, der einen von einem britischen Sekretär, der anderen von Marcel. Der Abgleich der beiden Inventare am Ende des Tages ermöglichte es zu überprüfen, dass kein Gegenstand ohne gegenseitiges Einverständnis ausgelassen oder verlegt worden war. Dieses sorgfältige Protokoll, so mühsam es war, gewährleistete ausreichende Transparenz, um spätere Anfechtungen zu vermeiden.

Die Frage der Abklatsche hieroglyphischer Inschriften erwies sich als etwas streitiger. Hamilton machte geltend, diese Abklatsche seien Reproduktionen ägyptischer Inschriften und könnten daher als unter die Kategorie der „anderen Sammlungen“ fallend betrachtet werden, die in Artikel sechzehn erwähnt waren.

Marcel, der seine Verteidigungsargumentation sorgfältig vorbereitet hatte, trat dieser weiten Auslegung energisch entgegen.

„Diese Abklatsche sind Papier und Tinte“, sagte er. „Keine ausstellbaren Antiquitäten. Arbeitsdokumente für Philologen. Das British Museum weiß nichts damit anzufangen. Lassen Sie sie uns.“

Hamilton dachte einen Moment nach, bevor er antwortete.

„Ihre Notizen sind Ihre Notizen. Das ist nicht, was ich hier suche.“

Er schloss sein Notizbuch mit einer knappen Geste.

„Behalten Sie sie. Wir haben das Original.“

Hamilton erkannte die Logik des Arguments an. Die Abklatsche würden bei den Franzosen bleiben. Marcel hatte es seit Rosette gewusst. Er hatte darauf hingearbeitet.

In drei Wochen hatte die Kommission das Wesentliche gerettet. Was die Gelehrten nach Frankreich mitnehmen würden, passte nicht in die großen Kisten. Es passte in die Kupferrohre und die Ledermappen. Es würde in den Laderäumen des Schiffes wenig wiegen. Es würde in den kommenden Jahrzehnten umso schwerer wiegen.

Die Frage der Manuskripte und wissenschaftlichen Notizen wurde für die Franzosen noch günstiger geregelt. Hamilton erkannte ohne Schwierigkeit an, dass diese Dokumente persönliche geistige Arbeiten waren, völlig verschieden von den materiellen ägyptischen Antiquitäten und daher nicht als Kriegsbeute beschlagnahmbar.

Am 15. September verlangte Hamilton, alle Zeichnungen zu prüfen, die Jollois und seine künstlerischen Kollegen während der Expedition angefertigt hatten. Jollois legte seine Notizbücher vor.

„Herr Hamilton, diese Zeichnungen existierten nicht, bevor ich sie anfertigte. Eine pharaonische Statue existierte ohne mich. Meine Zeichnungen existieren nur, weil ich sie geschaffen habe. Ein persönliches Kunstwerk zu konfiszieren ist keine Requisition, es ist Diebstahl.“

Hamilton betrachtete die Zeichnungen lange.

„Ihre Zeichnungen sind Ihr Werk, keine Antiquitäten. Behalten Sie sie. Ich werde nur etwa fünfzig Kopien für das British Museum erbitten. Die Originale bleiben bei Ihnen.“

Jollois wählte die abzugebenden Kopien selbst aus. Er legte die Hände auf seine Notizbücher, die Augen gesenkt. Das war alles. Die Frage der antiken Münzen hätte beinahe einen Konflikt wieder aufgerissen, den man für beigelegt gehalten hatte. Die Gelehrten der Kommission besaßen gemeinsam mehrere hundert griechische, ptolemäische und römische Münzen, die an Stätten des Nildeltas und des Niltals gesammelt worden waren. Hamilton beanspruchte sie als beschlagnahmbare Antiquitäten. Die Gelehrten entgegneten, es handle sich um persönliche Erwerbungen für ihre eigenen numismatischen Sammlungen.

„Jede Münze wurde von einem Gelehrten gekauft“, sagte Marcel und legte ein Notizbuch vor, in dem er mit bewundernswerter Voraussicht jede einzelne Erwerbung mit Preis, Datum und Namen des Verkäufers verzeichnet hatte. „Diese Register beweisen den privaten Charakter dieser Erwerbungen.“

Hamilton prüfte das Notizbuch aufmerksam. Die Führung dieses Registers lag offenkundig vor den Verhandlungen. Es konnte sich nicht um ein für die Zwecke der Sache angefertigtes Dokument handeln. Er ließ das Argument gelten und überließ die Münzen den Gelehrten, mit Ausnahme von etwa fünfzehn bemerkenswerten Stücken, die Marcel ihm im Austausch gegen zusätzliche Transporterleichterungen für die sperrigsten Kisten abzutreten bereit war.

Diese Art kleiner, punktueller Kompromisse kennzeichnete Hamiltons Methode: fest in den großen Linien seiner Anweisungen, nachgiebig in den nebensächlichen Einzelheiten.

Jollois, der von dieser Entscheidung unterrichtet wurde, war dankbar, ohne es zu zeigen. Dieser Vorfall erinnerte ihn daran, dass Hamilton trotz der Strenge seiner Mission einen Sinn für Billigkeit bewahrte, der ihn von den brutalen Konfiszierern unterschied, die er zu Beginn der Verhandlungen gefürchtet hatte.

„Ich riskiere lieber, einige Gegenstände durchgehen zu lassen, als einen Präzedenzfall der Willkür zu schaffen. Unsere Glaubwürdigkeit in diesen Verhandlungen beruht auf unserer Unparteilichkeit. Wenn die Franzosen uns verdächtigen, Güter außerhalb jeder Regel zu konfiszieren, verlieren wir ihre Zusammenarbeit für alles Weitere.“

III - Die Ethik der Enteignungen

Am Morgen des 17. September ging Jollois allein durch Alexandria. Er hatte nichts Bestimmtes zu zeichnen. Er wollte gehen. Die Verhandlungen hatten vierzehn Tage gedauert. Das Protokoll würde in wenigen Tagen unterzeichnet werden. Danach gäbe es nichts mehr zu verteidigen.

Er durchquerte das Händlerviertel, ohne stehen zu bleiben. Die Stadt ging weiter. Das war es, was ihn am meisten traf. Dass die Stadt weiterging, als wäre nichts geschehen. Die Frauen an den Brunnen. Die Maultiere in den engen Gassen. Der Geruch von warmem Brot und Jasmin.

Er blieb vor der Werkstatt eines Buchbinders stehen. Der Mann arbeitete auf der Schwelle seiner Tür und nähte Lagen mit der langsamen Sorgfalt eines Menschen, dessen Hand den Griff seit der Kindheit kennt. Er hob den Blick zu Jollois, senkte ihn dann ohne besondere Neugier wieder auf seine Arbeit. Ein weiterer Franzose. Er hatte in drei Jahren welche vorbeiziehen sehen. Er würde andere sehen. Osmanen, Engländer, Mamelucken. Die Stadt hatte ihre eigenen Rhythmen, unabhängig von den Armeen, die sie durchquerten.

Jollois sah ihm bei der Arbeit zu. Das abgenutzte Werkzeug, die selbstverständlichen Handgriffe, die von jahrelanger Reibung polierte Werkbank. Der Geruch des im Topf erhitzten Leims hing in der Gasse. Süßlich, leicht beißend. Dieser Mann tat das seit langem. Die Armeen wechseln, die Notizbücher bleiben.

Jollois sprach ihn nicht an. Ohne Dolmetscher sah er ihm noch eine Weile bei der Arbeit zu und ging dann weiter zum Hafen. Die britischen Schiffe lagen dort auf der Reede und warteten. Kisten türmten sich an den Kais. Die großen Antiquitäten würden in einer Woche abreisen. Er selbst würde kurz danach auf einem dieser Schiffe fahren. In seinen Taschen seine Notizbücher. In den Kisten der Engländer der Stein von Rosette und der Sarkophag Nektanebos' II.

Er dachte an den Buchbinder. Der Buchbinder machte Notizbücher. Er füllte sie. Die Notizbücher würden nach Paris gehen, die Kisten nach London. In hundert Jahren, in zweihundert Jahren, würde jemand diese Notizbücher aufschlagen und Ägypten so sehen, wie es 1801 gewesen war. Tempelsäulen und königliche Hypogäen, aber nicht den Buchbinder und nicht die Gasse. Das hatte Jollois zu zeichnen gewählt. Was er beiseitegelassen hatte, das alltägliche Stadtleben, die einfachen Leute, die Arbeit der Hände, würde nirgends sein.

Er zeichnete den Hafen, die Kais, die Schiffe auf der Reede. Dann, in der Ecke des Blattes, aus dem Gedächtnis, die Hände des Buchbinders auf seinem Heft. Er wusste nicht, warum. Es lag daran, dass diese Hände nirgendwohin gehen würden. Sie würden hier bleiben, in dieser Gasse, und Notizbücher machen. Sie verdienten wenigstens eine Linie.

Er betrachtete die Zeichnung. Die Hände, flink, sicher, mit den Schwielen an den richtigen Stellen. Hände, die diese Gasse nie verlassen hatten. Die sie nicht verlassen mussten. Diese Hände wussten, was sie taten. Der Handgriff, so früh gelernt, dass er der Körper selbst geworden war. Er dachte an seine eigenen tintenbefleckten Hände. An Abdallah ibn Youssef, der den Kanal anders kannte als durch Messungen. An den koptischen Handwerker, dessen Hände den Papyrus kannten. Diese Hände würden in keiner Kiste abreisen. Sie würden hier bleiben und tun, was sie immer getan hatten.

An jenem Abend ließ Hamilton ihnen ein Billett zukommen. Er bat darum, am folgenden Tag ohne Sekretär mit ihnen zu Abend essen zu dürfen. Jollois zeigte das Billett Fourier.

„Er kommt allein“, sagte Fourier. „Ohne Sekretär.“

„Das heißt, er kommt als Mensch, nicht als Kommissar.“

Fourier legte das Billett hin. Er kannte diese Art von Geste. Zum Gegner zu kommen, ohne Sekretär, ohne Protokoll. So handeln Menschen, die etwas sagen wollen, was sie nicht in einen Bericht schreiben können. Er würde im Namen aller zusagen.

Am Abend des 18. September fand sich Hamilton wie vereinbart bei den Franzosen ein. Er war allein.

Der Tisch war eine Tür auf Böcken. Brot, Ziegenkäse, eine Flasche einheimischer Wein, den niemand beurteilte. Fourier war da, Geoffroy, Marcel. Draußen luden die Soldaten Kisten auf Karren. Man hörte Holz an Holz reiben.

Sie aßen eine Weile, ohne zu sprechen. Hamilton war es, der darum gebeten hatte zu kommen. Sie warteten darauf zu erfahren, warum.

„Der Sarkophag Nektanebos' II.“, sagte er schließlich. „Der, den Sie hier in Alexandria studiert hatten. Er geht morgen zum Hafen. Ich wollte es Ihnen ins Gesicht sagen.“

Jollois stellte sein Glas langsam ab. Der Sarkophag Nektanebos' war aus grüner Brekzie, über drei Meter lang, bedeckt mit Inschriften aus dem Amduat. Er hatte einen ganzen Tag damit verbracht, ihn zu zeichnen. Er erinnerte sich an das Licht auf der Brekzie. Keine Spiegelung, eine Absorption, als behielte der Stein das Licht für sich. Die Hieroglyphen waren mit einer Präzision gemeißelt worden, die nach zwanzig Jahrhunderten noch erlaubte, die Federn der Vögel und die Gelenke der Schlangen zu unterscheiden. Er hatte dieser Arbeit einen ganzen Tag gegeben.

„Dieser Sarkophag“, sagte Fourier, „war vor uns in Alexandria. Die Araber hatten ihn als Brunnenbecken wiederverwendet. Wir haben ihn dort herausgeholt. Wir haben ihn studiert.“

„Ich weiß. Wir hatten ihn auch als Brunnen gefunden, in unseren Archiven zur Reise Pocockes. Das ist einer der Gründe, weshalb ich es Ihnen sagen wollte. Sie sind nicht die Ersten, die ihn versetzt haben.“

Draußen stieß eine Kiste gegen eine andere. Jemand fluchte auf Englisch.

„Wissen Sie, was mich stört“, sagte Jollois. „Nicht, dass Sie ihn nehmen. Sondern dass in hundert Jahren ein Ägypter nach London kommen muss, um den Sarkophag eines seiner Pharaonen zu sehen.“

Hamilton blickte in sein Glas. Fourier beobachtete Hamilton, der in sein Glas blickte.

„Wenn es in hundert Jahren einen Ägypter gibt, der diesen Sarkophag sehen will“, sagte Hamilton, „dann hat ihm jemand beigebracht, was er ist. Und diese Person wird wahrscheinlich nach Ihren Zeichnungen und Aufnahmen gearbeitet haben. Nicht nach dem Stein.“

„Das ist keine Antwort. Das ist eine Rechtfertigung.“

„Ja. Wie alle Antworten, die wir uns über das geben, was wir hier tun.“

Eine Weile aß niemand. Marcel füllte sein Glas mit der Genauigkeit, die er in alles legte, was er tat.

„Dieser Sarkophag“, sagte Marcel, ohne den Kopf zu heben, „hatte schon vor den Arabern den Besitzer gewechselt. Er hatte den Leichnam Nektanebos' nie aufgenommen und war in Alexandria gelandet. Man hatte eine Badewanne daraus gemacht. Die Araber verwandelten ihn in einen Brunnen. Wir haben ihn vermessen und gezeichnet. Sie werden ihn ausstellen. Jede Epoche hat ihre Art, sich Ägypten anzueignen.“

„Und Ägypten hat dabei nichts zu sagen.“

Geoffroy sah zur Decke.

„Es ist nicht Ägypten, das uns eingeladen hat.“

Das Gespräch hatte etwas berührt, was Hamilton nicht vorhergesehen hatte. Er dachte an seine Anweisungen, die Antiquitäten beschlagnahmen, die Billigkeit wahren. Seine Anweisungen sprachen nicht von den Ägyptern. Niemand hatte daran gedacht, sie aufzunehmen. Er antwortete Geoffroy nicht. Das war keine Unverschämtheit. Es war Ehrlichkeit.

„Wenn Ägypten sich eines Tages als Nation konstituierte“, hob Fourier wieder an, „und seine Güter zurückforderte, was würde das British Museum antworten?“

„Ich werde nicht derjenige sein, der antwortet. Es wird jemand anderes sein, unter anderen Umständen. Ich kann das kommende Jahrhundert nicht binden.“

Fourier vermerkte diese Antwort. Sie war ehrlich. Sie war auch unzureichend. Doch es war alles, was ein Mann in Hamiltons Stellung an diesem Abend sagen konnte.

In einigen Jahren, in seinen Notizen für das Vorwort zur *Beschreibung*, würde er auf diesen Satz zurückkommen. Er würde ihn dort nicht aufnehmen. Er war zu persönlich, zu sehr an einen Abend gebunden, der keinen offiziellen Zeugen hatte. Aber er würde an Hamilton denken, während er das Vorwort zur *Beschreibung* schrieb.

Hamilton erhob sich als Erster. Er bedankte sich für das Essen. An der Tür blieb er stehen.

„Wenn ein französischer Gelehrter den Sarkophag in London untersuchen möchte, werde ich den Zugang erleichtern.“

Jollois sah ihm nach. Draußen luden die Soldaten weiter. Die alexandrinische Nacht drang durch das Fenster herein. Stimmen auf Arabisch, ein Hund, der Geruch des Hafens.

„Er hat uns in allem recht gegeben, was man ihm gesagt hat“, sagte Marcel. „Und den Sarkophag hat er trotzdem genommen.“

Als Jollois am nächsten Morgen den Hof durchquerte, war der Sarkophag des Nektanebos nicht mehr da. An seiner Stelle eine rechteckige Spur im Sand.

Am 22. September, früh am Morgen, meldete sich ein ägyptischer Händler an den Toren des Lagerhauses und bat darum, Hamilton zu sprechen.

Er hieß Mahmoud al-Tawil. Er führte ein Antiquitätengeschäft im koptischen Viertel von Alexandria, zwei Straßen vom Hafen entfernt. Sein fünfzehnjähriger Sohn begleitete ihn und würde als Dolmetscher dienen. Jollois, der im Hof vorüberging, als sie ankamen, blieb stehen.

Hamilton empfing sie in dem Raum, der ihm als Büro diente. Ein Tisch, vier Stühle, die Stapel von Protokollen, die der Sekretär seit zwei Wochen ordnete. Mahmoud al-Tawil legte ein zusammengefaltetes Stück Papier auf den Tisch und wartete, bis der Sohn übersetzt hatte.

Er behauptete, mehrere Statuetten aus dem Los der kleineren britischen Antiquitäten seien ihm 1798 von französischen Soldaten gestohlen worden. Er forderte ihre Rückgabe.

„Er sagt, sein Vater habe diese Stücke von seinem eigenen Vater erworben“, übersetzte der Sohn. „Sie waren seit drei Generationen in der Familie. Soldaten haben sie in der ersten Woche der Besatzung aus dem Laden genommen. Er hat Zeugen.“

Hamilton hörte zu. Er betrachtete das gefaltete Papier. Eine Liste von acht Gegenständen, auf Arabisch beschrieben, mit Anmerkungen in Piastern, den Preisen, die der Vater beim Erwerb gezahlt hatte. Er verlangte die Zeugen zu sehen. Der Sohn ging hinaus und kam mit zwei Männern aus demselben Viertel zurück, die bestätigten, dass Mahmoud al-Tawil diese Gegenstände tatsächlich vor der Ankunft der Franzosen besessen hatte.

Jollois war an die Tür getreten. Er erkannte die Beschreibung einer der Statuetten: eine Bronzefigur, die den stehenden Osiris mit gekreuzten Armen darstellte, etwa zwanzig Zentimeter hoch. Er hatte sie gezeichnet. Nicht bei diesem Mann, sondern in einer

offenen Kiste im Biwak, 1798, in den ersten Tagen. Er hatte nicht gefragt, woher sie stammte.

„Ich kann Ihnen diese Gegenstände nicht zurückgeben“, sagte Hamilton. „Sie sind Teil einer offiziellen Beschlagnahme, die durch die Kapitulation bestätigt wurde. Das Verfahren einer individuellen Rückgabe ist in diesem Zusammenhang rechtlich unentwirrbar.“

Der Sohn übersetzte. Mahmoud al-Tawil hörte zu, ohne seine Miene zu verändern. Er stellte eine kurze Frage.

„Er fragt, wem diese Gegenstände jetzt gehören. Den Engländern oder den Franzosen?“

„Den Engländern. Sie liegen in den Kisten der britischen Beschlagnahme.“

Wieder eine kurze Frage.

„Er fragt dann, warum die Engländer sie nicht zurückgeben können, wenn sie sie haben?“

Hamilton nahm sich Zeit, seine Antwort zu formulieren. Es war keine Böswilligkeit. Es war die Wahrheit eines Systems, das nicht für solche Fragen geschaffen worden war.

„Weil diese Gegenstände nunmehr Teil einer staatlichen Beschlagnahme sind, die durch einen internationalen Vertrag geregelt ist. Individuelle Rechte, selbst berechnigte, können in diesem Rahmen nicht behandelt werden. Es hieße, ein Verfahren zu eröffnen, das nie endet.“

Der Sohn übersetzte. Mahmoud al-Tawil hörte zu, nickte einmal und sagte etwas.

„Er sagt, er verstehe. Und er sagt: Notieren Sie trotzdem meinen Namen.“

Hamilton notierte. Er schrieb den Namen auf, die Adresse, die Beschreibung der acht Gegenstände, die Namen der beiden Zeugen. Er unterzeichnete die Seite und händigte Mahmoud al-Tawil eine Kopie aus.

Der Händler nahm das Papier, faltete es sorgfältig zusammen und ließ es in seinem Gewand verschwinden. Er bedankte sich ohne Wärme und ging mit seinem Sohn hinaus. Im Hof blieb er einen Augenblick stehen und betrachtete die an der Mauer gestapelten Kisten. Er sagte nichts. Er machte sich auf den Weg zurück in die Stadt.

Jollois blieb im Türrahmen stehen. Er dachte an die Bronzefigur des Osiris. An die Seite seines Notizbuchs, auf der er sie gezeichnet hatte. Die Figur würde nach London gehen. Die Zeichnung würde nach Paris gehen. Der Name Mahmoud al-Tawils würde in einem britischen Register bleiben, das wahrscheinlich niemals jemand wiederfinden würde. All das war aktenkundig. Nichts davon würde zurückgegeben werden.

Es gab konkrete Opfer, enteignete Eigentümer, berechnete Ansprüche, die weder Frankreich noch England in der Lage war, gerecht zu behandeln.

Am Abend des 22. September wurde im Hof des Lagerhauses das Schlussprotokoll unterzeichnet.

Man hatte im Hof einen Tisch aufgestellt, am selben Platz wie in den Wochen zuvor, unter demselben Sonnendach aus Leinwand, das die Septembersonne von unten her ausbleichte. Hamiltons Sekretär hatte die beiden Ausfertigungen des Dokuments nebeneinandergelegt, die eine auf Französisch, die andere auf Englisch abgefasst, jede mit ihren nummerierten Anlagen. Zweiundzwanzig Seiten je Exemplar. Der Sekretär hatte die Federn, die Tintenfässer, das Wachssiegel ausgerichtet. Er tat dies mit der peniblen Sorgfalt von Leuten, die wissen, dass ihre Arbeit archiviert werden wird.

Hamilton kam als Erster, mit zwei Offizieren als Zeugen. Fourier vertrat die Franzosen zusammen mit Jollois. Auch Jomard war da, im Hintergrund, ohne offizielle Rolle, aber er hatte es sehen wollen.

Hamilton unterzeichnete als Erster. Das Protokoll verlangte es. Die Partei, die ihre Bedingungen durchgesetzt hatte, unterzeichnete zuerst. Er tat es ohne Zögern, mit der Geste eines Mannes, der schon vieles in vielen Ländern unterzeichnet hat.

Fourier nahm die Feder. Er hielt sie einen Augenblick, ohne zu schreiben. Es war kein Zögern im eigentlichen Sinne, die Entscheidung war längst gefallen, es gab keine Alternative. Es war etwas anderes. Die Zeit, die die Hand braucht, um anzunehmen, was der Geist schon angenommen hat. Er unterschrieb. Die Tinte trocknete rasch in der Abendhitze.

Jollois unterschrieb danach. Der Sekretär siegelte beide Ausfertigungen mit dem Wachs der beiden Parteien, rot für die Briten, blau für die Franzosen. Jedes Siegel hinterließ einen klaren Abdruck im weichen Wachs. Das Geräusch des Siegels auf dem Wachs war dumpf, endgültig.

Jomard zählte mechanisch die Anlagen. Zweiundzwanzig Seiten, insgesamt vierundvierzig Seiten. Auf diesen Blättern die Liste der von den Briten beschlagnahmten großen Antiquitäten, die Liste der den Franzosen zuerkannten wissenschaftlichen Sammlungen, die Klauseln über den gegenseitigen Zugang, die Transportgarantien. Zahlen, Beschreibungen, Kategorien. Nichts auf diesen Seiten sagte, was der Sarkophag des Nektanebos wog, noch wie lange der Tag gedauert hatte, an dem Jollois ihn gezeichnet hatte.

Die beiden Ausfertigungen wurden den Parteien übergeben. Hamilton ließ die seine in seine Tasche gleiten, ohne sie weiter anzusehen. Fourier hielt die seine einen Moment in den Händen, als schätzte er ihr Gewicht. Die Teilung war aktenkundig. Was in London war, war in London. Was in Paris war, war in Paris. Was noch immer dort war, in diesen Gassen und auf diesen Märkten und diesen Grabungsstätten, gehörte auf dieser Seite des Tisches niemandem.

Einige Sekunden lang sagte niemand etwas. Dann räusperte sich einer der britischen Offiziere, und alle bewegten sich gleichzeitig.

Hamilton machte eine letzte Bemerkung, die Jollois in ihrer Formulierung treffend fand.

„Was wir hier getan haben, wird von den künftigen Generationen anders beurteilt werden. Ich weiß nicht, ob dieses Urteil für uns günstig ausfallen wird. Aber wir haben wenigstens versucht, es mit einer gewissen Billigkeit zu tun.“

Jollois antwortete nicht. Er war zu müde für Philosophie. Aber er notierte den Satz noch am selben Abend in seinem Notizbuch, mit Datum und Zusammenhang. In keinem veröffentlichten Werk würde er auftauchen.

IV - Der Abschied

Nachdem alle Verhandlungen über die Teilung der Sammlungen abgeschlossen waren, verbrachten die französischen Gelehrten und die britischen Kommissare die letzten Septembertage damit, die Gegenstände zu verpacken, die an ihre jeweiligen Bestimmungsorte gebracht werden sollten.

Auf britischer Seite waren die großen Antiquitäten seit dem 4. September im Register verzeichnet. Clarkes Männer mussten sie nur noch einkisten und die Gurte und Versiegelungen prüfen. Im Hof des Lagerhauses warteten die Kisten, der Stein von Rosette, die Sarkophage, die Statuen auf ihren Karren auf die Verladung, ohne dass jemand sie noch einmal geöffnet hätte. Was in den Verhandlungen entschieden worden war, war entschieden. Es gab nichts wieder aufzurollen.

Jollois beobachtete diese Vorbereitungen schweigend, mit gemischten Gefühlen aus Bitterkeit und Resignation. Er wusste, dass diese Gegenstände endgültig nach London gehen würden und dass er sie sein Leben lang nicht wiedersehen würde. Aber wenigstens hatte er seine Zeichnungen gerettet, die es ermöglichen würden, das Andenken an diese Monumente bildlich zu bewahren, auch wenn die materiellen Gegenstände für Frankreich verloren waren.

Am 24. September kam Hamilton, um Jollois und Fourier für ihre begrenzte Zusammenarbeit während der Verhandlungen zu danken.

Die französischen Gelehrten ihrerseits verpackten die Sammlungen, die sie hatten retten können.

Jeder Gelehrte stellte ein detailliertes Inventar von allem auf, was er mitnahm, und führte jeden Gegenstand, jedes Manuskript, jede Zeichnung penibel auf.

Am 25. September fand unter der gemeinsamen Aufsicht eines britischen Offiziers und Fouriers eine vorläufige Inspektion statt. Jede Kiste wurde geöffnet, ihr Inhalt gegen das Inventar geprüft, dann wieder verschlossen.

Am Abend des 26. September waren alle Verpackungsarbeiten beendet. Die französischen Gelehrten waren bereit, sich zur Rückkehr nach Frankreich einzuschiffen, sobald die britischen Schiffe verfügbar wären.

In den letzten Stunden dieses 26. Septembers versammelte Jollois seine Assistenten zu einer Schlusskontrolle. Er ließ jedes Metallrohr, das Zeichnungen enthielt, auspacken und erneut untersuchen, prüfte, ob die Stöpsel dicht waren und die Rohre keinen Riss aufwiesen. Ebenso verfuhr er mit den Papierbündeln, den Notizkartons, den Mappen mit den Abklatschen. Alles, was die Kommission nach Frankreich bringen würde, passte in einige Kisten und einige Kupferrollen. Es war wenig für mehr als drei Jahre Arbeit. Es war alles.

„Haben wir nichts vergessen?“

„Nichts Wesentliches. Die Messinstrumente sind in Kiste Nummer drei. Die Notizbücher mit den architektonischen Aufmaßen in Kiste vier. Ihre Zeichnungen in den Rohren eins bis dreiundzwanzig. Marcells Abklatsche in den Mappen. Die Journale des Instituts in Kiste fünf.“

Jollois betrachtete die Metallrohre. In ihnen, aufgerollt und in Baumwollpapier gebettet, lagen die Tafeln, die das ganze alte

Ägypten darstellten, das die Armee durchquert hatte, reduziert auf Linien und Schraffuren auf dickem Papier. Dieses Papier war nunmehr kostbarer als die Monumente selbst, denn es war durch den Stich unendlich reproduzierbar, übertragbar durch Zeit und Raum.

In der Nacht vom 26. auf den 27. September blieb Jollois in seinem Zimmer sitzen, die Metallrohre zu seiner Linken an der Wand aufgereiht, und arbeitete an der Fertigstellung des Index seiner Zeichnungen, einer alphabetischen und thematischen Liste aller dokumentierten Monumente, geordnet nach Fundort, Epoche und Bauart.

Dieser Index, den er gegen vier Uhr morgens abschloss, würde das erste Inhaltsverzeichnis dessen sein, was zur *Beschreibung Ägyptens* werden sollte. Er verzeichnete zweitausendsiebenundachtzig Zeichnungen, die einhundertsechsendachtzig verschiedene Stätten abdeckten, von der Insel Philae im Süden bis Alexandria im Norden. Zu jeder Zeichnung vermerkte er, ob es sich um eine Gesamtansicht, ein architektonisches Detail, eine Inschrift oder eine figürliche Darstellung handelte.

Im Morgengrauen schloss er den Index und legte ihn in das Rohr Nummer eins, zu seinen kostbarsten Notizbüchern. Er war bereit. Ägypten war in den Rohren. Er konnte gehen. Er blies die Lampe aus.

Die endgültige Versiegelung der Kisten erfolgte am 27. September um zehn Uhr morgens. Ein britischer Offizier, zwei französische Zeugen, ein für diesen Anlass improvisierter Militärnotar. Die Zeremonie war schlicht, doch ihre Implikationen waren gewaltig. Diese zweiundvierzig Kisten würden das Mittelmeer überqueren und zu den französischen Nationalsammlungen stoßen. Es war, nach allem, was geschehen war, ein teilweiser, aber wirklicher Sieg.

Jomard prägte sich die Szene im Geiste ein und sagte sich, dass er sie in seinen Memoiren beschreiben würde. Was ihn beeindruckte, war nicht das Schauspiel an sich, sondern das, was es

bedeutete. Das Ende eines Lebensabschnitts, der keinem anderen gleichen würde. Mit dreiundzwanzig Jahren hatte er bereits etwas erlebt, was die meisten Menschen nie erlebten.

Jollois hingegen dachte nicht an die Zukunft. Er dachte an die Pyramiden, an die Memnonskolosse, an die Tempel von Philae. An alles, wofür ihm die Zeit zum Zeichnen gefehlt hatte.

Am 29. September erfuhren die französischen Gelehrten, dass die britischen Schiffe, die sie nach Frankreich bringen sollten, in zwei Tagen bereit sein würden, die Passagiere aufzunehmen. Diese Nachricht beschleunigte die letzten Vorbereitungen.

Am Morgen des 30. September erhielten die französischen Gelehrten den offiziellen Befehl, sich bereitzuhalten, am folgenden Tag an Bord der britischen Transportschiffe zu gehen, die sie über Malta nach Frankreich zurückbringen würden.

Vor der Einschiffung stattete Hamilton den französischen Gelehrten einen letzten Besuch ab. Er brachte die offiziellen Passierscheine mit, die den Transport ihrer Kisten durch die britischen Hafenkontrollen gestatten würden. Dieses unterzeichnete und gestempelte Dokument war die förmliche Garantie, dass niemand im letzten Augenblick versuchen würde, ihre Habe zu beschlagnahmen.

„Hier sind Ihre Geleitbriefe. Ich wünsche Ihnen eine gute Heimreise.“

Er überreichte Jollois das Bündel Papiere. Jollois nahm es und antwortete dann:

„Und ich wünsche Ihnen, dass Sie von dem, was Sie mitnehmen, guten Gebrauch machen.“

Hamilton lächelte kurz. Er hatte verstanden. Von dem Stein von Rosette, den Sarkophagen, den königlichen Mumien guten Gebrauch zu machen, bedeutete in diesem Zusammenhang, sie ernsthaft zu studieren, sie den Gelehrten zugänglich zu machen, daraus ein Wissen zu gewinnen, das allen zugutekommt. Das

würde die einzige moralisch vertretbare Rechtfertigung für das sein, was er hier getan hatte.

„Wir werden unser Bestes tun.“

Das war alles. Sie sahen sich nie wieder.

Am letzten Abend fanden sich die Gelehrten ohne Hamilton und die britischen Offiziere zusammen. Sie aßen wenig und sprachen lange. Jeder hatte etwas zu bedauern: die nicht besuchten Stätten, die nicht abgeschriebenen Inschriften, die Monumente, die zu studieren ein weiteres Jahr erlaubt hätte. Doch jeder wusste auch, dass sie etwas vollbracht hatten, das es nie zuvor gegeben hatte und das sich nicht auf dieselbe Weise wiederholen würde.

In der Nacht vom dreißigsten September auf den ersten Oktober lag Jollois auf seinem Strohsack im Lagerhaus und lauschte dem Geräusch des Meeres und den Schreien der Möwen. Er ließ die drei vergangenen Jahre im Geiste vorüberziehen. Die Landung in Alexandria, der Marsch durch die Wüste, der erste Anblick der Pyramiden, die Tempel Oberägyptens, der Aufstand von Kairo, der Stein von Rosette, der Tod Klébers, die zermürenden Verhandlungen mit Hamilton. All das schien ihm einem anderen Leben anzugehören, gelebt von einem jüngeren und naiveren Mann als dem, zu dem er geworden war.

Er stand im Morgengrauen auf, überprüfte ein letztes Mal, ob die Röhren gut verstaut waren, und trat hinaus auf den Kai. Das Meer lag ruhig unter einem noch dunklen Himmel. Im Westen standen noch einige Sterne. Auf den Schiffen auf der Reede brannten Laternen. In wenigen Stunden würde er an Bord sein. In wenigen Wochen in Paris.

Am Morgen des 1. Oktober nahm der Abschied je nach Temperament unterschiedliche Formen an. Jollois, der einige dauerhafte Bande zu ägyptischen Gelehrten aus Kairo geknüpft hatte, statete einem Scheich in Alexandria, der an al-Azhar ausgebildet worden war und mit dem er sich über die pharaonischen Monumente ausgetauscht hatte, einen letzten Besuch ab. Der Scheich,

ein alter Gelehrter, der Arabisch, Persisch und Türkisch las, aber kein Französisch, hatte sich für die Zeichnungen, die Jollois ihm gezeigt hatte, aufrichtig neugierig gezeigt.

„Er sagt, die Pharaonen seien Riesen gewesen“, übersetzte der Dolmetscher. „Riesen, die für die Ewigkeit bauten, weil sie glaubten, in ihr zu leben.“

„Vielleicht hat er nicht unrecht. Diese Monumente haben alle Reiche überdauert, die dieses Land besetzt hielten. Sie werden auch die unseren überdauern.“

Der Scheich sagte noch etwas anderes. Der Dolmetscher zögerte, bevor er übersetzte.

„Er sagt: Ihr habt diese Steine betrachtet, als hätten sie eine Seele. Das ist gut. Der Unterschied zählt, auch wenn ihr gegangen seid.“

Jollois notierte diesen Satz. Er schloss an die Bemerkung des Wakis Abdallah an. Er begann zu begreifen, dass der aufmerksame Blick, den sie auf das alte Ägypten geworfen hatten, unabhängig von aller politischen und militärischen Erwägung einen eigenen Wert gehabt hatte, den die Ägypter selbst anerkannten.

Die Einschiffung erfolgte am späten Vormittag des 1. Oktober. Die britischen Schiffe hatten einige hundert Meter vom Kai entfernt geankert. Boote sorgten für den Pendelverkehr zwischen dem Kai und den Schiffen. Die Kisten der Franzosen wurden zuerst verladen, in Absprache mit Hamilton, der die Sorge der Gelehrten um ihre Sammlungen verstanden hatte.

Die Schiffe hießen HMS Peterel, HMS Alceste und HMS Unité. Letztere war eine französische Fregatte, die unter britische Flagge übergegangen war und deren Namen die Engländer beibehalten hatten.

„Vorsicht“, sagte Geoffroy zu einem Matrosen, der eine seiner Kisten mit Gläsern an nur einer Seite anhub. „Sie ist zerbrechlich.“

Der Matrose drehte sie in alle Richtungen, um ihr Gleichgewicht zu prüfen, und setzte sie dann mit den anderen ins Boot. Geoffroy biss die Zähne zusammen.

Was ihn beschäftigte, war der Platz im Laderaum. Die Laderäume von Fregatten waren dunkel, feucht, schlecht belüftet und den Stößen des Stampfens und des Seegangs ausgesetzt. Die Alkoholgläser waren das ernsteste Problem. Kippte eine Kiste bei einem Sturm im Laderaum um, gab das Holz unter dem Stoß nach, zerbrachen die Gläser, der Alkohol lief aus, und befand sich eine Laterne in der Nähe, bestand Brandgefahr im Laderaum. Er hatte den britischen Kapitän auf diese Gefahr hingewiesen, der sie verstanden und erlaubt hatte, die zerbrechlichsten Kisten an einem zugänglichen Ort auf dem Unterdeck zu verstauen.

Jollois stieg als Letzter ins Boot. Er sah Alexandria ein letztes Mal an, von der Wasserlinie aus. Die weißen Häuser mit ihren flachen Terrassen, die schlanken Minarette, die Zitadelle, errichtet auf den Ruinen des antiken Leuchtturms, und hinter alledem die beginnende Wüste, das Niltal, das nach Süden hin verschwand, die unzähligen Monumente, die die Armee nicht alle erreicht hatte.

„Es gibt noch so viel zu sehen“, murmelte er.

„Das wird es immer geben“, fügte Jomard hinzu, der in dasselbe Boot gestiegen war. „Das liegt im Wesen Ägyptens. Es ist unerschöpflich.“

Das Boot entfernte sich vom Kai. Jollois drehte sich nicht um. Er behielt das Bild Alexandrias vor Augen, wie es an diesem Morgen war, klar und leuchtend in der trockenen Oktoberluft.

An Bord angekommen, weigerte er sich, seine Kupferröhren im Laderaum zu lassen. Er trug sie in seine Kojе, den Raum, der ihm in den Quartieren der Subalternoffiziere zugewiesen worden war, ein Verschlag von zwei Metern auf einen Meter fünfzig mit einer Leinwandkoje und einem Haken an der Decke. Er hängte seine Taschen an den Haken. Dreiundzwanzig Röhren, an die fünfzig Kilo. Die Kojе gab unter dem zusätzlichen Gewicht leicht nach.

Er schlief in der ersten Nacht fast nicht. Jede Bewegung des Schiffes ließ die Taschen schwingen. Er betrachtete sie im Dunkeln und zählte die Schwingungen.

Jomard brachte seine Kisten mit den kartographischen Aufnahmen in Absprache mit dem Ersten Leutnant unter, mit Tauen an den Schotten befestigt wie Artilleriematerial. Eine militärische Methode, um sie vor dem Stampfen zu schützen.

„Haben Sie schon einmal kostbare Karten transportiert?“, fragte ihn der Leutnant.

„Nein. Aber ich habe gesehen, wie Sie die Kanonen festzurren.“
Der Leutnant nickte. Das war logisch.

An Bord fanden sich die französischen Passagiere, Gelehrte und Soldaten, vermischt mit den britischen Besatzungen in einem Raum, der für zwei Drittel dieser Zahl vorgesehen war. Die Lager blieben getrennt, die Franzosen vorn und backbord, die Briten mittschiffs und steuerbord. Aber in den engen Gängen, den Laufgängen, auf den Leitern begegneten sie einander zwanzigmal am Tag, ohne ein Wort zu wechseln.

Was die Gelehrten empfanden, war weniger Scham als Absurdität. Sie fuhren nach Frankreich zurück auf den Schiffen derer, die ihnen soeben den Stein von Rosette und den Sarkophag Nektanebos' II. genommen hatten. Dieselbe Flotte, die die ihre bei Abukir versenkt hatte. Die Geschichte hatte eine Art, sich in sich selbst zu schließen.

So schrieb Jollois es in seinem Abendbrief. Einem Brief, den er nicht beendete und nie abschickte:

„Wir kehren nach Frankreich zurück auf den Schiffen unserer Besieger, ihre Passierscheine in unseren Taschen und den Stein von Rosette in ihren Laderäumen. Wir haben Ägypten den Ägyptern genommen, sie haben es uns wieder abgenommen. Die Steine reisen jetzt nach London. Unsere Zeichnungen reisen nach Paris, in Kupferröhren, die ich in meiner Kojе bewahre. Ich

glaube, dass dies ein Unterschied ist, der auf lange Sicht zählen wird.“

Jollois zerknüllte den Brief und warf ihn weg, ohne die Worte für das, was er empfand. Er würde versuchen, in der Beschreibung andere zu finden.

V - Die Überfahrt

Das Mittelmeer im Oktober hatte seine Launen. Schon am zweiten Tag erhob sich ein Nordostwind, und die See ging hoch. Das Schiff begann heftig zu rollen. Mehrere Gelehrte, die das Segeln nicht gewohnt waren, verbrachten die ersten Tage in ihren Kabinen liegend — außer Jomard, der in den Laderaum hinabstieg, um seine Kisten zu prüfen, und Geoffroy Saint-Hilaire, der alle zwei Stunden wieder hinaufkam, um sie zu kontrollieren.

Jollois blieb an Deck. Er hatte die Hinreise ohne Schwierigkeiten überstanden und im Lauf der ägyptischen Monate ein gelassenes Verhältnis zum Meer entwickelt. Er beobachtete die Wellen, die Wolken, das wechselnde Licht mit demselben Blick, den er auf die Monumente richtete. Aufmerksam, offen, ohne Urteil. Ein britischer Offizier, einer der jungen britischen Offiziere, kam, um mit ihm zu sprechen.

„Was nehmen Sie genau in diesen Röhren mit?“

„Das alte Ägypten.“

Der Offizier sah ihn verständnislos an.

„Zeichnungen“, präzisierte Jollois. „Aufnahmen von Monumenten. Abschriften von Inschriften. Alles, was ich in mehr als drei Jahren dokumentieren konnte. Es wird genügen, um ganze Bände zu füllen.“

„Wie eine Enzyklopädie?“

„Mit Bildern“, sagte Jollois.

Der Offizier schien zufrieden und ging. Jollois blieb noch eine Stunde an Deck und blickte auf das Meer. Irgendwo hinter dem

Horizont standen die Pyramiden noch immer. Unerschütterlich. Sie erwarteten nichts.

Am fünften Tag flaute der Wind ab. Das Meer fand seine gleichmäßige Bewegung wieder. Die Gelehrten erschienen wieder an Deck, noch blass, aber auf den Beinen. Jeder nahm seinen Platz wieder ein, seine Notizbücher, seine Berechnungen. Die Arbeit hatte wieder begonnen, noch ehe Malta in Sicht kam.

Jomard arbeitete an seinen Messnotizen und spürte Unstimmigkeiten auf. Mehrere ließen sich auflösen. Zwei widerstanden.

„Sehen Sie sich diese Maße an“, sagte er und legte seine Notizbücher auf die Reling. „Die Basis der Chephren-Pyramide ist auf der Ost-West-Achse etwas länger als auf der Nord-Süd-Achse. Nicht viel. Zwanzig Zentimeter auf zweihundertfünfzehn Meter. Aber es wiederholt sich bei den drei großen Pyramiden von Gizeh.“

„Ein Fehler Ihrer Messungen?“

„Möglich. Aber unwahrscheinlich. Ich habe jede Seite dreimal gemessen.“

„Also?“

„Also berücksichtigen ihre Maße die Krümmung der Erde. Die Praxis kann der Theorie um mehrere Jahrhunderte vorausgehen.“

Jollois sah ihn lange an.

„Veröffentlichen Sie das.“

„Nicht jetzt. Es ist nur eine Hypothese. Ich will es mit Monge in Paris überprüfen.“

Monge war mit Bonaparte abgereist. Aber die Messungen reisten mit Jomard, in der Röhre Nummer vier. Dieses Ergebnis, veröffentlicht in den Bänden der *Beschreibung*, sollte ihn zu einem der Begründer der modernen Geodäsie machen. An jenem Abend an Deck war Jomard nur ein dreiundzwanzigjähriger Mann, der keinen Schlaf fand.

Was Jomard nicht sagte — was er seit der Abreise aus Alexandria niemandem gesagt hatte —, war, dass die Hypothese ihn ebenso erschreckte, wie sie ihn begeisterte. Wenn die Erbauer der Pyramiden die Krümmung der Erde gekannt hatten, bedeutete das, dass etwas verloren gegangen war. Nicht vergessen — Wissen wird vergessen —, sondern verloren im strengen Sinn: zerstört, zerstreut, unzugänglich gemacht. Zwanzig Jahrhunderte voller Eroberungen, Plünderungen, Brände. Die Bibliothek von Alexandria. Die Papyri, die Caesars Soldaten verbrannt hatten, ohne sie zu lesen. Die lange Gleichgültigkeit der aufeinanderfolgenden Besatzer gegenüber dem, was die Mauern bargen.

Er zog aus seinem Mantel das Notizbuch Nummer siebzehn, jenes, das er den unbestätigten Hypothesen vorbehalten hatte. Er hatte darin im Lauf der Monate die Beobachtungen notiert, die sich einer unmittelbaren Erklärung widersetzen. Die astronomische Ausrichtung der Tempel. Das völlige Fehlen von Fehlern in den Proportionen des großen Amun-Tempels von Karnak auf einer Länge von fünfhundert Metern. Die Anordnung der inneren Kammern und Gänge der großen Pyramiden, deren Achsen einer Berechnung zu entsprechen schienen, die er noch nicht vollständig rekonstruiert hatte.

Die Pyramiden waren nicht nur Gräber. Vielleicht überhaupt keine Gräber, in dem Sinn, in dem man das Wort in Frankreich verstand. Sie waren Instrumente. Maschinen, um die Welt zu messen, den Himmel in Stein zu fassen, denen, die nach ihnen kamen, ein Wissen zu überliefern, das der Papyrus nicht gewährleisten konnte. Denn der Papyrus brennt. Der Stein weniger.

Er schloss das Notizbuch. Es war eine zu weit gefasste Hypothese für eine Fußnote. Sie verlangte zehn Jahre Arbeit. Er war dreiundzwanzig. Er hatte Zeit.

Die Nacht war hereingebrochen. Die Sterne über dem Mittelmeer waren weniger leuchtend als über der Wüste. Er suchte Orion und fand ihn, tief am Horizont, die drei Gürtelsterne leicht nach Süden geneigt. Er blieb dort und sah sie an, bis die Kälte

ihn zwang hineinzugehen. In der Röhre Nummer vier, zwischen zwei Rollen geölten Papiers, hatte er ein kleines, in vier gefaltetes Blatt verstaut, auf das er in Gizeh die genauen Maße der Basen kopiert hatte. Diese Zahlen würden nicht lügen. Sie waren sein Anker.

Auf dem Achterdeck schrieb Fourier. Er suchte seit mehreren Tagen den Auftakt der historischen Einleitung der *Beschreibung*. Den Satz, der dem Leser begreiflich machen würde, warum Ägypten wichtiger war als jede andere antike Zivilisation. Das Problem war nicht der Stoff. Das Problem war der Ton. Schlug er den des Gelehrten an, würde er den gebildeten Leser verlieren, der bewegt werden wollte. Schlug er den des Redners an, würde er die Strenge verraten, die das Institut von ihm erwartete.

Er hatte elf erste Seiten gefüllt und zerrissen. In diesen elf Versuchen lag derselbe Fehler: Er begann mit der Expedition. „Am 19. Mai 1798 lief die französische Armee aus Toulon aus.“ Oder: „Die Kommission für Wissenschaften und Künste, bestehend aus hundertsiebenundsechzig Mitgliedern.“ Korrekte Formeln, die einem Leser sagten, dass er einen Bericht lesen würde. Dies war kein Bericht.

Was er suchte — und nicht fand —, war das Wort, das den Leser begreifen lassen würde, warum Ägypten sich von allen anderen Ländern unterschied. Nicht schöner, nicht älter im gewöhnlichen Sinn. Anders alt. Das Alter als physische Eigenschaft der Luft, des Steins, des Flusses. Er hatte dreitausend Jahre Geschichte in einem Vorwort unterzubringen. Und noch niemand hatte herausgefunden, wie man dreitausend Jahre schreibt.

„Womit anfangen?“, sagte er laut, ebenso zu sich selbst wie zu Jomard, der ihm zuhörte.

„Mit dem, was sich nicht ändert. Der Nil. Die jährliche Flut. Die Jahreszeiten. Alles Übrige — die Pharaonen, die Dynastien, die Eroberungen — ist dagegen flüchtig. Beginnen Sie mit der Geographie. Der Rest wird folgen.“

Fourier notierte es. Er spürte, wie sich in seiner Brust etwas löste. Nicht die Geographie im technischen Sinn, nicht die Breitengrade, die Meridiane. Die Geographie im Sinn der Gestalt der Welt, wie sie die Menschen zwingt. Der Nil, der steigt und fällt. Das Tal zwischen zwei Wüsten. Die Zivilisation als Antwort auf einen physischen Zwang. Das konnte er schreiben.

Er begann die zwölfte Seite. Diesmal zerriss er sie nicht. Er schrieb drei Zeilen und las sie noch einmal. Sie hielten. Die dritte besagte, dass der Nil die Jahrhunderte durchquere, ohne dass die Jahrhunderte ihn durchquerten. Es war nicht vollkommen. Aber es war lebendig. Es war ein Anfang. Er fuhr fort.

Geoffroy Saint-Hilaire verfasste in denselben Tagen die Notizen, die seine ersten Aufsätze über die Fauna des Nils werden sollten. Er arbeitete in seiner Kabine, umgeben von Gläsern, die gegen das Rollen festgezurrten waren. Der Geruch des Alkohols, der die Tiere konservierte, hing in dem engen Raum.

„Woran denken Sie, wenn Sie diese Beschreibungen schreiben?“, fragte ihn Jomard eines Abends.

„Ich denke an die, die in fünfzig Jahren lesen werden. Ich will, dass sie sehen, was ich gesehen habe. Nicht mehr und nicht weniger. Nur, was ist.“

Das war sein Wahlspruch, ohne dass er ihn je formuliert hätte: getreu wiedergeben, überliefern, ohne zu verraten, der Nachwelt eine Beobachtung hinterlassen, keine Deutung.

Am Morgen des 10. Oktober lief das Schiff in den Hafen von Valletta ein. Die Gelehrten gingen an Land und spazierten in kleinen Gruppen durch die Straßen der befestigten Stadt. Etwas mehr als ein Jahr war vergangen, seit die französische Garnison die Insel unter britischem Druck geräumt hatte, und der Union Jack wehte nun auf den Bastionen, auf denen Jollois bei der Durchfahrt im Juni 1798 die Trikolore hatte wehen sehen.

„Wir hatten diese Insel in drei Tagen genommen“, sagte Fourier mit wehmütiger Ironie, während er die Befestigungen von

Valletta betrachtete. „Wir haben sie nach zwei Jahren Belagerung verloren. So ist unsere ägyptische Geschichte in Kurzform: glänzende Siege, stille Preisgaben.“

Jollois setzte sich vor die Konkathedrale St. Johannes und zeichnete rasch ihre strenge Fassade. Nicht für *die Beschreibung*, die nur Ägypten betraf, sondern für sich selbst, als instinktive Geste seiner Hand, die vor einem bemerkenswerten Bauwerk nicht mehr müßig bleiben konnte. Die Zeichnung dauerte zwanzig Minuten. Als er aufsah, stand Jomard hinter ihm.

„Sie zeichnen noch immer“, sagte Jomard mit einer von Bewunderung getönten Zuneigung.

„Ich werde immer zeichnen. Es ist meine Art, die Welt zu sehen.“

Am Abend fanden sich die Gelehrten im Gasthaus zum Essen zusammen. Das Gespräch drehte sich natürlich darum, was jeder nach der Rückkehr nach Paris zu tun gedachte. Geoffroy Saint-Hilaire wollte seinen Posten am Muséum d'histoire naturelle wieder einnehmen. Fourier dachte an die Präfektur des Départements Isère, die Bonaparte ihm versprochen hatte. Marcel sprach wehmütig von der Imprimerie nationale.

„Und Sie, Jollois?“, fragte Geoffroy Saint-Hilaire.

„Ich? Ich werde arbeiten. Das ist alles. Diese Zeichnungen stehen sich nicht von selbst.“

Am 11. Oktober im Morgengrauen lichtete das Schiff den Anker und nahm wieder Kurs nach Nordwesten. Das westliche Mittelmeer, frischer und bewegter als das östliche, erinnerte sie mit seinen grüngrauen Farben an die provenzalischen Küsten ihrer Jugend.

Während dieses letzten Abschnitts der Überfahrt — fünf Tage seit Malta — trafen sich die Gelehrten jeden Tag in der großen Kajüte, um über *die Beschreibung* zu sprechen. Wer was schreiben würde. In welcher Reihenfolge. Wie viele Bände.

„Diese Beschreibung muss eine Enzyklopädie werden“, sagte Fourier. „Nicht ein paar Tafeln mit Erläuterungen, sondern alles, was wir gesehen, gemessen, beobachtet haben. Die Monumente, die Geographie, die Naturgeschichte, die zeitgenössische Gesellschaft. Mindestens zwanzig Bände.“

„Diese Tafeln werden vollkommen sein, oder es wird sie nicht geben“, sagte Jollois. „Die besten Stecher von Paris, so viel Zeit, wie es braucht. Ein Fehler, und man fängt von vorn an.“

Jomard wollte einen vollständigen geographischen Atlas, die ersten genauen Karten des gesamten Niltals. Geoffroy verlangte einen herausragenden Platz für die Naturgeschichte. Marcel dachte an die Abklatsche vom Stein von Rosette.

Jeder dachte daran, was von ihm bleiben würde. Jomard hob am Bug des Schiffes den Blick von seinen Notizbüchern. Die Küste war noch unsichtbar. Er dachte an die Messungen in seinen Röhren: In hundert Jahren würde jemand sie benutzen, ohne seinen Namen zu kennen. Das genügte ihm.

Am 16. Oktober, an einem klaren Herbstnachmittag, tauchte Frankreich endlich am Horizont auf: zuerst eine dunkle, flache Linie, dann, beim Näherkommen, das Profil von Kaps und Hügeln. Frankreich. Sie sagten nichts. Es gab nichts zu sagen.

Am 17. Oktober um sechs Uhr morgens fuhr das Schiff in die Küstengewässer der Provence ein. Das Herbstlicht auf dem Meer war anders als das des östlichen Mittelmeers. Blasser, diffuser, mit einer Leichtigkeit, die zur leuchtenden Dichte Ägyptens im Gegensatz stand.

„Ich erkenne dieses Licht“, sagte Jollois zu Jomard. „Es ist das Licht Frankreichs. Ich wusste nicht, dass das Licht ein Vaterland hat.“

Die Küste kam näher. Man unterschied jetzt die Kalkklippen, die Calanques, die ersten Fischerhäuser.

„Wir kehren heim.“

Dieses schlichte Wort enthielt alles: die Erleichterung, das Bedauern, die Müdigkeit, die Aussicht auf die Arbeit, die sie erwartete. Als wäre Ägypten ein Zwischenspiel gewesen und als nähme das wahre Leben jetzt wieder seinen Lauf. Doch die beiden Gelehrten wussten, dass es umgekehrt war. Das wahre Leben war dort gewesen, in jenen intensiven Jahren. Was sich vor ihnen auf tat, war die gewöhnliche Welt.

VI - Die Rückkehr nach Frankreich

Das Schiff legte am 18. Oktober 1801 in Toulon an, drei Jahre und fünf Monate, nachdem das französische Geschwader im Mai 1798 aus demselben Hafen ausgelaufen war. Die Umstände der Rückkehr standen in scharfem Gegensatz zu denen der Abreise. Statt der Flotte von dreihundertfünfzig Schiffen mit achtunddreißigtausend Soldaten an Bord brachten einige britische Schiffe die Reste eines geschlagenen Heeres zurück.

Die Gelehrten gingen in Toulon mit Empfindungen von Bord, die keiner von ihnen genau hätte benennen können. Frankreich hatte sich verändert. Sie hatten sich mehr verändert.

Jollois stieg die Laufplanke des britischen Schiffes hinab und setzte den Fuß auf den Kai von Toulon. Der nasse, kalte Stein. Der Geruch nach Salz und Teer. Möwen, die über dem Hafen schrien.

Jollois blieb stehen, ließ die anderen an sich vorbeigehen, ohne ein Wort zu sagen und ohne den Boden zu küssen. Er betrachtete den Kai, die Gebäude, den Hügel über der Stadt, den grauen Oktoberhimmel. Die Luft war kalt und feucht. Eine Mittelmeerkälte im Oktober, verschieden von der trockenen Kälte Ägyptens. Er atmete sie tief ein und wartete, dass sein Körper sich erinnerte.

Die Kisten — Jollois' Zeichnungen, die Sammlungen Geoffroy Saint-Hilaires, Marcells Abklatsche, Instrumente, Manuskripte — wurden unter ihrer Aufsicht ausgeladen.

Sie kamen in einem Gasthaus in Toulon zusammen.

„Auf Ägypten.“

Fourier hob sein Glas.

„Auf die, die nicht zurückgekehrt sind.“

Sie tranken schweigend. Der Abend endete früh.

Am nächsten Morgen schickten die Hafenbehörden von Toulon einen Offizier, um die Kisten offiziell auszuladen. Der Offizier war jung und wusste von der Expedition nach Ägypten nichts, außer was in den Pariser Zeitungen darüber gestanden hatte. Er prüfte die Frachtpapiere mit bürokratischer Gewissenhaftigkeit, zählte die Kisten und bestimmte ein gesichertes Lagerhaus in der Nähe des Kais.

„Diese Gegenstände sind das wissenschaftliche Erbe der Republik“, sagte Fourier zu ihm mit einer Autorität, die keinen Widerspruch duldete. „Sie werden so bald wie möglich unter Eskorte nach Paris gebracht. Sorgen Sie dafür, dass die Lagerhäuser trocken sind und ordentlich verschlossen werden.“

Der Offizier verneigte sich und führte es aus. Fourier hatte instinktiv den Ton des Pariser Beamten wiedergefunden, die Selbstsicherheit dessen, der im Namen einer Institution spricht. Drei Jahre Ägypten hatten das nicht ausgelöscht.

Am Nachmittag fanden sich mehrere Gelehrte in den Büros der Seepräfektur ein, um ihre ersten offiziellen Berichte an das Innenministerium abzufassen. Diese Berichte sollten belegen, dass die Kommission für Wissenschaften und Künste ihren Auftrag erfüllt hatte, dass ihre Sammlungen, soweit gerettet, unversehrt waren und dass die Arbeit an der Veröffentlichung beginnen konnte. Fourier verfasste den Hauptbericht mit sicherer Hand und erwähnte die von den Briten zugefügten Verluste nur in einer sachlichen Anmerkung im Anhang.

„Überlassen wir die Politik denen, die sie nutzen werden. Unsere Aufgabe ist es darzulegen, was wir getan und was wir mitgebracht haben. Der Rest gehört den Historikern und den Diplomaten.“

Jomard, der den Bericht über Fouriers Schulter hinweg noch einmal las, nickte. Er war dreiundzwanzig Jahre alt. Sein ganzes Leben lag vor ihm, und dieses Leben war schon jetzt von einer Erfahrung gezeichnet, die die meisten Menschen nie machen würden. Das würde ihm genügen. Der Gedanke tröstete ihn.

Die letzten Stunden in Toulon waren Verwaltungsformalitäten gewidmet, die im Gegensatz zum Außerordentlichen des Erlebten standen. Formulare, Unterschriften, amtliche Stempel. Die Bürokratie des Konsulats nahm die Expedition nach Ägypten in ihre gewöhnlichen Abläufe auf.

Jollois bemerkte mit stiller Ironie, dass der Beamte, der die Kisten der Kommission registrierte, sie genauso behandelte, wie er eine Ladung Mehl oder Wolle behandelt hätte. Das Außergewöhnliche des Inhalts kam nirgends vor. Zweiundvierzig Kisten. Mehr sah die Bürokratie nicht.

„So bewahren die Zivilisationen ihr Gedächtnis. In Verwaltungsformularen, die niemand liest.“

Fourier lächelte. Es stimmte, und es war zugleich das Prinzip, auf dem seine Hoffnung beruhte, dass die *Beschreibung Ägyptens* Regime und Kriege überdauern würde. Sie würde katalogisiert, inventarisiert, von Generationen von Gelehrten konsultiert werden, die weder von Fourier noch von Denon je gehört hätten, aber ihre Worte lesen würden.

Am nächsten Morgen machten sie sich auf den Weg nach Paris. Die Reise dauerte etwa eine Woche auf der Hauptstraße, die das Rhonetal durchquerte und dann durch Burgund nach Norden weiterführte. Die Gelehrten reisten in öffentlichen Postkutschen, ihr kostbares Gepäck folgte getrennt in gesicherten Transportwagen.

Auf dieser Reise hatten sie Gelegenheit, Frankreich zu beobachten und die tiefgreifenden politischen Veränderungen festzustellen, die sich während ihres ägyptischen Exils vollzogen hatten. Frankreich hatte das Regime gewechselt.

In Avignon wartete eine Menschenmenge vor der Postkutsche. Die Leute fragten nach Söhnen, Brüdern, Ehemännern, von denen sie seit drei Jahren nichts mehr wussten. Fourier stieg aus und antwortete geduldig. Er wusste nicht über alle Bescheid.

Diese Szene prägte ihn stärker als die Pyramiden. Das große Abenteuer hatte eine schlichte Wirklichkeit zum Hintergrund: Menschen, die warteten. Da war eine Frau von etwa fünfzig Jahren, die ein Miniaturporträt in der Hand hielt. Sie hatte nichts gefragt. Sie hatte nur die Gesichter der Soldaten betrachtet, die ausstiegen. Fourier hatte den Blick abgewandt. Manche würden immer weiter warten.

Der Aufenthalt in Lyon bot Anlass zu einer zweitägigen Rast. Mehrere Gelehrte hatten Familie oder Freunde in der Gegend und nutzten die Zeit für ein improvisiertes Wiedersehen. Fourier, dessen Familie in Auxerre lebte, begnügte sich damit, von Lyon aus einen Brief zu schicken, in dem er seine baldige Ankunft in Paris ankündigte.

Jollois nutzte die zwei Tage in Lyon, um einen berühmten Stecher zu besuchen, dessen Arbeit er vor der Expedition gesehen hatte. Er wollte beurteilen, ob dieser Stecher an der Herstellung der Tafeln für *die Beschreibung* beteiligt werden könnte.

„Hier sind Beispiele“, sagte Jollois und entfaltete einige seiner Notizbücher auf dem Tisch der Werkstatt.

Der Stecher betrachtete die Zeichnungen lange. Seine Techniker-
augen schätzten die Schwierigkeiten ab. Die Hieroglyphenzeilen verlangten äußerste Genauigkeit, die Basreliefs hatten Tiefennuancen, die im Flachstich schwer wiederzugeben waren, die Gesamtansichten der Tempel erforderten eine Beherrschung der Perspektive, die nicht alle Stecher besaßen.

„Das ist seriöse Arbeit. Ich kann sie machen. Aber ich werde Zeit brauchen. Viel Zeit.“

Jollois betrachtete die Hände des Stechers. Breit, ruhig, die Schwielen genau an den Stellen, die nur der Stichel hervorbringt.

Hände, die anders waren als seine. Seine zeichneten. Diese würden stechen. Dieser Übergang von einer Bewegung zur anderen war das, was er noch schlecht verstand. Sie würden es gemeinsam lernen müssen.

„Wir haben Zeit. Was wir nicht haben, ist das Recht, zu pfuschen.“

Sie einigten sich auf grundsätzliche Bedingungen. Jollois notierte den Namen in seinem Notizbuch. Dieser Lyoner Stecher war genau der, den er gesucht hatte.

Am Abend, als er zum Gasthaus zurückkehrte, traf Jollois Fourier in der Gaststube.

„Bonaparte hat uns im Stich gelassen“, sagte er. „Und jetzt wird er unsere Arbeit für seinen Ruhm nutzen.“

Fourier versuchte, dieses harte Urteil zu mildern.

„Ohne ihn wären wir nicht dort gewesen. Und er hat die Mittel, *die Beschreibung* zu finanzieren. Behalten wir diese beiden Tatsachen im Kopf.“

In Lyon kaufte Jollois in einer Buchhandlung ein Exemplar seiner eigenen Korrespondenz mit dem Institut, die während seiner Abwesenheit veröffentlicht worden war. Der Buchhändler hatte ihn nicht erkannt. Seine Briefe aus Ägypten von Frankreich aus zu lesen, gab ihm ein seltsames Gefühl. Als hätte ein anderer Mann dieses Erlebnis gehabt und lege ihm aus der Ferne Rechenschaft darüber ab. Er erkannte die Worte, aber nicht ganz die Stimme. Seine Schrift hatte sich verändert. Sie war direkter geworden, weniger auf Wirkung bedacht. Das war vielleicht eine gute Nachricht.

„Ich bin nicht mehr derselbe Mann, der im Mai achtundneunzig aus Toulon aufbrach“, sagte er unterwegs zu Jomard.

„Nein. Das ist keiner.“

Die Einfahrt in Paris durch die Vorstadt Saint-Antoine geschah in der Dämmerung. Die Stadt war in seiner Erinnerung größer

gewesen, als sie in Wirklichkeit war. Er hatte Paris während der Monate in Ägypten idealisiert, bis es zum Symbol für alles geworden war, was er nicht hatte. Die Wirklichkeit der Stadt überraschte ihn durch ihre prosaische Stimmigkeit. Dieselben Straßen, dieselben Gerüche, dieselben Geräusche von Karren auf dem Pflaster.

„Paris ist noch immer Paris.“

„Sie kommen von weit her, Monsieur?“, fragte der Kutscher.

„Aus Ägypten.“

„Ah“, sagte der Kutscher. „Man sagt, es sei schön dort.“

„Es ist mehr als schön. Aber man muss heimkehren, um zu wissen, was es wert ist.“

Die Ankunft in Paris am 28. Oktober verlief unauffälliger, als manche es gewünscht hätten. Keine Parade, kein offizieller Empfang, keine Reden. Die Armee des Orients war geschlagen heimgekehrt, und die Konsulatsregierung hatte keinen Grund, eine Kapitulation zu feiern. Bonaparte hatte seine Legende bereits ohne Ägypten neu errichtet. Der Feldzug war in den offiziellen Reden zu einer großmütigen Episode geworden, zu einem Akt wissenschaftlichen Interesses, der den Umständen hatte weichen müssen, und nicht zu einer schlichten und einfachen militärischen Niederlage.

Jollois ließ seine Gefährten sich zerstreuen und ging allein zu sich nach Hause in der Rue Saint-Dominique. Die Wohnung war verschlossen. Seine Familie, durch einen Brief aus Toulon benachrichtigt, hatte die Fensterläden wieder öffnen lassen. Er trat ein, legte seinen Mantel ab und setzte sich in den Sessel, in dem er gewöhnlich las. Im Kamin brannte ein Feuer. Die Wärme auf seinem Gesicht war sanft, beständig, eine Wärme von brennendem Holz, die nichts mit der Ägyptens gemein hatte.

Alles stand am selben Platz. Die Bibliothek, die Gemälde, der Schreibtisch. Drei Jahre Ägypten, und Paris hatte sich nicht geändert.

Er nahm ein leeres Notizbuch vom Regal, das erste, das ihm in die Hände fiel, und schrieb oben auf die erste Seite: „Oktober 1801 — Die Arbeiten beginnen.“ Dann schloss er das Notizbuch wieder und ging schlafen.

Das familiäre Wiedersehen fand in den folgenden Tagen statt, in dem Maße, wie sich die Nachricht unter den Nächsten verbreitete. Die Eltern, die Freunde, die früheren Kollegen. Jeder wollte Erzählungen, Beschreibungen, Anekdoten. Waren die Pyramiden wirklich so groß, wie die Reisenden behaupteten? War die Hitze erträglich? Hatte man wirklich so viel Angst gehabt, wie die Briefe vermuten ließen?

Jollois antwortete geduldig und stimmte seine Berichte auf seine Gesprächspartner ab. Bei seinen Eltern vermied er die Einzelheiten der Kämpfe und der Krankheiten. Bei seinen gelehrten Freunden ging er auf die Monumente im Einzelnen ein. Vor dem breiten Publikum hielt er sich im Register des Staunens und des Wunderbaren. Diese Fähigkeit, die Erzählung dem Publikum anzupassen, erkannte er an sich als eine Kunst, die zu besitzen er nicht geglaubt hatte. Sie würde ihm für *die Beschreibung* nützlich sein.

„Noch mehr. Die Gerüchte bleiben immer hinter der Wirklichkeit zurück, wenn es um das geht, was man sich nicht vorstellen kann.“

Diese Formel trug ihm einige ungläubige Blicke ein und ein paar Einladungen zum Abendessen bei neugierigen Parisern, die seine Abenteuer hören wollten. Er nahm sie an, erzählte, aber stets mit dem Gefühl, dass die Worte die Erfahrung verrieten. Ägypten ließ sich nicht erzählen. Es war gelebt worden. Und jetzt lebte es in den Kupferrohren, die sich in seiner Wohnung stapelten und darauf warteten, in gestochene Tafeln übersetzt zu werden.

Er schlief in jener Nacht mit diesem Gedanken ein. Das eigentliche Werk hatte noch immer nicht begonnen. Es begann morgen und würde zwanzig Jahre dauern. Das war das genaue Maß dessen, was sie unternommen hatten. Und zwanzig Jahre

erschieden ihm in diesem Augenblick zugleich vollkommen vernünftig und vollkommen schwindelerregend.

Im Dezember, als der erste Überschwang des Wiedersehens verfliegen war, begannen die Gelehrten, sich konkret zu organisieren.

Am 10. Dezember wurde Fourier von Bonaparte im Tuilerienpalast in Audienz empfangen. Die Korridore waren weit und kalt, die Wärme der Kamine reichte nicht bis in die Vorzimmer. Bonaparte erwartete ihn in seinem Arbeitszimmer, stehend wie immer. Fourier legte das Publikationsprojekt dar. Bonaparte, der das politische Interesse begriff, seine ägyptische Expedition trotz des militärischen Misserfolgs zu rühmen, nahm den Vorschlag wohlwollend auf.

„Veröffentlichen Sie das“, sagte Bonaparte. „Ich mache ein Staatsprojekt daraus.“

Bonaparte verfügte offiziell, dass der französische Staat die Vorbereitung und den Druck der *Beschreibung Ägyptens* vollständig finanzieren werde und dass diese Veröffentlichung als vorrangiges nationales Projekt zu gelten habe. Er ernannte eine Redaktionskommission, bestehend aus Fourier als Chefredakteur, Denon als künstlerischem Leiter, verantwortlich für die Tafeln, und mehreren weiteren Gelehrten als Fachredakteuren für die einzelnen thematischen Teile.

Den Gelehrten wurden Büros in einem Regierungsgebäude in Paris zur Verfügung gestellt, wo sie täglich arbeiten konnten. Beträchtliche Mittel wurden bewilligt, um professionelle Kupferstecher, Hilfszeichner und Schreiber einzustellen.

Denon widmete den ganzen Dezember der Ordnung seiner Tausende von Zeichnungen, um die Umwandlung seiner flüchtigen Skizzen in ausgearbeitete gestochene Tafeln zu beginnen. Er ordnete seine Zeichnungen nach Monumenten und nach Typen. Gesamtansichten, architektonische Details, Basreliefs, hieroglyphische Inschriften, Grundrisse, Vertikalschnitte.

„Diese vorbereitende Ordnungsarbeit ist unverzichtbar“, erklärte er seinen Gehilfen, „bevor die eigentliche Stecharbeit beginnen kann. Ohne eine strenge, systematische Ordnung würden wir Wochen damit verlieren, vergeblich nach den Zeichnungen zu suchen, die wir brauchen. Mit dieser methodischen Ordnung nach Stätten und Typen werden wir wirksam arbeiten können.“

Er begann, die besten Kupferstecher von Paris auszuwählen, um ihnen die heikle Aufgabe anzuvertrauen, seine Zeichnungen zu reproduzieren. Er traf jeden in Frage kommenden Stecher, prüfte Proben ihrer früheren Arbeit und besprach ausführlich die Qualitätsstandards, die er verlangen würde.

Die ersten Kontakte mit den Stechern offenbarten eine unvorhergesehene Schwierigkeit. Diese hervorragend ausgebildeten Techniker verstanden es, ein Original in jedem konventionellen Stil zu reproduzieren. Doch Denons Zeichnungen folgten keinem konventionellen Stil. Sie besaßen eine Freiheit des Strichs, eine Dringlichkeit, eine produktive Ungenauigkeit, die der akademische Stich nicht zu übertragen wusste.

„Sie müssen Ihr Auge schulen. Diese Konventionen sind keine Ungeschicklichkeiten. Sie gehorchen einer Logik, die Sie verstehen müssen, bevor Sie sie wiedergeben. Ein Stecher, der nicht begreift, warum ein ägyptisches Gesicht so gezeichnet ist, wird es korrigieren und dabei schwere Fehler machen.“

Diese Arbeit würde länger dauern, als er vorgesehen hatte. Aber es war klar, dass Denon keine Zugeständnisse machen würde und dass *die Beschreibung* das größte Werk sein würde, an dem er je beteiligt gewesen war.

Fourier seinerseits kam mit der Abfassung der historischen Einleitung voran. Er hatte einen Ton gelehrter Abwägung angenommen, der dem Umfang des Projekts angemessen war. Jeder Satz war gewogen. Er wollte nicht, dass *die Beschreibung* ein bloßer bebildelter Katalog sei. Er wollte, dass sie ein Akt des Denkens sei, ein geistiges Denkmal, vergleichbar der *Encyclopédie*, ein Text, der

der Nachwelt sagen sollte, was Frankreich von Ägypten begriffen hatte, und vielleicht auch, was Ägypten von Frankreich sagte.

Der Dezember 1801 ging in dieser konzentrierten Arbeit zu Ende, in diesen Büros und Ateliers, in denen das große Werk Gestalt annahm. Keiner der Gelehrten konnte damals wissen, dass es noch Jahre dauern würde, es zu vollenden, dass die dreiundzwanzig *Foliobände* der *Beschreibung Ägyptens* erst 1829 vollständig sein würden. Fast dreißig Jahre Arbeit, um von drei Jahren Expedition Rechenschaft abzulegen. Dieses Missverhältnis war vielleicht das genaue Maß dessen, was sie gesehen hatten.

Die Sitzung vom 19. Dezember im Institut war die erste offizielle Zusammenkunft der Kommission für Wissenschaften und Künste seit ihrer Rückkehr. Fourier hatte die Einberufung sorgfältig organisiert und jedem noch lebenden Mitglied — etwa dreißig waren in Ägypten umgekommen — einen persönlichen Brief geschickt, um es einzuladen, sich im großen Saal des Instituts wiederzufinden.

Sie waren etwa sechzig, aus ganz Frankreich angereist. Manche hatten einander seit Alexandria nicht mehr gesehen, seit den Tagen der Kapitulation und der Einschiffung. Sie begrüßten einander mit der verhaltenen Rührung von Überlebenden, die eine Erfahrung geteilt haben, die kein anderer ganz begreifen kann.

Fourier leitete die Sitzung mit der Feierlichkeit, die ihr gebührte, erinnerte an die geleisteten Arbeiten, die überwundenen Schwierigkeiten, die erlittenen Verluste, rief die Namen der toten Kollegen in Erinnerung und legte dann den Publikationsplan der *Beschreibung* dar, die von der Konsulatsregierung erlangte Finanzierung, den voraussichtlichen Zeitplan.

„Diese Arbeit wird Zeit brauchen. Vielleicht zehn Jahre. Vielleicht mehr. Jeder von Ihnen wird gebeten werden, zur Abfassung seines Teils beizutragen. Was wir in Ägypten begonnen haben, werden wir hier in Paris vollenden, in unseren Büros und unseren Bibliotheken. Das Abenteuer war dort drüben. Das Werk wird hier sein.“

Denon, der im Publikum saß, hörte zu und dachte an seine Notizbücher in seiner Wohnung, an all die Zeichnungen, die darauf warteten, gestochen zu werden. Die Arbeit, die er in Ägypten getan hatte, war nur die Hälfte der Arbeit. Die andere Hälfte begann.

Die letzte Dezemberwoche war der Abfassung des ersten offiziellen Berichts der Kommission für Wissenschaften und Künste an den Innenminister gewidmet. Dieser zweiundneunzig Seiten starke Bericht bot eine Bestandsaufnahme dessen, was die Kommission geleistet, was sie mitgebracht hatte und was sie zu veröffentlichen gedachte.

Fourier verfasste den Hauptteil, Denon den künstlerischen Teil, Geoffroy Saint-Hilaire den naturkundlichen. Marcel den, der die Sprachen und die Manuskripte betraf. Das nüchterne, präzise Dokument beeindruckte den Minister, der es mit einer wohlwollenden Notiz an Bonaparte weiterleitete.

Bonaparte, der den Stand der Sammlungen seit seiner Rückkehr nach Frankreich vor zwei Jahren verfolgt hatte, bestellte Fourier zu einer Arbeitsbesprechung ein. Er wollte, dass die *Beschreibung Ägyptens* nicht nur ein wissenschaftliches, sondern auch ein politisches Denkmal sei, das seinen Orientfeldzug verherrlichte. Die beiden Ziele waren nicht unvereinbar, aber ihr Nebeneinander zwang die Gelehrten, mit Vorsicht zu manövrieren.

„Wir werden der Wissenschaft dienen“, sagte Fourier zu Denon nach der Besprechung mit Bonaparte. „Und wir werden Bonaparte glauben lassen, dass wir seinem Ruhm dienen. So sind große wissenschaftliche Werke immer finanziert worden.“

Denon lächelte. Diese Formulierung war vielleicht die treffendste, die er je gehört hatte, um ihre Lage seit Beginn der Expedition zu beschreiben.

Bonaparte nahm den Bericht der Kommission mit einem Interesse entgegen, das nicht gespielt war. Er hatte eine echte intellektuelle Neugier für gewisse Aspekte der Expedition, die

Pyramiden, den Stein von Rosette, die kolossalen Tempel von Theben. Er würde ein Jahr später Denons *Voyage* mit Leidenschaft lesen und seinen Freunden davon erzählen.

„Ihr Denon schreibt gut“, sagte Monge. „Das ist selten unter Gelehrten. Seine Briefe über die Pyramiden sind die besten Beschreibungen, die ich gelesen habe.“

„Er sieht, was er beschreibt“, sagte Bonaparte. „Er ist ein Künstler ebenso sehr wie ein Gelehrter.“

Bonaparte nickte. Einige Wochen später ließ er Denon wissen, dass er eine Idee für ihn habe, ohne auf Einzelheiten einzugehen. Für die Gelehrten, die weiter an der *Beschreibung* arbeiteten, war der Gedanke, dass Denon einen Posten an der Spitze erhalten könnte, eine gute Nachricht. Diese Aussicht sicherte ihnen einen hochgestellten, verständnisvollen und informierten Ansprechpartner innerhalb der Regierung.

Die Finanzierung, die Bonaparte gewährte, war großzügig, aber nicht unbegrenzt. Die Gelehrten mussten sich rasch der wirtschaftlichen Wirklichkeit einer monumentalen Publikation stellen. Die Stecher kosteten viel, der Druck großformatiger Tafeln noch mehr, das Qualitätspapier war teuer.

Fourier entwarf einen gemischten Finanzierungsplan, der staatliche Mittel mit Subskriptionen von Bibliotheken, Akademien und wohlhabenden Privatleuten verband. Diese Formel, die es erlaubte, die Kosten zu kontrollieren und zugleich die Verbreitung zu erweitern, nahm die Finanzierungsmodelle der großen wissenschaftlichen Publikationen des neunzehnten Jahrhunderts vorweg.

Denon seinerseits verhandelte mit einem Pariser Verleger über die Veröffentlichung seines *Voyage dans la Basse et la Haute Égypte* als eigenständigen Band, der der kollektiven *Beschreibung* vorausgehen sollte. Diese rasche Veröffentlichung schon 1802 würde es erlauben, das Interesse der Öffentlichkeit am alten Ägypten

wachzuhalten und einen günstigen Rahmen für die Aufnahme der *Beschreibung* zu schaffen, wenn sie erschien.

„Wir veröffentlichen in zwei Schritten. Zuerst mein Voyage, für das breite Publikum und um den Schwung zu erhalten. *Die Beschreibung* danach, für die Gelehrten und für die Ewigkeit.“

Denons Ernennung zum Generaldirektor der Nationalmuseen, im November 1802 durch Konsulatsdekret verkündet, war für ihn ebenso eine Überraschung wie für seine Kollegen in der Kommission. Bonaparte hatte sie beschlossen, nachdem er das *Voyage dans la Basse et la Haute Égypte* gelesen und mehrere Gespräche mit Denon über Kunst und Sammlungen geführt hatte.

Dieser Posten, den er nicht erbeten hatte und den Bonaparte seit ihrem Gespräch vom Dezember 1801 für ihn vorgesehen hatte, würde Denon in das Herz eines Widerspruchs stellen. Als Direktor der Museen würde er die Erwerbungen von Kunstwerken aus den vom napoleonischen Kaiserreich eroberten Ländern beaufsichtigen. Er würde zum zentralen Rädchen einer Politik systematischer Plünderung werden, deren kritischer und machtloser Zeuge er in Ägypten gewesen war.

Er nahm dennoch an. Er glaubte, von dieser Position aus Einfluss darauf nehmen zu können, wie die Sammlungen zusammengestellt und präsentiert wurden, und die wissenschaftliche Dimension statt der triumphalen betonen zu können. Es würde ein anderer Kampf sein, mit anderen Mitteln geführt.

Diese grundlegende Spannung zwischen seiner künftigen Rolle und seiner vergangenen Erfahrung entging ihm nicht. Er notierte sie in seinem Tagebuch mit der kühlen Genauigkeit, die er für schwer erträgliche Beobachtungen reservierte. Dann wandte er sich anderem zu. Es gab zu viel zu tun, um bei den Paradoxen seiner Lage zu verweilen.

Die zwanzig Jahre, die folgen sollten, würden die produktivsten seines Berufslebens sein, wenn auch von anderer Art als die, die er soeben erlebt hatte. Sesshafter, verwaltungsmäßiger,

institutioneller. Aber auf ihre Weise ebenso fordernd. Die *Beschreibung Ägyptens* erscheinen zu lassen, würde eine Ausdauer und eine Disziplin verlangen, die mit denen der Expedition selbst vergleichbar waren. Denon wusste es. Zwanzig Jahre Arbeit lagen vor ihm. Er trat auf die Straße und ging.

VII - Die Arbeit beginnt

Jomard wohnte seit seiner Rückkehr in der Rue de la Croix-Faubin. Ein im Winter kaltes, nach Norden gelegenes Zimmer, aber mit einem großen Tisch, auf dem er seine Messblätter ausgebreitet hatte.

Er war nun seit einem Jahr zurück. Ein Jahr lang hatte er abgeschrieben, verglichen, korrigiert. Seine topographischen Aufnahmen erstreckten sich mittlerweile über zweihundert Blätter Millimeterpapier, vom Nildelta bis zu den Katarakten von Assuan. Die genaueste Karte Ägyptens, die je gezeichnet worden war.

Er berechnete die Höhe der großen Pyramide: einhundertsechs- und vierzigeinhalb Meter, das waren ungefähr zweihundertachtzig königliche ägyptische Ellen. Die Erbauer hatten eine präzise Maßeinheit benutzt, und diese Einheit ließ sich nun wiederfinden. Er veröffentlichte den Wert in seinen Notizen: 0,5236 Meter. Die Ägyptologen würden ihn hundertfünfzig Jahre lang verwenden.

Er dachte auch an den Suezkanal. Bonaparte hatte ihn ins Auge gefasst.

Lepère, der Chefindgenieur, hatte einen monumentalen Fehler begangen. Er hatte geschlossen, dass das Rote Meer fast zehn Meter höher liege als das Mittelmeer, was den Kanal ohne Schleusen unmöglich mache.

Jomard zweifelte bereits an diesen Zahlen, ohne es beweisen zu können. Lepères Bericht würde 1803 erscheinen.

Dieser Irrtum würde fast ein halbes Jahrhundert kosten, bis Bourdaloue 1847 die Messungen wiederholte und zeigte, dass die

beiden Meere fast auf gleicher Höhe lagen, und bis Ferdinand de Lesseps den Kanal in zehn Jahren grub.

Jomard betrachtete in seinem kalten Zimmer seine Karte des Nils. Jede Flussschleife mit Bussole und Theodolit aufgenommen. Jedes Dorf. Jeder Tempel. Das Niltal erstreckte sich auf zehn Blättern von Norden nach Süden, mit einer Genauigkeit, die einem Ingenieur erlauben würde vorherzusagen, wohin das Wasser fließen würde, wenn man einen Damm baute.

Ein Jahrhundert später würden die britischen Ingenieure, die den ersten Staudamm von Assuan bauten, noch immer Jomards Aufnahmen zu Rate ziehen.

Er schrieb an jenem Abend in sein Tagebuch: „All diese Arbeit, damit die Ingenieure des nächsten Jahrhunderts das Wasser eines Volkes verwalten können, das wir nicht zu regieren verstanden.“

Er blies die Kerze aus. Er hatte noch hundertzehn Blätter abuschreiben, ehe die Kommission mit dem Druck des ersten Bandes der *Beschreibung* beginnen konnte.

Der Oktober brachte die ersten wirklichen Widerstände der Arbeit.

Der tiefste war nicht technischer Natur. Es war das Problem der Hieroglyphen.

Denon wurde sich dessen jeden Abend bewusst, wenn er seine Notizen des Tages durchsah. Er hatte Hunderte von Inschriftenkolumnen in Karnak, in Luxor, im Tal der Könige gezeichnet. Er hatte sie mit der Genauigkeit eines Stechers kopiert, Zeichen für Zeichen, ohne ein einziges zu verstehen. *Die Beschreibung* würde diese Kolumnen veröffentlichen. Tausende von Lesern würden sie betrachten. Niemand würde wissen, was sie besagten.

Es war eine grundlegende Lücke, und es gab kein Mittel dagegen. Marcel hatte es bei einer Sitzung im Oktober klar formuliert.

„Wir müssen einen streng deskriptiven Stil annehmen. Was wir sehen, nicht was es bedeutet.“

Die *Beschreibung Ägyptens* war am Anfang eine Idee Fouriers. Nicht ganz. Bonaparte hatte die Veröffentlichung angeordnet, Jomard hatte organisiert, Denon hatte die Bilder geliefert. Aber es war Fourier, der als Erster begriffen hatte, was dieses Buch sein musste. Ein Denkmal. Eine Enzyklopädie einer ganzen Zivilisation, so, wie man sie vorgefunden hatte.

Er würde die historische Einleitung zwei Jahre lang von seiner Pariser Wohnung aus verfassen. Einhundertsechzig dichte Seiten, eine Synthese alles dessen, was man seit den Griechen über Ägypten wusste.

Die Menge der Bilder war schwindelerregend. Denon hatte seine Notizbücher, Jollois und Devilliers ihre eigenen, insgesamt zweihundertsiebenunddreißig. Jomard hatte zweihundert Blätter Aufnahmen. Geoffroy hatte Hunderte von Tafeln der Zoologie und Botanik. Die Ingenieure hatten Baupläne für jedes besuchte Monument. Insgesamt achthundertvierundneunzig Tafeln, davon etwa sechzig farbig. Rund vierhundert Stecher, über zwanzig Jahre. Dutzende von Zeichnern, von denen viele an der Expedition teilgenommen hatten.

Tafeln, so groß, dass keine Pariser Presse sie drucken konnte. Conté — derselbe Conté, der in Ägypten Bleistifte hergestellt hatte — hatte vor seinem Tod 1805 eine Sondervorrichtung für die anspruchsvollsten Formate entworfen, die seine Nachfolger umsetzten. Neue Pressen wurden gebaut. Manche Tafeln bedeckten fast einen Quadratmeter. Es bedurfte eigens angefertigter Papierbögen, mit dem Wasserzeichen *Égypte ancienne et moderne*. Manche Tafeln erforderten allein zwei Jahre Arbeit.

Der erste Band erschien 1809. Der letzte 1829. Dreiundzwanzig Bände, in einer Auflage von eintausend Exemplaren auf Vergé-Papier mit Wasserzeichen gedruckt. Die Handelsausgabe *Panckoucke* würde ab 1821 in siebenunddreißig Bänden erscheinen.

Fourier würde die ersten Bände erscheinen sehen, dann das vollendete Werk. Er würde 1830 sterben.

Die *Beschreibung Ägyptens* schuf die Ägyptologie als Disziplin. Sie dokumentierte Monumente, die seither zerstört sind, Farben, die seither verblasst sind, Stätten, die seither geplündert wurden. Sie erlaubte einem französischen Gelehrten, seine Methode der Entzifferung auszuarbeiten. Was Frankreich wirklich von Ägypten behielt, waren einhundertsiebenundsechzig Gehirne und die achthundertvierundneunzig Tafeln, die sie hervorgebracht hatten. Was es geraubt hatte — und das Wort war zutreffend, welche Rechtfertigung man auch anführte —, war in London. Die Statuen waren in London. Das Wissen war in Paris.

Das war der einzige Trost, der zu haben war. Er war echt.

Die übrigen Schwierigkeiten — Kohärenz zwischen den Tafeln verschiedener Künstler, Vereinheitlichung der Monumentennamen — wurden durch Arbeitsverfahren geregelt, die Fourier mit seiner gewohnten Methode entwickelte: klar, praktisch, sofort anwendbar. Man überprüfte jede Tafel anhand der Maßaufnahmen. Man übernahm die modernen arabischen Namen als offizielle Namen, mit den altgriechischen Namen in Klammern.

Jomard schlug die Namensregel vor. Fourier wandte sie an.

Im November begann Denon mit der Abfassung der Begleittexte. Jede Tafel sollte von einem Text begleitet werden: Lage, Maße, Erhaltungszustand, wahrscheinliche dynastische Zuordnung.

Denon verfasste die Texte zu den wichtigsten Tempeln, die er erforscht hatte. Sein literarischer Stil, beeinflusst von der aufkommenden romantischen Prosa des beginnenden neunzehnten Jahrhunderts, verband wissenschaftliche Beschreibungsgenauigkeit mit eindrucksvollen Passagen, die die ästhetische und geistige Ergriffenheit vermittelten, die man beim Betrachten dieser majestätischen Monumente empfand.

Sein Text über Karnak begann mit den Maßen. Eine Umfassung von fünfhundertvierzig mal fünfhundertfünfzig Metern, dreißig Hektar, hundertvierunddreißig Säulen im Hypostylsaal, zwölf Mittelsäulen von einundzwanzig Metern Höhe. Dann ein Satz:

„Die Wirkung dieses Säulenwaldes ist die eines Raumes, in dem menschliche und göttliche Größe ineinander verschwimmen.“

Fourier strich den Satz. Denon setzte ihn wieder ein.

Fourier las die Notizen durch und strich die lyrischen Passagen. Denon setzte sie wieder ein. Fourier strich sie erneut.

„Wir betreiben Wissenschaft, nicht Literatur“, sagte Fourier.

„Die Wissenschaft wovon?“, erwiderte Denon. „Diese Monumente wurden gebaut, um auf den zu wirken, der sie betrachtet. Wenn wir diese Wirkung nicht weitergeben, katalogisieren wir Steine.“

Keiner von beiden gab nach. Sie ließen die beiden Töne nebeneinander bestehen. *Die Beschreibung* würde beides zugleich sein. Vielleicht würde sie gerade deshalb Bestand haben.

Fourier wohnte in der Rue des Fossés-Saint-Victor, zwanzig Minuten zu Fuß vom Hôtel de Beauvais entfernt.

Er dachte an Bonaparte. Nicht an dessen Eitelkeit oder Ehrgeiz, denen er sich längst nicht mehr entgegenzustellen versuchte, sondern an etwas Einfacheres: Dieser Mann hatte eine Expedition ins Werk gesetzt, die verändert hatte, wie Europa auf Ägypten blickte, die verändert hatte, wie Fourier selbst auf die Geschichte blickte, und er wusste davon vermutlich nicht viel. Für Bonaparte war Ägypten ein militärischer Irrtum gewesen, den ein geglückter Staatsstreich behoben hatte. Für Fourier würde es Zeit seines Lebens die dichteste Zeit bleiben, die er gekannt hatte.

Das war der Unterschied zwischen denen, die Geschichte machen, und denen, die sie verstehen. Selten waren es dieselben Menschen.

An der Ecke der Rue Saint-Jacques blieb er stehen. Ein junger Mann verkaufte in der Kälte Zeitungen. Er kaufte eine, ohne sie zu lesen, und ging weiter.

Jomard arbeitete in seinem Zimmer in der Rue de la Croix-Faubin noch immer. Er hatte ein zu kleines Zimmer gemietet, in dem er seine Notizbücher und seine Instrumente auf einem mit Pauspapier bedeckten Tisch aufgebaut hatte. An diesem Abend arbeitete er das Kartenprojektionssystem aus, das er für den Atlas der *Beschreibung* verwenden würde. Das Niltal erstreckte sich über acht Breitengrade, war aber nie breiter als zwanzig Kilometer. Er brauchte eine Projektion, welche die Proportionen dieses schmalen fruchtbaren Streifens wahrte, ohne die Entfernungen allzu sehr zu verzerren.

Er zeichnete den ersten Meridian. Dann die Breitenkreise. Dann die Nilmündung im Norden, bei Rosette. Dann den Lauf des Flusses nach Süden mit seinen Windungen, die er auswendig kannte, weil er sie achtzehn Monate lang vermessen hatte.

Die Karte nahm Gestalt an, Strich für Strich.

Es war Mitternacht, als Jomard die Feder aus der Hand legte. Er blies die Lampe aus, statt sie verlöschen zu lassen – eine Gewohnheit aus Ägypten, wo das Öl teuer gewesen war – und blieb eine Weile im Dunkeln sitzen. Fünfundzwanzig Jahre. Er hatte die Pyramiden gesehen, die Tempel von Theben, die Wüste, eine Schlacht, eine Kapitulation, hatte Dinge vermessen, die vor ihm niemand vermessen hatte.

Und nun zeichnete er eine Karte in einem kalten Zimmer.

Das war nicht weniger wert. Die wahre Wissenschaft entstand nachts, mit Geduld. Er dachte an Abdallah, den *Wakil* des Kanals, der ihm gesagt hatte, dass das Lernen nie ende, weil auch der Kanal nie aufhöre, sich zu verändern. Nun verstand er, was das bedeutete. Ägypten war die Ernte gewesen. Dies hier war das Korn, das man drosch und in die Speicher brachte, damit es den Winter überstand.

Geoffroy Saint-Hilaire schrieb in der Rue de Seine an Cuvier. Sie waren Rivalen und wussten es. Doch der Brief, den er verfasste, war keiner der Rivalität, sondern ein Brief der Wahrheit.

Er beschrieb ihm die mumifizierten Ibissee von Sakkara, die Krokodile des Nils, die Katzen von Bubastis. Und er beschrieb ihm etwas, das er noch niemandem gesagt hatte. Die Überzeugung, die ihm während der ägyptischen Monate gekommen war, dass die Arten nicht feststehen, dass sie sich mit ihrer Umwelt verändern.

Cuvier würde ihn bekämpfen. Dreißig Jahre lang würden sie sich vor der Akademie streiten. Dieser Streit würde einer der bedeutendsten der europäischen Naturgeschichte werden. Er hatte hier begonnen, in einem Pariser Zimmer, im Dezember 1802, mit einem Brief an einen Mann, den er liebte und zugleich bekämpfte. Er schloss den Brief und versiegelte ihn. Der Abend ging zu Ende. Am nächsten Morgen gab er ihn zur Post.

Ägypten wirkte weiter, aus der Ferne, in den Köpfen derer, die es durchquert hatten. Das war keine Nostalgie. Es war etwas Hartnäckigeres und Nützlicheres. Eine andere Art, die Dinge zu sehen, die sich nicht wieder verlieren würde.

Im Dezember ließ das Finanzministerium Fourier wissen, dass die Ausgaben die Voranschläge überstiegen. Die Kupferstecher verschlangen vierzig Prozent des Budgets. Das Qualitätspapier zwanzig. Kürzen, ohne an Qualität einzubüßen, sei unmöglich. Fourier sagte es dem Minister. Der Minister sagte, er werde sehen. Er sah. Die Mittel blieben erhalten. *Die Beschreibung* ging weiter.

Jomard hatte in seinem Zimmer an diesem Abend seine Aufzeichnungen aus dem Fayum hervorgeholt. Bewässerungsmessungen, die er noch nicht für *die Beschreibung* abgeschrieben hatte. Kanäle, Durchflussmengen, Umläufe der Sakias. Er hatte zwei Wochen dort verbracht, um Dinge zu vermessen, die die Fellachen wussten, ohne sie je aufgeschrieben zu haben. Ein Bewässerungssystem, so alt wie die Pharaonen, ganz in den Köpfen der Männer bewahrt, die es von Kindheit an betrieben. Er hatte es festgehalten, in Minuten und Durchflussmengen umgerechnet, so aufbereitet, dass Ingenieure des folgenden Jahrhunderts es

würden lesen können. Vielleicht war das die einzige Möglichkeit, es zu retten.

Er legte das Notizbuch nieder. Draußen war Paris still. Irgendwo dieselben Sterne wie über dem Fayum. Dieselben Ochsen wahrscheinlich, die sich in ihren Kreisen drehten.

Ende Dezember waren zwanzig Bände gleichzeitig in Vorbereitung. Die Richtung war vorgezeichnet, die Teams standen bereit.

Am Abend des 31. Dezember 1802 legte Denon seinen Bleistift nieder und betrachtete die Kupferröhren, die an der Wand seines Arbeitszimmers aufgereiht standen. Vier Kupferröhren, mit schwarzer Farbe nummeriert. In der Röhre Nummer eins seine ältesten Notizbücher, Alexandria, der Marsch durch die Wüste, die ersten Ansichten der Pyramiden. In der Nummer drei die Aufnahmen von Theben und dem Tal der Könige. In der Nummer vier die letzten Zeichnungen, in Kairo am Vorabend der Abreise entstanden. Er stand auf, nahm die Röhre Nummer eins und schraubte den Deckel ab. Zog das erste Notizbuch heraus. Es öffnete sich bei einer flüchtigen Skizze. Das Deck der Junon, mit den Segeln und der Flotte im Hintergrund, gezeichnet während der Überfahrt im Mai 1798. Vier Jahre zuvor. Fast ein anderer Mensch. Er schloss das Notizbuch, schraubte den Deckel wieder zu. Stellte die Röhre an die Wand zurück.

Draußen beschloss Paris sein Jahr im gewöhnlichen Lärm einer großen Stadt. Das Läuten, die Stimmen, die Wagenräder auf dem nassen Pflaster. In wenigen Stunden würde aus 1802 das Jahr 1803 werden. *Die Beschreibung* wäre dann ein Jahr alt. Sechszwanzig weitere würde es brauchen.

Er ließ die Flamme sterben und trat auf die Straße. Eine Weile ging er ohne bestimmtes Ziel durch die trockene Kälte der Pariser Nacht. An der Ecke der Rue de Grenelle blieb er stehen und hob den Blick. Der Himmel war klar. Orion stand da, über den Dächern, genau dort, wo er ihn im Winter 1798 über den Pyramiden gesehen hatte.

Dieselben Sterne. Dieselbe Nacht. Ein anderes Land, ein anderes Leben.

Er ging nach Hause, setzte sich an seinen Tisch, schlug ein leeres Notizbuch auf. Oben auf die erste Seite schrieb er das Datum. Dann, darunter: „Tempel von Karnak, Säulensaal. Mittlere Säulen: 21 Meter. Durchmesser: 3 Meter 50. Papyruskapitelle.“

Er begann, die Notiz zu verfassen.

Bonaparte dagegen hatte nicht gewartet. Erster Konsul seit dem Brumaire des Jahres VIII, Konsul auf Lebenszeit 1802, Kaiser der Franzosen 1804. Der Mann, der den Gelehrten in Kairo gesagt hatte, ihr Werk werde ihn überdauern, war dabei, etwas Ehrgeizigeres und Zerbrechlicheres zu errichten: ein Regime. Die *Beschreibung Ägyptens* würde unter dem Kaiserreich erscheinen. Denon würde dessen Museen leiten. Was die Expedition den Tatsachen nach gewesen war – prekär, unvollständig, kostspielig –, wurde in der offiziellen Erzählung gerade zu einem Fundament des nationalen Ruhms. So kam es, dass die Dinge am Ende Bestand hatten.

Denon war noch immer nicht fertig. Die Feldzüge würden wieder beginnen. Deutschland, Österreich, Preußen. Und mit den Feldzügen die Sammlungen.

Ende von Band II